Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht ausleihbar
ULB Düsseldorf
+9107 528 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

698 b.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abhandlungen

zu

Goethes Leben und Werken

von

Heinrich Düntzer.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe)
1885.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HT 8641779

19 Dk:127906(2)

Jedem redlichen Bemühn
Sei Beharrlichkeit verliehn.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

65.581

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
I.	Goethes Beziehungen zu Köln	1
II.	Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern	141
III.	Satyros oder der vergötterte Waldteufel	197
IV.	Stella	293
V.	Goethes politische Dichtungen	343
	Zusätze	401
	Personenverzeichniß	404
	Druckfehler	412

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Goethes Beziehungen zu Köln.*)

I.

Auf dem homerischen Schilde des Achilleus wie in der ältern griechischen Kunst erscheinen die Götter größer als die Sterblichen dargestellt. So überragen von mächtiger Geisteskraft zu wirksamer Entwicklung ihrer Natur getriebene Menschen die elementarische Masse des Volkes, aus welcher freilich manche durch geistigen Gehalt und Tüchtigkeit sich erheben, aber den göttergleichen Genien allein ist es verliehen, sich wie eine höhere Macht der Welt zu offenbaren. Ein Volk kann sich nicht würdiger ehren als durch innige Erfassung und Verehrung der Männer, deren großartige Schöpfungen sein Leben verklärt haben, da eben sein eigenes Sein sich in den aus ihm hervorgegangenen Heroen bezeichnend ausprägt. Unter den Größten der Großen strahlt im Leben unseres Volkes der Dichter, der uns neben „Iphigenie", „Tasso" und „Faust", diesen Wunderblumen im Garten der Dichtung, mit dem sprechendsten und edelsten Bilde deutschen Bürgerthums beschenkt hat. Die Ausbildung seiner Natur war so in sich vollendet, daß er als ein Typus eines vollkommenen Menschen dasteht, wie ihn nur das wunderbare Zusammentreffen glücklicher Umstände hervorbringen konnte, und seine aus lebensvollem Einheitspunkte fließende Wirksamkeit war so unendlich vielseitig, daß wir noch heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Hinscheiden, sie nach allen Richtungen nicht genau ermessen können. Wenn liebevolle Verehrung

*) Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands, mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgegeben von Richard Pick. Vierter Jahrgang (1878).

seinen Spuren im Leben und in der Dichtung forschend folgt, so liegt dies besonders denjenigen nahe, mit welchen dieser Riesengeist in irgend eine Beziehung getreten, auf welche einzelne Strahlen seines hehren Sonnenganges gefallen. So möge es denn auch, nachdem manche andere Städte und Gegenden ihren Antheil an Goethe festgestellt haben, einem Sohne Kölns gestattet sein, in dieser dem geschichtlichen Leben Rheinlands und Westfalens gewidmeten Zeitschrift die Fäden zu verfolgen, welche dessen Andenken an seine Vaterstadt knüpfen. Von allen den Meistern, die unsere neuere klassische Literatur schufen und bildeten, hat Goethe allein den Boden unserer ehemaligen kurfürstlichen Reichsstadt betreten; weder Klopstock noch Wieland, weder Lessing noch Herder haben hier geweilt, und auch Schiller hat den Rhein unterhalb Mainz nie gesehen.

Wäre uns von dem Reimbüchlein, aus welchem der Knabe seine ersten bescheidenen Kenntnisse der Erdbeschreibung schöpfte, etwas mehr bekannt als das in „Wahrheit und Dichtung" angeführte Verschen über Oberyssel, so wüßten wir auch, mit welchem Reimworte sich Köln seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Näher dürfte ihm dieses zuerst in dem Volksbuch von den Heimonskindern getreten sein, das ihm, wie diese ganze Sippschaft eines löschpapiernen frankfurter Verlages, sehr frühe zukam. In den auf einem Tischchen eines frankfurter Büchertrödlers den jungen Wolfgang anlockenden „Heimonskindern", die ihm bald sehr geläufig wurden, nach denen er in Wetzlar die Perikopen des dortigen seltsamen Ritterordens verfaßte, nach denen er seine Mutter Frau Aja nannte, deren er im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" als „der Kinder Heyemann" launig gedachte, die er noch in Weimar an die Kinder der Frau von Stein schenkte, in diesen fand der Knabe die Erzählung von dem Martertod Reinolds zu Köln. Die Volksbücher haben meist ihren Weg aus den Niederlanden über Köln genommen; auch die kölnische Fassung der „Heimonskinder" wurde in den protestantischen Städten Nürnberg und Frankfurt nachgedruckt. Hier heißt es nun von Reinold, er habe vernommen, „daß die heilige Stadt Köln die heiligste und fürtrefflichste Stadt in ganz Deutschland wäre, wegen der Leiber und Reliquien der Heiligen, so allda

ihr Blut um des christlichen Glaubens willen vergossen hatten, als da sind St. Ursula mit ihrer Gesellschaft und andere unzählbare mehr. Da ward er bewegt dahin zu ziehen, die Heiligen mit seinem Gebet zu verehren.“ Er zog sich in das St. Peterskloster zurück, wo er Wunder wirkte und die Stadt von der Pest befreite. Unvermittelt schließt sich daran die Legende von seinem Martertod. Er habe als Steinmetz an dem Baue der Peterskirche gearbeitet, zu welchem Bischof Agilolf aus allen „umliegenden Ländern und Fürstenthümern“ Zimmerleute, Steinmetzen und andere Arbeiter habe kommen lassen. Da Reinold, den die andern Arbeiter, weil er seinen Namen und seine Herkunft verschwieg, „St. Peters Werkmann“ nannten, so fleißig war, daß er mehr als vier oder fünf andere arbeitete, weshalb die Meister den übrigen Trägheit vorwarfen, beschlossen mehrere, den heiligen Mann aus dem Wege zu räumen; dieser aber, dem der Anschlag durch ein Gesicht offenbart wurde, lieferte sich aus Sehnsucht nach dem seligen Martertode den Mördern selbst in die Hände. Sie erschlugen ihn, steckten die Leiche in einen Sack, den sie mit Steinen beschwerten und sodann in den Rhein warfen. Aber der Himmel verherrlichte seinen Heiligen durch ein Wunder. Der Sack kam wieder nach oben und landete an dem Orte, wo er versenkt worden war, die Seele des Heiligen aber ward von lobsingenden Engeln in den Himmel geleitet. An der Stelle, wo die Leiche lag, hörte man den lieblichsten Engelgesang und bei Nacht leuchtete ein so klarer Schein, als wäre es um Mittag. Auch die wunderbare Entdeckung der Leiche des Heiligen und die legendenartige Ueberführung derselben nach Dortmund ist im Volksbuche ausführlich zu lesen. Wenn Goethe noch in hohem Alter sich der ähnlichen Sage von Johann von Nepomuk erfreute, durch die er zu dem hübschen Kinderliede „St. Nepomuks Vorabend“ veranlaßt wurde, wenn er noch in der „Novelle“ unter den Wundern, die Gott an seinen Heiligen übt, auch der Welle gedenkt, die vor den in das Wasser Gestürzten zurückschwankt, so dürfte ihm die aus seiner Knabenzeit bekannte kölnische Legende noch im Sinne gelegen haben, nach welcher Engel die Seele des Heiligen, wie am Schlusse seiner mit der Himmelfahrt Fausts endigenden divina commedia die Seele des auch in seinem dunkeln

Drange sich des rechten Weges wohl bewußt bleibenden Stürmers und Strebers, unter Lobgesängen zum Himmel geleiteten.

Unter den manchen Büchern, die der Knabe in der reichen Sammlung seines Vaters fand, könnte ihn auch das „Neue emblematische Büchlein" von Meißner (Nürnberg 1678) angezogen haben, das tausend Abbildungen von Städten mit emblematischen lateinischen Versen nebst Uebersetzung im Geschmacke damaliger deutscher Reimerei enthielt. In dieser Sammlung wird Köln mit Beziehung auf seine in der Abbildung besonders bezeichnete Universität Musarum conventus genannt. Der durch ein zopfiges Bild würdig ins Licht gesetzte Spruch lautet:

Pegasus hic, Iuno hic, Charis hic, hic pulcher Apollo,
Hic Musae, hic Helicon, hic sacra Pallas adest,

was erbaulich verdeutscht wird:

Hier ist Pegasus, Juno reich,
Apollo, Charis seuberleich,
Hier sind die Musä, Helicon,
Pallas thut vorm Parnasso ston.

Wie tief dieser deutsche Parnassus damals heruntergekommen, wie Köln die Stätte finstersten Aberglaubens und beschränktester Geistesarmuth geworden, wie die Universität des „deutschen Roms" sich gegen alle Aufklärung als eine frevle Ueberhebung menschlicher Vermessenheit sperrte, wird dem nach Klarheit ringenden, schon den Gott in seinem Busen fühlenden, nach voller Entwicklung seiner Kraft sich sehnenden Knaben von mancher Seite zugekommen sein: galt ja Köln allgemein damals als Burg des verknöchertsten Katholizismus, die durch Universität, Mönche und Senat den Protestantismus als Greuel sich vom Leibe hielt, wie Goethe auch aus der von ihm vielgelesenen „Chronik" Gottfrieds ersehen konnte, wogegen in Frankfurt, wenn auch das hier herrschende Lutherthum keine Kirche den zu hohem Reichthum gelangten Reformirten in seinen Ringmauern zugestand, diese doch sonst unbehelligt ließ, die Katholiken gar nicht in ihrem Kirchenbesitz störte. Noch 1774 schrieb der schwedische Reisende Jakob Jonas Björnstähl: „Das alte Sprichwort, daß zu Frankfurt die Lutheraner die Regierung, die Katho-

liken die Kirchen und die Reformirten den Reichthum inne haben, trifft noch heutigen Tages ein."

Je freier sich die Ansichten des zum Jüngling heranwachsenden Knaben ausbildeten, um so weniger Neigung konnte er zu dem starrkatholischen Köln mit seiner Unzahl von Kirchen, Klöstern und Kapellen fassen, zu der, wie er selbst von Goslar sagt, in und mit ihren Privilegien vermodernden Reichsstadt, welche ihre Macht in gar wunderlicher Weise mit dem Kurfürsten und Erzbischofe, ja mit dem unter fremdem Einflusse stehenden Domkapitel theilte. Kölns Kurfürsten und dessen reiches Gefolge sollte er im Anfange des Jahres 1764 in Ausübung seiner Rechte bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt selbst sehen, wobei der solche Gelegenheiten immer zur Belehrung benutzende Vater es sich nicht entgehen ließ, ihm über die Kurfürsten des heiligen römischen Reiches, auch wohl über ihre Stellung in ihren Landen und insbesondere über die des kölner Kurfürsten zu seiner Metropole, näheres mitzutheilen. War ihm schon seine überall an vergangene Zeiten und Zustände unbehaglich erinnernde, aber doch noch immer vom frischen Geistesleben der Gegenwart bewegte Vaterstadt drückend, wie viel weniger konnte ihn die von den Reliquien der Heiligen und den Resten eines durch ihre günstige Lage an sie geknüpften Handelsverkehrs lebende niederrheinische Reichsstadt anmuthen, welche kein Strahl des neuerwachten deutschen Geistes beleuchtete, zu dessen Dienst er sich berufen fühlte. Ueber die nahe Rheinstadt Mainz, das ihn als kurfürstliche und große katholische Stadt „in Verwunderung setzte", gingen weder seine Ausflüge noch seine Wünsche hinaus. Ihn trieb es in die freie Welt, wo er seinen Geist ausweiten, Herz und Gemüth erfrischen, sich menschlich fühlen konnte. Nach der Rückkehr von der großen Handels- und Bildungsstadt Leipzig eilte der eben frisch Genesene nach dem Deutschland schmachvoll entrissenen Straßburg, wo die volle Knospe seines Dichtergemüthes sich erschloß. Des Vaters Wunsch führte ihn dann nach dem reichskammergerichtlichen Wetzlar. Hier heimelte ihn die herrliche Natur freundlich an, doch bildete sich auch während des gesegneten Sommers ein Herzensverhältniß, das den entzündlichen, aber von tiefem sittlichen Gefühl zur Entsagung getriebenen Jüngling zur Flucht drängte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und er floh, dem Laufe der Lahn folgend, an den Rhein, nach Thalehrenbreitstein. Er hatte Merck versprochen, dort bei Frau von Laroche mit ihm zusammenzutreffen, da dieser seinen Aerger über deren etwas steifes diplomatisches Verhalten bei ihrem vorigjährigen Besuche in Frankfurt beschwichtigt hatte.

Die Dichterin der „Sternheim" sollte die Vermittlerin des Oberrheins und des Mains mit dem Niederrheine werden. Hier hatten die beiden Brüder Jacobi im Mai 1771 mit Wieland vierzehn glückliche Tage genossen, wovon Frau von Laroche auch den jungen frankfurter Advokaten und Dichter unterhalten haben wird. Der ältere Bruder, Johann Georg, hatte sich durch seine tändelnden Gedichte dem Vater Gleim in Halberstadt empfohlen, der ihm zu einem sorgenfreien Kanonikat an seiner Seite verhalf, und zu Erfurt hatte er Wielands Bekanntschaft gemacht; der jüngere, Friedrich Heinrich, der sich in Genf unter Le Sage herangebildet hatte, lebte in Düsseldorf als Kaufmann, beschäftigte sich aber auch lebhaft mit schöner Literatur, besonders derjenigen, die sich auf Sittlichkeit und Menschenbildung bezieht. In diesem Jahre hatte er die Stelle eines Hofkammerrathes erhalten, die ihm, da er sein Geschäft aufgab, um so mehr Zeit ließ, in dem anmuthigen Düsseldorf und auf dem zu seiner sokratisch-horazischen Weisheit wie geschaffenen Gute zu Pempelfort seiner Neigung zu leben. Vergebens suchte Frau von Laroche eine freundliche Verbindung zwischen den Brüdern Jacobi und dem geistsprühenden Frankfurter herzustellen; sie überzeugte sich bald, daß eine entschiedene Abneigung gegen diese Goethes Seele ergriffen hatte, der sich selbständig auf sich stellen wollte und durch einzelne ihm zugebrachte Aeußerungen der Brüder über sein gesellschaftliches und schriftstellerisches Wesen verletzt worden war. Was hatte der Frankfurter mit dem vornehm sich geberdenden Freunde Wielands, was mit dem tändelnden Anakreontiker am Niederrhein zu thun? Auch der Einfluß von Jacobis junger Tante, Johanna Fahlmer, die bereits im Sommer 1772 nach Frankfurt zog, vermochte nichts über seine Abneigung. Freilich fühlte er sich auch zu der Halbschwester der Brüder, Lotte, und zu der Gattin des jüngern Jacobi, der anmuthig heitern Betti, als diese im folgenden Sommer zu Frankfurt verweilten, so freundlich hingezogen, daß er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach der Rückkehr der letztern mit dieser in briefliche Verbindung blieb: aber von Fritz Jacobi und dem Dichter durfte keine Rede sein. Als die Fahlmer, welche Betti auf dem Winterbesuche nach Düsseldorf begleitet hatte, ihm Aeußerungen der Brüder über ihn mitzutheilen nicht unterlassen konnte (er hatte sich unterdessen durch „Götz" der Welt herrlich offenbart), erwiderte er kalt: Meinungen anderer über einen interessirten immer, so wenig sie auch Einfluß über und in einen haben möchten oder könnten. Freilich mochte er im Scherze wohl auf den Gedanken eines Besuches in Düsseldorf eingehen, wie er es im Januar in einem Briefe an die Fahlmer thut, wo er sich einbildet, er habe dem Kutscher, der ihn Nachts aus der Gesellschaft nach Hause fuhr, auf seine Frage, wohin er wolle, zugerufen: „Kutscher, an Rhein!" und sich dann vorstellt, wie er dort ankomme, von der Magd, die mit in Frankfurt gewesen, empfangen werde und sich bei dem Kammerrath Jacobi präsentire: aber sein Widerwille gegen die Brüder hielt trotz allem noch in voller Stärke vor. Im Frühling 1774 kam der vielversprechende Dichter Heinse mit dem ältern Bruder nach Düsseldorf, wo man die Herausgabe der für Damen bestimmten Zeitschrift „Iris" ins Werk setzen wollte. Die Ankündigung derselben entfremdete Goethe den Jacobis noch mehr, da er meinte, sie wollten durch eine schale Toilettenlektüre den „Merkur" Wielands, mit dem sie in Zwiespalt gerathen, zu Falle bringen. Noch Ende Februar 1774 erwidert er seiner „lieben Mama" Laroche: „Nach Düsseldorf kann und mag ich nicht. Sie wissen, daß mirs mit gewissen Bekanntschaften wie mit gewissen Ländern [dem Niederrhein] geht, ich könnte hundert Jahre Reisender sein, ohne Beruf dahin zu fühlen." Als die Jacobis Sammler von Subscribenten für ihre „Iris" nach dem von Klopstock bei seiner „Gelehrtenrepublik" befolgten Plane suchten, fragte Frau von Laroche bei ihm an, ob sie seiner Schwester in Karlsruhe diese empfehlen solle. „Was sagt Ihnen Ihr Gewissen?" antwortet er.*) „Und wenn es Ja sagte, warum fragen Sie mich? Ich hab' ihr meine Meinung geschrieben: mich dünkte, sie solle sich haus (heraus) lassen, solle ihre Freunde nicht in Kontribution setzen,

*) Von Loeper hat den Brief sieben Monate zu früh gesetzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um eines Fremden willen, mit dem sie nie etwas gemein gehabt noch haben kann, und dessen Keckheit unverzeihlich ist, mit der er zu seiner Geldschneiderei die Spediteurs zusammenbettelt, und übrigens möge sie nun thun, wies ihr vorkommt. Das hab' ich geschrieben und nun thun Sie, was Sie können, und meine Schwester mag thun, was sie will. Mir ist die Kleinheit des Menschen wieder bei der Gelegenheit recht merkwürdig worden, und mir gehts, wie dem Domdechant [Dumeiz in Frankfurt], der die Sottisen seiner Widersacher wie eine Perlenschnur am Halse trägt [sie ruhig gewähren läßt]. Ich wünsche Jacobi viel halbe Pistolen, und in dieser Rücksicht hab' ich ihm das andre verziehen. Daß die Kerls mit ihrem Namen Wucher treiben, ist recht gut, nur mich und die Meinigen sollen sie ungeschoren lassen, da sie auch, dünkt mich, überzeugt sein könnten, daß man mit ihnen nichts zu thun haben will." Hatte er ja in der Farze auf Wieland dessen Schatten im Traume seinen „lieben Jacobi" anreden und Euripides darauf bemerken lassen, man sehe daraus, mit was für Leuten er umgehe. „Da ich fertig bin, liebe Mama", fügt er hinzu, „fällt mir ein, daß ich ungerecht gegen die Jacobis bin; hab' ich mich denn nicht auch bei ihren Weibern, Tanten und Schwestern eingenistelt? Das gibt ihnen nach der strengsten Kompensation ein Recht auf meine Kornelie [seine Schwester]. Oho!" Aehnlich äußerte er sich gegen Kestner, den Gatten der wetzlarer Lotte, von welcher der ältere Jacobi, wie ihm geschrieben worden, eine sehr vortheilhafte Schilderung gemacht hatte. Die „Iris" sei eine kindische Entreprise, solle ihm aber verziehen sein, weil er Geld dabei zu schneiden denke. „Eigentlich wollen die Jackerls den „Merkur" miniren, weil sie sich mit Wieland überworfen haben. Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können. Daß Lotte in der Reihe der Protektrices steht, kleidet sie gut."*) Er hatte sich unter-

*) Unter der „Collecteurs und Collectricen", welche die Beilage zum ersten Bande verzeichnet, findet sich ihr Name nicht, aber manche andere Damen, auch die Laroche, und viele bedeutende Männer, selbst Kant und Lessing.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dessen mit den Göttingern verbunden und war von Klopstock angezogen worden. Als letzterer seine „Gelehrtenrepublik" auf Subscription anzeigte, beeiferte sich ganz Deutschland, dem Dichter des Messias und der Oden seine hohe Verehrung durch zahlreiche Betheiligung zu bezeigen; Jünglinge und Mädchen öffneten dafür ihre Sparbüchsen. Für die Schätzung deutscher Literatur in den verschiedenen Gegenden Deutschlands ist das Subscribentenverzeichniß ein ziemlich zuverlässiges Barometer. Während Göttingen, wo freilich auch manche Auswärtige unterzeichneten, 342, Mitau 140, Hamburg 133, Hildesheim 110, Berlin 90, Wien 86, Mannheim 81, Darmstadt 77, Königsberg 70, Nürnberg 67, Münster 56 Unterzeichner zählt, und, um andere Orte zu übergehen, Frankfurt am Main 22, Bonn 17, den Kurfürst und den Minister an der Spitze, hatte der Kollekteur in Düsseldorf nur 6; Köln brachte es zu 2, dem Rentmeister Plankenhewer und dem Vogt Shall, Mainz ist nur durch den Grafen von Walderdorf vertreten, Aachen, Koblenz, Trier fehlen ganz, obgleich ersteres Transportort sein sollte. Zu der „Iris" fanden sich „Collecteurs und Collectricen" in Koblenz, Bonn, Köln, Düsseldorf; in Köln war es der bergische Ritterschaftssyndicus von Lemmen, in Bonn Sekretär Schmitz, in Koblenz Frau von Laroche, in Düsseldorf, wo das Hauptkomptoir war, Hofrath (Arzt) Brinkmann und Hofkammerrath Jacobi. Die Zahl und Namen der Subscribenten wurden nicht angegeben, angeblich, weil die sämmtlichen Listen noch nicht eingegangen waren, nach der Anzeige vom 25. April 1776.

Anfangs Juni 1774 wollte Goethe Frau von Laroche nach Frankfurt abholen, als ihm einer seiner liebsten auswärtigen Freunde, Lavater in Zürich, seine baldige Ankunft meldete. Der jugendliche Dichter, der sich vor kurzem durch „Werthers Leiden" von allem düstern Lebensüberdrusse glücklich befreit hatte, wurde von dem unendlich liebenswürdigen, innigst gemüthvollen schweizer Geistlichen, dem christlichen Dichter, entschlossenen Freiheitsfreunde und begeisterten Physiognomiker ganz hingerissen; er begleitete ihn bis Ems, wohin er auch bald darauf zu längerm Aufenthalt zurück-

Auch Wieland fehlt nicht, wonach er sich die „Iris" neben dem „Merkur" ruhig gefallen ließ.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kehrte. Mit ihm besuchte er Frau von Laroche, welcher er mittheilte, daß er Lavater auf seiner Reise nach dem Niederrhein begleiten werde, ohne irgend anzudeuten. daß er in Düsseldorf Jacobi zu besuchen gedenke, ein Entschluß, der noch keineswegs fest in seiner Seele stand. Lavater hatte eine Zusammenkunft mit dem Rektor Johann Georg Hasencamp zu Duisburg, einer der mystisch frommen Seelen, zu Mülheim am Rhein verabredet, wo die kölnischen Reformirten ihre Kirche hatten.*) In der Frühe des 18. Juli fuhr er mit Lavater, dem diesen begleitenden Zeichner Schmoll, Basedow, dem Apostel eines neuen Erziehungs- und Unterrichtswesens (sein Philanthropin sollte im Herbst eröffnet werden), der zu Verwandten fahrenden hochschwangern Frau des nassauischen Hofrathes Dr. Johann Kämpf, Physikus des Fürstenthums Dietz und Badearzt zu Ems**), welche die Sorge für die Bewirthung übernommen hatte, und einigen andern auf einem besondern Schiffe die Lahn herab, da sie auf dem Rhein nach Neuwied wollten. Sie vergnügen sich anfangs damit, auf ein Blatt abwechselnd Verse oder prosaische Gedanken hinzuwerfen. Goethe macht „Reimendungen für die Gesellschaft". Es wird Kaffe getrunken und Rindfleisch gekocht. Lavater, in einen rothen Dragonermantel mit messingenen Knöpfen gehüllt, schreibt ein Tagebuch, das uns erhalten ist. Die Gesellschaft ist trotz einigen Regens lustig. Goethe schreibt:

Wir werden nun recht geführt,
Weil Basedow das Ruder rührt.

Bei Lahnstein hält Basedow eine witzige Lobrede auf Lavater. Das Schloß Lahneck gibt Goethe das Gedicht „Geistesgruß" ein, in welchem der Geist des heldenhaften Stammvaters von der Zinne herab dem unten fahrenden Schifflein seinen Segensgruß in sehnsuchtsvoller Erinnerung ertheilt. Bei Niederlahnstein stieg Goethe zuerst aus; Basedow drang in ein Haus, wo er sich mit den eben Speck und Bohnen essenden Einwohnern an den Tisch

*) Vgl. den aus urkundlichen Quellen geschöpften, bisher von der Goetheforschung übersehenen Bericht von von der Goltz, „Ein Freundeskreis und sein Verkehr am Rhein im J. 1774", in F. Meyeringhs „Jahrbuch des rheinisch-westfälischen Schriftenvereins" III, 102. ff.

**) Vgl. über ihn und seine Verhandlungen mit Basedow im August die „Westdeutsche Zeitung für Geschichte und Kunst" I, 242 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

setzte und es sich wohl schmecken ließ. „Alle ihm nach; Gewirr, Leben und Freude", berichtet Lavaters Tagebuch. „Wieder ins Schiff. Kapelle, ein zerstörtes Schloß vorbei."*) Hier ließ Goethe sich in seiner Weise „über die Kerls in Schlössern" aus. Nachdem sie in den Rhein eingefahren, las dieser. Bei dem weinreichen Horchheim kam die Rede auf die „Staatsnase der regierenden Frau Gräfin von Thiershof**), die freilich für den Physiognomiker bedeutend sein mußte. Wer derselben gedacht, hören wir nicht. Vielleicht handelte es sich um die ihrer Familie eigene auffallende Form der Nase, welche die vornehme Dame als die der eigentlichen Staatsnasen bezeichnete. Zu Koblenz speiste man an der Wirthstafel des damals und bis zum Ende des Jahrhunderts bedeutendsten, einem Herrn Maaß zugehörenden Gasthofs „zu den drei Reichskronen" auf dem Entenpfuhl.***) Goethe saß zwischen Basedow und Lavater. Der letztere gab einem ihm zur Seite sitzenden Pfarrer seine Aus-

*) Hier ist wohl der Anblick von Kapellen und Schloß Stolzenfels gemeint.

**) Der Name wird verhört sein. Man könnte etwa an Sierstorf denken; freilich gab es damals keine regierende Gräfin von Sierstorf, wie auch keine regierende Gräfin, deren Name an Thiershof anklingt, aber doch einen kölner Stadtgrafen von Franken-Sierstorf, welche Stelle schon dessen Vater und Großvater inne gehabt hatten. Franz Caspar von Franken-Sierstorf oder Sierstorpf war 1772 Stadtgraf geworden; er mußte sonderbarer Weise achtzehn Jahre später diese Stelle wegen Unkenntniß aufgeben. 1768 hatte er sich mit Eva Franziska von Backum vermählt, die hier gemeint sein könnte. Frau von Laroche gedenkt 1799 in ihrer Schrift „Mein Schreibtisch" unter ihren Freundinnen einer „Sophie von Siersdorf". Die Erwähnung der Dame ward etwa durch die hier den Rhein theilende Insel Oberwerth mit ihrem Damenstift veranlaßt, in dem es eben nicht erbaulich zuging.

***) Schon 1853 (Freundesbilder S. 27 f.) ist von mir bemerkt, daß von Stramberg diesen Gasthof von alten Leuten als den damals von Goethe besuchten bezeichnen hörte. Eine der gröbsten Verwechslungen ist es, wenn von Loeper (Goethes Gedichte II, 470) behauptet: „Das Diner hätte ... nach [von Stramberg] dem ‚Rheinischen Antiquarius' (II, 20 S. 567) in dem [Gasthof] zum ‚Riesen', der schon seit 1746 der Familie Geromont gehörte, stattgefunden." In dem angeführten Bande ist von Bingen, nicht von Koblenz die Rede und Goethes wird mit keinem Worte gedacht. Aus demselben „Rheinischen Antiquarius" hätte er sich überzeugen können, daß der von ihm gemeinte Gasthof zum Riesen in Koblenz damals noch nicht bestand, erst später an der Stelle von vier Häusern gebaut wurde, von denen eines, das den Namen

legung der Geheimnisse der Offenbarung des Johannes zum Besten, während Basedow einem sich dagegen sträubenden Tanzmeister die Kindertaufe, die er schon vor sieben Jahren in einer eigenen Schrift verworfen hatte, als einen eingerissenen Mißbrauch nachwies. Goethe sprach unterdessen einem Salm und einem Hahn recht wacker zu. Nachmittags ging er allein nach dem auf der andern Rheinseite liegenden Vallendar, wo er von seinem frühern Besuche der Laroche in Thalehrenbreitstein (diese war eben in Nassau anwesend) die Gattin des Gutsbesitzers D'Ester, eine geborene de Faymonville aus Stavelot, kannte. Mit einem Blumenstrauß von der ihm gewogenen Tochter Margaretha (Grethel) geschmückt, kehrte er zur Gesellschaft zurück. Diese war um 3 Uhr von Koblenz abgefahren, stieg aber, da ein Sturm sich erhoben hatte, aus und ging bis Bendorf zu Fuße. Lebhaft unterhielt sich Lavater auf dem Wege mit zwei Begleitern, Bentzler*) und dem „redlichen" Weidemann, die wohl in Koblenz zu ihm gekommen waren, über „Atheisten, Naturalisten, Christen überhaupt, rechte Christen", und über den Glauben an Christi Auferstehung in seiner Goethe wohlbekannten eifernden Weise. In Bendorf trank man bei einem Herrn R. Thee und besah dann die neue reformirte Kirche, die sich freilich neben der alten katholischen Basilika daselbst unbedeutend ausnehmen mußte. Im Schiffe schrieben und lasen sie; Goethe und Lavater stifteten einige Dankverse in das Kalenderlein ihrer Frau Wirthin; ersterer setzte unter seine Scherzreime das Datum mit der Ortsangabe „auf dem Rhein am Mast geschrieben, im Angesicht von Koblenz". Bei herrlichem Sonnenuntergang fuhren sie mitten auf dem Rheine an Schloß Engers vorüber, dann auf Neuwied zu, wo Lavater mit seiner Gesellschaft von Hofrath Roques, einem „geschickten" jungen

„zum Riesen" führte, der Familie von Görres gehörte. Irrthümer sind nie ganz zu vermeiden, doch eine solche Verwechslung zeugt doch von unglaublich eilfertiger Leserei. So glaubt man das Richtige berichtigen zu können!

*) Unter ihm [ist wohl der lemgoer Postmeister und Sekretär Johann Lorenz Bentzler (am 19. Februar 1747 geboren) gemeint, der schon unter den Collecteuren der Gelehrtenrepublik, des „Merkur" und der „Iris" erscheint, den Lavater den „vollkommensten der Adamskinder" nannte, der Freund von Gleim, Herder, Jung Stilling und Claudius. Er hatte sich als Kinderschriftsteller und Uebersetzer aus dem Französischen und Englischen bekannt gemacht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Manne, einem Anhänger des überall zahlreiche Verehrer findenden Züricher Helfers (Vikars), freundlich aufgenommen wurde. Nachdem man zu Abend gegessen, ging es an den Hof. „Brillante Menge Grafen und Gräfinnen. Fürstin von Isenburg. Allenthalben Spuren der Freude. Abschied", berichtet Lavaters Tagebuch. Zu Hause führte Bentzler zu Basedows Aerger noch ein anderthalbstündiges „Geschwätz". Später schrieb Lavater Billete an Freund Pfenninger und seine Frau, wozu Goethe Knittelverse diktirte. In Neuwied trafen sie den seit dem 2. hier weilenden schwedischen Reisenden Björnstähl. Dieser hatte schon im vorigen Jahre Lavater in Zürich außerordentlich lieb gewonnen und vor einigen Monaten, am Nachmittag des 8. April, „Herrn Goethe, Doktor der Rechte, einen sehr artigen Mann," in Frankfurt kennen gelernt, der mit ihm zum Direktor des Gymnasiums, Purmann, gegangen war. Auch die Bekanntschaft der Laroche, an die ihn ein Brief Hirzels aus Zürich empfohlen, hatte Björnstähl gemacht. Den 21. Juni hatte er fast ganz bei ihr in Thalehrenbreitstein zugebracht, am 25. in ihrer Gesellschaft einen Ausflug nach Ems gemacht, den folgenden Tag der großen Büchersammlung ihres Gatten gewidmet. Sie schien ihm in jedem Betracht ein vollkommenes Muster für ihr Geschlecht. In Neuwied, bemerkt Björnstähl, habe sich jeder bestrebt, Lavater zu sehen und kennen zu lernen; bei Hofe sei er mit ausnehmender Achtung empfangen und ihm Zimmer in einem Flügel des Schlosses eingeräumt worden. Am folgenden Morgen, den 19., schrieb Goethe an die Laroche in Nassau: „Mir ist mehr als einmal durch den Kopf gefahren, daß es so sein muß: hier am Hofe ehrt man und liebt man Sie, und wo nicht? als nur da, wo Sie angebetet werden sollten. Doch wie ists worden? Ich hab' die liebe Kleine bei der D'Ester gesehn. Adieu, Mama. Kommen Sie hierher! Lavater predigt auf den Sonntag hier. Empfehlen Sie mich Frau von Stein." Kein Wort von der Weiterreise, da er seine Absicht nicht verrathen wollte; Frau von Laroche mußte nach diesen Zeilen eher denken, er werde mit Lavater bis zum nächsten Sonntag, den 24., noch in Neuwied bleiben. Weder die Unterhaltung bei Hofe, noch die Herrenhuter und Mennoniten, denen Lavater den ganzen nächsten Tag widmete, zogen Goethe an. In Neuwied könnte er am 19.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das gefühlvolle Hochzeitsgedicht für Jakob Passavant und Magdalena Schübeler im Namen der Brüder des Bräutigams gedichtet haben. Er besuchte hier seinen Jugendfreund, den dichterisch begabten Offizier E. K. L. Ysenburg von Buri, dem er seine neuesten Gedichte mittheilte.*) Mit ihm hatte er einst wegen der Aufnahme in einen Tugendbund in Verbindung gestanden, von dem man ihn auf sonderbare Weise ausschloß.**) Ob er nach Düsseldorf zu Jacobi gehen solle, mag er ernstlich erwogen haben, ehe er sich zu diesem nach so langer entschiedener Ablehnung bedeutenden Schritte entschloß; eine lebhafte Ahnung sagte ihm, daß es an der Zeit sei. Lavaters Tagebuch gedenkt Goethes an diesem Tage gar nicht.

Am regnerischen 20. Juli um 6. Uhr Morgens fuhr Goethe mit Lavater und Schmoll (Basedow blieb in Neuwied) auf dem Herrenhuterschiffchen den Rhein abwärts. Die vergangenen Tage und das schlechte Wetter hatten sie sehr herabgestimmt. Unter dem nassen Decktuche des Schiffes saß Lavater neben Schmoll vor Goethe; letzterer trug noch auf dem grauen Hute den halbverwelkten Blumenstrauß von lieber Hand; über dem braunseidenen Halstuch erhob sich der graue Kapuzkragen des Mantels. Der so „in romantischer Gestalt" im Rheinschiffchen sitzende Dichter des „Werther" verzehrte, so bemerkt Lavater, sein Butterbrod „wie ein Wolf" (nach seinem Vornamen nannte man ihn auch Wolf), und er „sah sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiter um", da sein Magen sehr anspruchsvoll war. Bei Andernach sprach er gelegentlich die schon im „Wandsbecker Boten" unter der Aufschrift „Ein Gleichniß" gedruckten Verse auf die Autoren, die ihre Gedichte auf Pränumeration, um Geld daraus zu ziehen, drucken lassen, wobei der Aerger auf das Geldschneiden der Iris mitwirkte. Noch am Ende des Jahres schrieb er an die Laroche, seine Autorschaft habe ihm die Suppen noch nicht fett gemacht, und sie werde und solle es auch nicht thun. Nach dem Frühstücke sprach Goethe die Scherz-

*) Am 21. März 1775 klagt er der Frau von Laroche, daß dieser einige Gedichte, die er damals ihm gegeben, zu seinem Verdrusse ihm vorenthalte, und er bittet sie, ihm diese zu verschaffen. „Ich hab' ihm geschrieben; er ließ mir durch einen dritten sagen, er wolle mir sie durch Madame Laroche schicken."

**) Vgl. mein Leben Goethes S. 51 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verse „Hat alles seine Zeit“ aus seinem Concerto drammatico. Bei Hönningen genossen sie trotz des Nebels eines erfreulichen Blickes. Goethe tröstete sich über das andauernde Regenwetter mit dem Sprüchlein: „Laß regnen, wenn es regnen will u. s. w.“; dann las er aus seinem noch unvollendeten Singspiel „Erwin und Elmire“, woran er vielleicht fortdichtete, als Lavater eine Stunde schlummerte. Aber auch Goethe und Schmoll schliefen darauf den Schlaf des Gerechten unter dem Decktuche; als man es in der Nähe von Bonn einen Augenblick öffnete, wurden beide durch einen kühlen Wind geweckt, und so forderten sie sogleich, man solle wieder schließen. Um 12 Uhr landeten sie zu Bonn, wo man in der Stadt zu Mittag speiste. Die Residenz des Kürfürsten von Köln fesselt die Eilenden nicht. Zwei Stunden später fahren sie mit dem Postwagen nach Köln. Es regnet immerfort; die ermüdeten Reisenden überlassen sich während des größten Theiles des durch eine lange schöne Allee führenden Weges dem Schlummer. Von dem düstern Severinsthor empfangen, fahren sie durch die lange manche Spuren ländlichen Gewerbes zeigende Severinstraße. Endlich kommen sie in dem Posthofe in der Glockengasse (damals Klöckergasse genannt), im sogenannten Fürstemberger Hofe an, wo der kaiserliche Reichspoststallmeister und Postwagenexpeditor J. A. Eschweiler wohnte. Die jetzt sogenannte alte Post, längere Zeit im Besitze der Familie Pauli, besteht aus drei frühern Häusern, wie dies noch die Hausnummer 11. 13. 15. bezeichnet, die sie in unserm Jahrhundert erhielt. Der Fürstemberger Hof war das jetzt mit 13 und 15 bezeichnete Haus.

Auch in Köln machte man keinen Aufenthalt, schon um 5 Uhr fuhr man weiter. Lavater blieb in Mülheim, wo er von Hasencamp und dem frommen Arzte Dr. Collenbusch empfangen wurde, dessen Anblick, wie Jung Stilling von ihm sagte, Lavaters physiognomisches System erschüttern zu wollen schien. Goethe fuhr mit Schmoll, der die Gemäldegalerie sehen wollte, nach Düsseldorf. Man stieg im „Prinzen von Oranien“ ab. Am andern Morgen eilte Goethe schon in aller Frühe, vor 8 Uhr, nach Jacobis Haus an der Ecke der Neustraße in der Nähe des damaligen Flingerthores, links, wo man jetzt nach der Allee hinausgeht. Aber Jacobi

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war aus der Stadt nach Pempelfort gezogen, Frau Betti zu ihren Eltern nach Vaels verreist. Zu Pempelfort, wohin er sofort sich begab, fand er den Vater Jacobi, die beiden Schwestern, von denen die eine, die muntere Lotte, ihm schon bekannt war, und die Kinder mit Ausnahme des jüngsten, aber weder Fritz noch dessen Bruder Johann Georg; der erstere befand sich auf einer Geschäftsreise zu Elberfeld, der andere erfreute sich dort an den Schönheiten des Wupperthales. Dieses Verfehlen traf den jungen Dichter, der sich zu dem Entschlusse, das Eis zu brechen, endlich ermannt hatte, gar wunderlich; es scheint ihm augenblicklich nach dem ihm eigenen Aberglauben wie ein Zeichen aufgefallen zu sein, daß er die Bekanntschaft nicht machen solle; denn in Pempelfort muß er sich sonderbar unbestimmt über sein Bleiben geäußert, sein Wiederkommen nicht zugesagt haben. Er eilte zunächst wohl allein, ohne Schmoll, zur Gemäldegalerie, vielleicht in der Absicht, Nachmittags zurückzureisen; als er aber von dieser wieder in den Gasthof kam, schrieb er an die in Vaels weilende Freundin:

„Sie erwarten keinen Brief von mir, am wenigsten datirt:

Düsseldorf den 21. Juli 1774,

gegen zwölfe Mittags, in dem Gasthofe zum Prinzen von Oranien. Kommend von der Galerie, die meines Herzens Härtigkeit erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat.*) Vor acht heut früh lief ich nach Ihrem Hause, in die Neustraße, ans Flinger- oder Flinderthor (deswegen gehe ich so ins Detail, daß Sie sich des überzeugen, daß ich hier bin, das ich selbst kaum glaube); Kathrine**) machte auf, und große Augen, stutzte, erkannte mich und schien vergnügt zu sein. Das Haus war leer! Die Herrschaft verreist, der Jüngste schlief, die andern in Pempelfort. Ich hinaus nach Pempelfort. Lottchen, Lenchen, Papa, Fritz, George, der Kleine ꝛc. Daß mirs weh thut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — just jetzo — eben jetzo. — Was weiter wird? Steht in der Götter Hand."

*) Vor gestärkt ist mein Herz gedacht. Mit hartem Herzen war er zur Galerie gekommen, halb entschlossen, ohne Jacobi gesehen zu haben, wieder abzureisen, aber der Kunstgenuß hatte die Härte erweicht, und so sein Herz zum Guten gestärkt.

**) Die alte Dienerin, welche mit Betti in Frankfurt gewesen war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man sieht, er wußte nicht, was er thun solle; daß er gekommen, ihren Gatten kennen zu lernen, und es bedauere, daß sie ihn diesem nicht zuführe, deutet er kaum an. Betti wußte auch nicht, was sie aus dem Brief nehmen solle, ob er es wirklich über sich gewinnen werde, ohne die Bekanntschaft ihres Gatten gemacht zu haben, wieder abzureisen. „Wäre ich und alles, was ich liebe, in Düsseldorf gewesen", schrieb sie, „so sollte unsere altdeutsche ehrliche Bewirthung Sie nicht mißvergnügt haben abreisen lassen. Sind Sie oder sind Sie nicht mehr daselbst?" Als diese Zeilen ihn trafen, war der Bund mit ihrem Gatten glücklich geschlossen.

Goethe überwand, er entschloß sich selbst nach Elberfeld zu gehen, wo sein straßburger Freund Jung Stilling Arzt war. Dies ergibt sich aus Jung Stillings späterm Bericht ganz unzweifelhaft, wenn er auch manches verschoben und irrig hereingetragen hat. Jacobi selbst bemerkte, als er Jung Stillings „Häusliches Leben" (1789) gelesen, dessen Erzählung sei aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzt und oft durch Untreue des Gedächtnisses entstellt, wie z. B. sein Bruder bei der ersten Bekanntschaft Goethes nicht zugegen gewesen sei, aber daß er Goethe in Elberfeld kennen gelernt habe, leugnet er nicht. Auch Goethe erinnerte sich sehr wohl, daß dieses denkwürdige Ereigniß nicht in Düsseldorf sich begeben, nur irrte er, wenn er meinte (doch könnte er hier auch absichtlich aus künstlerischer Absicht von der Wahrheit abgewichen sein), er sei von Köln, nicht von Elberfeld mit dem neuverbundenen Freunde nach Düsseldorf zurückgekehrt. Die Annahme, Goethe habe Jacobis Bekanntschaft in Pempelfort am Morgen des 21. Juli gemacht, steht, um hier anderer, weiter unten anzuführenden Zeugnisse nicht zu gedenken, in schroffstem Widerspruch mit dem deutlich redenden angeführten Billete an Betti, so wie mit deren Antwort und Goethes spätern ohne Zweifel in Köln geschriebenen Zeilen, in welchen er dieser triumphirend meldet, er habe den nun auf ewig gewonnenen Freund ganz allein aufgesucht und im ersten Augenblick ohne Vermittlung eines schwesterlichen Blickes den Seelenbund mit ihm geschlossen.

Stillings Erzählung ist etwas verworren, wie man z. B. gar nicht sieht, wie Heinse mit Goethe zusammengekommen, auch der

Freude des Begegnens von Jacobi mit Goethe und Lavater gar nicht gedacht ist. Dagegen ist die seltsame, bis ins einzelnste ausgeführte Schilderung der Versammlung an dem ovalrunden Speisetisch bei „einem bekannten und die Religion liebenden Kaufmanne", wo neben Lavater sich die Jacobis, Heinse und Goethe und manche andere, namentlich angeführte und geschilderte Leute befanden, der Hauptsache nach nicht zu bezweifeln. Neues Licht wird über Goethes erste Zusammenkunft mit Jacobi durch den oben angeführten Bericht von von der Goltz und das von ihm benutzte Tagebuch Hasencamps*) verbreitet. Goethe fuhr den Nachmittag oder Abend des 21. nach Elberfeld, um dort Stilling aufzusuchen. Lavater war Nachmittags mit Hasencamp und Collenbusch nach Düsseldorf gefahren; am folgenden Morgen besuchten sie die Galerie, dann brachten sie ein Wagen nach Elberfeld, wo Goethe sich indessen bei Stilling auf die wunderliche von diesem erzählte Weise eingeführt hatte. Er speiste bei diesem zu Mittag und ging mit ihm spazieren. Auf dem Wege begegnete den Freunden Jacobi, der eben von Elberfeld kam; er berichtete den drei Reisenden (Hasencamp und der bei Duisburg wohnende Collenbusch waren ihm persönlich bekannt), daß Goethe in Düsseldorf sei, wohin er deshalb eilends zurückkehre. Doch konnten diese ihm mittheilen, derselbe sei gestern nach Elberfeld gereist, um Stilling aufzusuchen. So kehrte er denn sofort im Wagen der drei Reisenden nach Elberfeld zurück. Sie besuchten dort, ehe sie zum Pfarrer Arnold Müller im Dorfe Wichlinghausen sich begaben, um sich ein wenig auszuruhen, den frommen Kaufmann Caspary.**) „Bei Caspary trafen wir den frankfurter Zuchtmeister (?), unsern Dichter Herrn Dr. Goethe", erzählt Hasenkamp bei von der Goltz. „Dem legte ich die Frage vor, ob nicht Klopstocks ‚Messiade' so umgearbeitet werden könne, daß alle scholastischen Ideen, welche das Evangelium der Herrlichkeit verdunkeln, durch lauter Schriftwahrheiten ersetzt würden. Auch forderte ich

*) Einen Auszug daraus gibt auch neuerdings Dr. Karl Krafft im „Reformirten Wochenblatt" 1884 Nr. 51

**) Wohl Konrad Adolf Caspary, der auch geistlicher Dichter, ein Freund von Tersteegen war, oder dessen Sohn Anton Philipp, der am 17. Mai 1757 eine Wichelhausen geheiratet hatte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihn auf, wie Gellert eine Komödie „Die Betschwester" geschrieben habe, so möchte er eine schreiben, „Der Gebetsverehrer". Er war nicht unwillig darüber." Die hübsche Beschreibung Stillings enthält einzelne falsche Züge. Schon Jacobi bemerkte, daß sein Bruder nicht dabei gewesen sei, aber Heinse war zugegen.*) Dagegen wird Stilling mit Goethe nach dem Berichte des erstern erst zu Caspary gegangen sein, als er von Lavaters Ankunft vernahm.**) Der von Stilling nicht genannte Tersteegianer war der vierundsechzigjährige Orgelmacher Jakob Engelbert Teschenmacher, der junge Kaufmann (Hasencamp spricht von mehrern redlichen Kaufleuten) hieß Grahe. Erst Krafft verdanken wir die Abschrift eines im gleimschen Nachlasse erhaltenen Briefes von Heinse an Gleim, der freilich fast ein Vierteljahr später (am 13. Oktober) geschrieben ist. „Lavater ist mit aller seiner Schwärmerei ein liebenswürdiger Mann", schreibt er; „das unschuldige Lächeln um seine Lippen ist verführerisch und sein ganzes Gesicht ist ein Ausdruck der Ueberzeugung von dem, was er glaubt. Der erste Auftritt, wo ich ihn sah, muß von einer Meisterhand gezeichnet werden, und meine wenigen Kräfte dazu anzuwenden, hab' ich jetzt keine Zeit. Denket euch indessen uns von ungefähr in einer Stube zusammengeführt, zuerst Goethe (den wilden Verfasser von ‚Götter, Helden und Wieland'), Heinse (den Verfasser [Uebersetzer] des Petron und [Verfasser] der „Laidion", Lavatern, den Aufseher darüber; nach diesem den größten Pietisten unserer Gegend, Hasencamp, dann den Doktor Jung, der die ‚Asineide' [‚Ase-Neitha'] im ‚Merkur' gemacht hat, auch einen Pietisten, dann Teschenmacher, einen berühmten Pietisten und meinen Fritz Jacobi und einen Maler, Goethes Freund***), und sechs Damen und Herren,

*) Nach Krafft gedenkt Hasencamp ausdrücklich neben Goethe dieses als „eines andern Gelehrten, der sich Rost nannte".

**) Am seltsamsten ist es, daß Stilling nicht der Wonne der neuen Freunde und des Staunens Goethes gedenkt, Lavater hier zu finden, dagegen den Dichter des „Götz" um den Tisch tanzen, Gesichter schneiden und allenthalben nach seiner Art zeigen läßt, wie „königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudirte".

***) Es kann nur Schmoll gemeint sein, aber daß dieser zu Elberfeld gewesen, beruht wohl auf Irrthum. Heinse wird ihn erst in Düsseldorf an Goethes Seite kennen gelernt haben. Deshalb erwähnt er auch nicht, daß dieser Lavaters Reisebegleiter war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch Pietisten, die uns zusammen zu sehen kamen, und höret Goethen Klopstocks ‚Messias' gegen Hasencamp vertheidigen*) und Herders ‚Urkunde', und höret mich loben und sehet ihn dann Lavatern zärtlich küssen und seht die Gesichter voll Verwunderung und Erstaunen darob, und seht uns dann alle friedlich zusammen ein Glas Wein trinken und unserer Pferde Sattel besorgen, wieder zurückkehren und Lavatern schon eine Betstunde halten und Abschied nehmen." Stilling und Grahe begleiteten Lavater und dessen Gefährten bei der Abendsonne bis zum Dorfe Wichlinghausen, wo sie sich von ihnen trennten. Goethe, Jacobi und Heinse hatten schon bei Caspary sich von Jung und Lavater verabschiedet, um nach Düsseldorf zu reiten. Jacobi und Heinse hatten ihr Pferd bei sich; auch Goethe war wohl nach Elberfeld geritten. Als dieser später in Köln Jacobis Gattin den geschlossenen Bund jubelnd verkündete, schrieb er: „Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in Düsseldorf waren, daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marschallirt, exkusirt; grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, ehe noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir sein sollten und konnten." Die geheime Anziehung der Persönlichkeit hatte mit einem Schlage die Herzen unzertrennlich geeinigt; alles, was sie getrennt hatte, war mit einemmal vergessen, alles Mißtrauen von Jacobis Seite geschwunden, der noch vor vierzehn Tagen an Wieland geschrieben hatte, trotz der Aeußerungen, welche Goethe gegen die Fahlmer gethan, dürften sie ihm nicht viel zutrauen, da er ein zügelloser, unbändiger Mensch sei und bleibe.

In Pempelforts gastlichen Räumen, wo Goethe sich im Kreise der sich innig liebenden Familie, in welcher Bettis Geist auch aus der Ferne waltete, in welcher er schon längst durch die Schilderung

*) Hasencamps Tagebuch berichtet, er habe sich, im Gedanken, die Ungläubigen würden nach Ueberwindung der Zweifel die besten Vertheidiger des Glaubens, mit Goethe eine Weile unterhalten. „Ich äußerte meinen Abscheu an den scholastischen Ideen in Klopstocks ‚Messiade', die der Verherrlichung Gottes in seinem Sohne so sehr im Wege ständen. Mit der Entschuldigung, das Ganze als Gedicht zu betrachten, ist nichts gerechtfertigt. Auch die Dichtkunst diene der Ehre Gottes. Ein Quentchen Wahrheit ist mir lieber als ein Zentner Gedichte." Man sieht, was Goethe erwiderte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser und der Fahlmer heimisch geworden, in welcher er noch so manches fand, was er selbst dieser geschickt hatte, unter den hohen Linden-, Ulmen- und Pappelgängen so ganz heimisch fühlte, gewann der geschlossene Bund durch gegenseitiges Vertrauen und den vollen Erguß der Herzen festen Bestand. Wie viel hatten sich die Freunde zu sagen, die sich Jahre lang gespannt gegenüber gestanden, jetzt aber durch leibhaftes Zusammenleben sich mit Entzücken überzeugten, wie alles, was Gattin, Schwester und Tante ihnen gesagt hatten, durch die Wirklichkeit so weit übertroffen wurde, daß beide ineinander die Seele gefunden, nach der sie so lange sich gesehnt. Die unendliche Liebenswürdigkeit Goethes, die sich auch hier wieder den Kindern gegenüber zeigte, deren herziger Freund er überall war, die reine Offenheit, das glühende Seelenfeuer, die sprudelnde Geistesfülle, die Jacobi selbst als Besessenheit bezeichnet, rissen den pempelforter Freund mächtig hin, wie das volle, leidenschaftliche Hingeben der von Grund aus vornehmen Natur Jacobis, das tiefe Wogen seiner nach dem Höchsten ringenden, von reinem Menschensinn erfüllten Seele diesen wonnig umfingen. Wie Goethe Heinse erschien, lehren seine längst bekannten Aeußerungen an Gleim. Er nennt ihn „Genie und Kraft von Wirbel bis zur Zehe, ein Herz voll Gefühl, einen Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, der alles mit sich fortreiße“; da sei kein Widerstand, wenn man ihn persönlich reden höre.

Dem ältern Bruder hatte Jacobi in Elberfeld die Aufforderung zurückgelassen, am nächsten Tage nach Pempelfort zu kommen, da er Goethe zu Gaste habe; dieser übereilte sich aber nicht. Neuerdings ist in der illustrirten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ (Februar 1885) J. G. Jacobis Tagebuch vom 23. und 24. Juli 1774, nach dem von ihm selbst kurz vor seinem Tode ausgeführten Auszuge ans Licht getreten, welches über diese Tage ein neues Licht wirft und Goethes Erzählung erheblich berichtigt. Der ältere Bruder scheint Goethe die Verspottung in der Farze auf Wieland und die sonstigen ihm zugebrachten Aeußerungen lebhafter nachgetragen zu haben als der jüngere; seine Behauptung im Auszuge des Tagebuchs: „Herr Goethe hatte mich in öffentlichen Blättern empfindlich beleidigt“, ist ungegründet und muß auf späterer Trübung der Er-

innerung beruhen. Erst am Nachmittag, nachdem er Lavaters Besuch erhalten, der auch von Goethe mit Begeisterung gesprochen und ihm einen guten Eindruck trotz seiner Schwärmerei gemacht, ging er nach Düsseldorf. Von der ersten Begegnung sagt er: „Wir gaben uns die Hand. Ich sah einen der außerordentlichsten Männer voll hohen Genius, glühender Einbildungskraft, tiefer Empfindung, rascher Laune, dessen starker, dann und wann riesenmäßiger Geist einen ganz eigenen Gang nimmt. Seine Tafelreden hätte ich aufzuschreiben gewünscht." Wie wenig er Goethe eigentlich erkannte, ergibt sich aus der Bemerkung vom 24.: er sei gern mit ihrem Fremden (Gaste) gereist, wie sehr sie auch beide in ihrer Art zu sehen, zu hören und zu fühlen verschieden seien. „Ebenso wie ich unter den alten Griechen, so lebt er unter den alten Schotten, Celten und Deutschen, nur mit dem Unterschiede, daß ich zuweilen mit Lust auf seinen rauhen Gebirgen oder in seinen Felsschlössern oder in den weiten Sälen ihn besuche, wo Pfeil und Bogen an der Wand hängen und die Harfe von selbst einen Klang gibt, weil die Seelen der Väter hinkommen und sie berühren, er aber in meine lustigen Thäler, wo eine Grazie auf der Leier spielt, nicht herabsteigen mag." Freilich die maskirte griechische Grazie war nicht in Goethes Sinne, aber wie hoch er die alten Griechen hielt, hatte er schon in der Farze gegen Wieland gezeigt, und nicht bloß die alten Deutschen ehrte er und die treuherzigen Ritter des Mittelalters, die sein auch von J. G. Jacobi hochgehaltener „Götz" wiederspiegelte, seine Seele lebte in der frischesten Gegenwart und seine Lyrik ergoß sich in den innigsten Tönen. Der Dichter Jacobi, der mit seinen „Poetischen Versuchen" schon vor zehn Jahren hervorgetreten, war von seinen Goethe widerwärtigen Tändeleien schon zurückgekommen und nahm durch seine große Leichtigkeit des gesellschaftlichen Lebens, schöngeistige Bildung und herzliche Gemüthlichkeit für sich ein.

Schon ehe der ältere Jacobi nach Pempelfort kam, hatte Goethe sich mit Heinse befreundet. Der von sinnlicher Glut sprühende, zu Lust, Scherz und Spott aufgelegte, vom Leben wunderlich geführte Dichter hatte durch seine nach Goethes Urtheil „mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschriebene" Laidion

die größten Erwartungen erregt, und seine Ottaven schienen ihm „alles zu übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden". Und trotz seiner achtundzwanzig Jahre war er der gutmüthigste Junge, dem schon Wieland durch den Namen des leichtfertigen und bittern leipziger Dichters Rost seine freilich nicht ganz zutreffende Signatur gegeben hatte. Aber Jacobis Gastfreundschaft genoß noch ein anderer Goethe gleichalteriger, von Wieland angewehter Dichter, Werthes, der Verfasser der von ihm in einem damals nicht veröffentlichten Gedichte verspotteten „Hirtenlieder", ein „gar guter Junge", dessen Art, sich in die Chinoises und Sophas zu finden, Goethe so menschlich fand.

Hatte er auch bereits am ersten Tage die düsseldorfer Galerie gesehen, so wird er diese doch an der Seite seines Fritz, Heinses und Werthes' noch einmal besucht haben, wo er denn den Direktor der Malerakademie, Johann Lambert Krahe, kennen lernte und sich an Heinses feuriger Auffassung von Rubens' gewaltiger Kraft und seiner begeisterten Anschauung prächtiger niederländischer Landschaften gefreut, ja mit dieser gewetteifert haben wird.

Nach Goethes späterer Darstellung sollte man glauben, er habe sich eine Reihe von Tagen zu Pempelfort aufgehalten. Aber seine Zeit war kurz bemessen, da er noch mit Lavater in Ems zusammenkommen wollte, wohin dieser nach einer am 24. in Neuwied zu haltenden Predigt zurückkehren sollte, um den Badeort gleich darauf zu verlassen. Goethe will mit Jacobi von Köln aus Bensberg besucht haben; daß dies nicht richtig sein könne, habe ich schon früher bemerkt. Jetzt belehrt uns das Tagebuch des Dichters Jacobi, daß Goethe, Fritz, dessen Bruder und Heinse Sonntag den 24. Juli Morgens um 5 Uhr im Wagen nach dem kurfürstlichen Jagdschlosse Bensberg fuhren, das Merck vier Jahre später in Wielands „Merkur" als eines der ernsthaftesten und gedachtesten Gebäude von ganz Deutschland bezeichnete. Ueber den Besuch daselbst berichtet der ältere Jacobi: „Wir speisten in einer schönen Laube, dicht an einem Gärtchen voll Blumen; hinter dem Gärtchen öffnete sich ein Theil der weiten Aussicht [die in der Ferne den Rhein und die „berühmten sieben Berge" zeigt]. Ich glaube, daß die Götter dann und wann auf einer solchen Wolke so Nektar trinken und die Hälfte der Erde

übersehen." In so überschwänglicher Weise freute sich Johann Georg Jacobi und wohl auch die beiden andern Dichter der herrlichen Aussicht, während der jüngere Bruder und Goethe sich über Spinoza unterhielten. Fritz Jacobi erinnerte Goethe noch Ende 1812 an die Laube in Bensberg, wo der neue Freund ihm so unvergeßlich über jenen gesprochen habe; dieser bildete den Mittelpunkt ihrer lebhaften Unterhaltung, da Jacobi mit diesem ihm freilich zu kalt und hart scheinenden jüdischen Weltweisen, dessen Uneigennützigkeit und Großheit Goethe mächtig anzogen, sich eindringlich beschäftigt hatte. J. G. Jacobi fährt fort: „Nach Tisch gingen wir auf das Schloß, dessen Wände größtentheils von berühmten niederländischen und italienischen Meistern gemalt sind. Schade, daß die Malerei der Decke fast in allen Zimmern allegorisch ist und man den Gedanken des Malers nur selten errathen kann. Die Göttin des Glücks hat ihr Füllhorn und schüttet eine Menge von Reichthümern, Gold, Edelgestein, Ordensketten, Bischofshüte u. s. w., auf die Erde, wo jedermann etwas zu erhaschen sucht. Die dummen Gesichter bekommen das Beste, der Maler selbst geht leer aus, sieht aber das Gewühl der übrigen und ihre Schätze mit Gleichgültigkeit. Immer zu verwundern, doch wird es ihm dadurch leichter, daß er ein artiges Weib, ihre Hand in die seinige gelegt, neben sich hat.

Mit welcher Freude gäb' ich nicht
Ein ganzes Horn des Ueberflusses
Für solch ein liebendes Gesicht
Und für den Segen eines Kusses!"

Das ist ganz der Graziendichter Jacobi, der sich in ähnlicher Weise geäußert haben wird, von der Meisterschaft der Kunst nichts verstand. Weiter bemerkt er noch, daß Goethe die Natur und das wahre Leben einiger Jagdstücke lang betrachtet, er selbst bei dem Reigen der artigsten Nymphen und Götter sich aufgehalten habe. Goethe selbst berichtet in seiner spätern Darstellung, daß ihn die Wandverzierungen von Weenix über die Maßen entzückt hätten, da der außerordentliche Mann hier sein ganzes Talent erschöpft, sich in der Darstellung des mannigfaltigsten thierischen Ueberkleides der Natur gleichgestellt, in Absicht auf die Wirkung sie übertroffen habe.

Nicht einmal einen ganzen Tag konnten die Freunde zusam-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

men in Köln verweilen, da sie erst nach Tisch das Schloß Bensburg besuchten und darauf nach der drei Stunden entfernten Stadt der heiligen drei Könige und der elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula fuhren. Daß über diese bigotte Heiligenverehrung gespottet wurde, dürfen wir aus dem Bericht J. G. Jacobis schließen: „Wir reisten nach Köln, wo der majestätische Rhein vor dem [schon im Mittelalter] zugemauerten Stadtthor vorbeifließt, durch welches die Knochen der heiligen drei Könige [vielmehr die unversehrten Leiber] gewandert sind, woneben römische Alterthümer, Kapellen mit Reliquien stehen und viele junge Leute, nachdem sie rothwangige Mädchen geküßt haben, vor den Gebeinen der elftausend Jungfrauen Buße thun." Goethe und sein neugewonnener Freund waren wohl zu sehr mit sich beschäftigt, als daß sie auf diesen wohlfeilen Spott eingegangen wären. Sie wollten sich in Köln an Werken der Kunst erheben, an dem berühmten Rubensgemälde, dem Jabachschen Familienbilde und dem unvollendeten Riesenwerke des Doms, neben dem so manche andere Kirchen und ältere Bauwerke der Stadt trotz ihres Verfalles ein ehrwürdiges Ansehen gaben.

Diesmal genoß Goethe wohl von Deutz und dann von der Ueberfahrt aus zuerst den unvergleichlichen Anblick der in einem Halbmonde am Rheine, wie Forster sagt, üppig hingegossenen, mit unzähligen Thürmen prangenden Stadt. In der Nähe des Rheines stiegen sie ab in dem angesehenen Gasthof „zum heiligen Geist", in welchem vor drei Jahren auch Jung Stilling in Begleitung eines nach Holland reisenden Gesandten eingekehrt war. Das auf dem Thurnmarkt gelegene, Nummer 1158 (die Häuser waren damals fortlaufend durch die ganze Stadt gezählt) tragende Haus bot, wie noch heute, eine freie Aussicht nach dem Rheine. Der Gastwirth war Johann Peter Engels; später ging das Haus in den Besitz der Wittwe und der Erben über. Bei der neuen Straßennummerirung, in welcher jede Straße für sich gezählt wurde, erhielt es die Nummer 16. In den zwanziger Jahren befand der Gasthof sich im Besitze von Bartholomäus Taurel; später verband der Gastwirth Johann Baptist Dietzmann damit das Haus Nr. 18; 1841 hatte der von ihm geführte, jetzt eingegangene „königliche Hof" noch ein drittes Haus, Nr. 20, mit sich vereinigt. Der Gast-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hof „zum heiligen Geist" war demnach der südlichste Theil des spätern „königlichen Hofes."

Bei der Darstellung des Aufenthaltes in Köln lagen dem Dichter ohne Zweifel einzelne Tagebuchbemerkungen vor. Schon in dem Ende 1809 entworfenen Schema zu seiner Lebensbeschreibung lesen wir: „Koblenz. Reise nach Köln. Jacobis. Jappach. Düsseldorf." Als einen Hauptpunkt in Köln hatte er sich also schon damals Jabachs Familienbild angemerkt, noch ehe ihn Jacobi in dem Briefe vom 28. Dezember 1812 an das „Jabachsche Haus" erinnerte. Freilich könnte man meinen, er habe aus Jacobis Briefe vom 26. August 1774 die Erinnerung an Jabach genommen; dagegen spricht schon die falsche Schreibung Jappach, deren er sich bediente, während Jacobi richtig Jabach schrieb. Wie er die Bemerkungen über die Bilder von Weenix in Bensberg aus Jacobis Briefen von 1774 und 1812, da sie ihrer nicht gedenken, nicht nehmen konnte, sondern ihm hier noch eine kurze Tagebuchbemerkung vorlag, so muß es auch bei Köln der Fall gewesen sein. Wie weit diese Tagebuchbemerkungen gingen, können wir nicht ermessen, da Goethe nicht eben alles, was ihm vorlag, zu seiner Darstellung benutzte, sondern nur das, was er nach seinem Plane brauchen konnte, und auch in der Folge, wie es ihm dazu passend schien. So hat er ja die von Jacobi ihm gebotene Erwähnung der Laube zu Bensberg unbenutzt gelassen, und wenn er die Bekanntschaft mit Jacobi in Köln erfolgen läßt, so kann man noch immer zweifeln, ob er nicht mit Bewußtsein diese Verschiebung sich erlaubte, welche die Wahrheit der Darstellung nur ganz unwesentlich beeinträchtigte, ihm aber zu seinem Zwecke gerade förderlich schien. So trug er denn auch kein Bedenken, einem nur auf ein paar Tage beschränkten Zusammenleben eine längere Dauer zu geben; denn was er von dem Aufenthalt in Düsseldorf und Eberfeld sagt, fügt sich nicht in einen so knappen Zeitraum.

In Köln, bemerkte Goethe in seiner Lebensbeschreibung, fast vierzig Jahre später, als die ersten Eindrücke ganz verwischt waren, habe das Alterthum eine nicht zu berechnende Wirkung auf die ihn mächtig beherrschende Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in eins geübt. Aber was seiner Seele damals ihre eigen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

thümliche Stimmung gab, war das wunderbar aufregende Gefühl, in dem so lang gemiedenen und falsch beurtheilten Jacobi eine durchaus reine und edle Natur gefunden zu haben, der er sich voll hingeben, der er alle seine Regungen und Strebungen, sein ganzes Fühlen und Denken vertrauen durfte. Wie vor den Liebenden, die sich auf ewig gefunden, die Zukunft wie ein unermeßliches Land des Segens sich ausdehnt, so war in dem vertrauten Zusammenklingen der Freunde ein unendliches Leben muthigen Schaffens und Wirkens, des vollen Anspannens ihrer Geisteskräfte erwacht, das sie in der ahnungsvoll sie umwebenden Gegenwart alle Seligkeit eines reichen Daseins, das aus eigener in des Freundes Brust vertrauensvoll sich ergießender Seele schöpft, und der frei sich gestaltenden Entwicklung ihrer Natur genießen ließ. Jacobi fand in Goethe, wie er bald darauf (den 10. August) an die gemeinschaftliche Freundin Mama Laroche schrieb, den Mann, dessen sein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer seiner Seele ausdauern könne, durch den sein Charakter erst seine echte, eigenthümliche Festigkeit erhalten werde, der seinen besten Ideen und Empfindungen, den bisher einsamen und verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben. Gegen den neugewonnenen Freund selbst äußerte er: „Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs, als wären wir Hand in Hand gangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredt haben." Und vorher: „O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt. O Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichthums! Und welche Kraft wirkts in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe." Ja in Köln, wo das Glück des seligen Bundes zur wärmsten Empfindung sich steigerte, hier war es, wo Goethes titanischer Drang zum erstenmal in übermächtiger Geisteskraft sich erhob, die ihn zur Dichtung des „Ewigen Juden" und des „Faust" trieb. Mag man Frankfurt und Straßburg, etwa auch Mainz, einen gewissen Antheil an dem in der Riesendichtung des „weitbeschreiten Zauberers" wirkenden Geiste zuschreiben*), den

*) Daß die Anfänge desselben schon 1769 fallen und der spätern Dichtung

allergrößten Einfluß auf die endliche dichterische Gestaltung des „gespenstigen Doktors" übte das finstere Köln, das er im Rausche der neuen, allerinnigsten Freundschaft schaute. Unglücklich, wer nie die Seligkeit eines solchen Rausches gefühlt! Und wie entzückend mußte bei Goethe ein solcher Geistes- und Seelenrausch sein, bei ihm, der, wie Heinse im frischen Nachgefühle seiner Bekanntschaft sich ausdrückte, nicht allein „vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke" war, sondern auch „ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer und Adlerflug, qui ruit immensus ore profundo (von Pindar nach Horaz)." Diese Freundschaft hatte seine ganze Seele aufgerüttelt, die kurz vor Lavaters Ankunft so heiter beruhigt gewesen war, daß er sogar den Gedanken an eine Heirat mit Anna Sibylle Münch nicht von sich wies.

In seinem jetzigen glühenden Freundschaftsrausche zeigte sich ihm Köln in verklärter Gestalt. Was kümmerten ihn die engen, dunkeln Straßen mit ihrem schlechten Pflaster, über das Björnstähl, der eine Woche später Köln besuchte, Klage erhebt? was kümmerten ihn der Verfall der Stadt und die Blüthe der vierundsiebzig Klöster, Abteien und Hospitäler, von denen manche mit ihren großen Gärten, besonders ergiebigen Weingärten, sich ungemein breit ausdehnten? was kümmerten ihn die von jenen aufgenährten unzähligen Bettler, die dem Sohne des von solcher Plage der unterstützten Arbeitsscheu freien Frankfurt besonders widerwärtig auffallen mußten, die aber hier ein so behagliches, gottseliges Leben führten, daß sie ihre Töchter mit der Anweisung auf Almosen einer Anzahl Klöster aussteuerten? Auch die Schätze der Kirchen und Bibliotheken, Gelehrte und Künstler lagen den unzertrennlich verbundenen Freunden fern, die möglichst wenig aus sich selbst heraustreten wollten. Durch seine geschäftliche Verbindung und seine amtliche Stellung war Jacobi ohne Zweifel manchen bedeutenden Männern der Stadt näher bekannt; bestimmt wissen wir nur, daß die Familie mit dem schon oben als Kollekteur der „Iris" genannten jülich- und bergischen Hofrath, Kreissyndikus und Sekretarius Heinrich Wilhelm von

ein älterer prosaischer Entwurf zu Grunde liegen soll, gehört zu den Phantasmagorien, womit eine auf geistreiche Einfälle und ihre kecke Durchführung erpichte Schule die Goetheforschung verwirrt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lemmen in Verbindung stand, aber auch dieser ward nicht bemüht. Der Dichter des „Götz" wollte incognito die Rheinmetropole sehen und auf sich wirken lassen. Björnstähl besuchte den Freiherrn von Hüpsch, dessen merkwürdige Sammlungen einen weiten Ruf genossen, den in allerlei Kunstarbeiten, besonders im Wachsbossiren geschickten Domvikar Hardy, den geschichtskundigen Vikar Alster in St. Andreas, der eine ansehnliche Anzahl Bücher und Handschriften besaß, den gründlich gelehrten Großdomherrn (Très foncier) von Hillesheim und den um die Stadt verdienten, an Kunst und Wissenschaft lebhaften Antheil nehmenden regierenden Bürgermeister Johann Balthasar von Mühlheim. Alle diese wurden nicht besucht. Ueber den Sonntagnachmittag, wo sie in Köln ankamen, liegt uns der Bericht J. G. Jacobis vor; leider fehlt der vom folgenden Tage.

Der erste Gang galt, wie wir dem Berichte des ältern Jacobi entnehmen, dem berühmten Gemälde der Kreuzigung des Petrus, welches Rubens für die jenem Heiligen geweihte Pfarrkirche gemalt hatte. Durch die enge Rheingasse stieg man herauf, an der bedeutenden St. Mariakirche (Sint Mergen), die längst den falschen Namen Maria in Capitolio trug, und der Stephanskapelle vorbei ging es in die gleichfalls enge Sternengasse, an dem Hause vorüber, das eine falsche Sage zum Geburtshause des gewaltigen niederländischen Malers gemacht hatte. Aus der Aeußerung J. G. Jacobis über das Gemälde von Rubens: „In dem Gesichte sowohl als in allen Nerven und Muskeln des Märtyrers ist das höchste Leiden, in den Köpfen seiner Henker sind verschiedene Grade von Grausamkeit oder kaltsinniger Härte stark und vortrefflich ausgedrückt", spricht sich wenigstens zum Theil der Eindruck aus, den das Bild auf Goethe machte. Aber der für alles Schönmenschliche warm begeisterte Dichter konnte trotz der Kunst, des die Natur mit seinem mächtigen Pinsel zwingenden Meisters sich von dem Gegenstande nur abgestoßen fühlen, wie später Georg Forster, der, freilich ohne zu wissen, daß der Sage nach Petrus sich ‚den Kopf nach unten gerichtet' kreuzigen ließ, ausrief: „Hilf Himmel, welch ein ästhetisches Gefühl hat so mancher gepriesene Künstler gehabt!" Man erinnere sich ähnlicher Ausbrüche des Unwillens in Goethes ersten aus Italien geschriebenen Briefen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Nicht weit von dem Gemälde", schreibt der ältere Jacobi weiter, „stand ein Altar, mit Todtenköpfen geziert, welcher zu Seelenmessen gedient hatte, und das castrum doloris eines jungen Mädchens. Wie kann man doch ein junges unschuldiges Mädchen aus dem Fegfeuer herausbeten wollen! ‚Die Erde müsse dir leicht werden!' das war der letzte Segen der Alten, und dann Rosen auf das Grab." Jacobi irrte sich wohl insofern, als die Seelenmessen am folgenden Tage stattfinden sollten, und man am Sonntag Nachmittag schon die Vorbereitungen dazu gemacht hatte. Es muß schon ziemlich spät gewesen sein, etwa gegen 6 Uhr, da der Gottesdienst bereits zu Ende war. Auch Goethe wird sich über die schauderhafte Bestellung des Altars mit Todtenköpfen, wie sie zum Theil noch jetzt üblich ist, geärgert haben.

Aus der Peterskirche ging es eine kleine Strecke rückwärts in der Sternengasse in den Jabachschen Hof, das früher mit 6111, in unserm Jahrhundert mit der Straßennummer 25 bezeichnete Haus, das viele Jahre neben einer Weinwirthschaft zu den Friedensgerichtssitzungen diente und so manche gerichtliche Verkäufe erlebte, dann bloß Restaurationszwecken geöffnet war, bis es in neuester Zeit die würdigere Bestimmung erhalten, Sitz des kölnischen Wohlthätigkeitsvereins zu sein. Ueber die Geschichte des Geschlechtes Jabach verdanken wir genaueste Nachrichten dem gründlichsten Kenner der kölnischen Kunst- und Stadtgeschichte, Johann Jakob Merlo. Der in der Handelswelt hochangesehene, mit städtischen Ehrenstellen betraute Everard Jabach erwarb das in älterm Stile gebaute Haus im Jahre 1597, gestaltete es aber nach dem neuern Geschmacke um und erweiterte es durch den Umbau zweier Höfe nebst Garten und Stallung. Von ihm stammt die Anlage des durch den freistehenden prächtigen Treppenbau ausgezeichneten 67 Fuß hohen Thurmes. Jabach war, wie so manche reiche Kaufherren, ein Gönner und Förderer der Kunst; unter den ihm befreundeten Künstlern befand sich der Belgier Geldorp Gortzius, durch dessen Sohn er bei dem trotz aller neuester Kunstschriftsteller in Köln, nicht in Siegen geborenen Rubens*) für seine dem Petrus gewidmete Pfarrkirche ein Gemälde

*) Vgl. meinen Aufsatz „Der Geburtsort und der Geburtstag des Malerfürsten Peter Paul Rubens" in Picks „Monatsschrift" V, 1—21. 119—145.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus der Geschichte des Heiligen bestellen ließ. Doch Everard starb vor dessen Vollendung im Mai 1636; erst 1642 gelangte es in den Besitz der Kirche. Auf Jabachs gleichnamigen Sohn vererbte sich die Liebe zur Kunst, aber nicht die Anhänglichkeit an seine Vaterstadt; er siedelte als Direktor der ostindischen Gesellschaft nach Paris über. Seine durch die kostspieligsten Ankäufe vermehrte Gemäldesammlung gehörte bald zu den berühmtesten Europas. Aber seine Leidenschaft überstieg selbst die reichen ihm zu Gebote stehenden Mittel, und so war er endlich genöthigt, sich des werthvollsten Theiles derselben zu entäußern, der von Ludwig XIV. erworben ward. Einer der ihm befreundeten Maler, Charles Lebrun, malte im Jahre 1660 oder 1661 ihn nebst Gattin und vier Kindern. Das ausgezeichnete Familienbild kam nach Köln, als nach dem Tode dieses zweiten Everard dessen Sohn, der dritte dieses Namens, nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er in den Senat gewählt und auch in den Adelstand erhoben wurde. Sein Sohn Everard Joseph starb 1742, dessen letzter Bruder 1761. Das Haus war seit dieser Zeit ganz verödet, nur von einem Bedienten bewohnt. In den 1788 zu Ulm erschienenen „Beobachtungen und Anmerkungen auf Reisen in Deutschland" heißt es, im Hause zerfalle alles, nur das Gespenst eines alten Bedienten wanke noch darin herum, habe aber nicht Kraft genug, den Staub abzuwischen. 1791 vermiethete der zeitweilige Besitzer, der Kanonikus Johann Matthias de Bors, das Haus auf zwölf Jahre, mit Ausnahme des großen Gartensaals, in welchem sich das Familiengemälde befand, und des auf dem ersten Stocke straßenwärts gelegenen Büchersaals nebst der Kapelle und dem danebenliegenden Zimmer. Die Familiennachrichten vernahm Goethe damals ohne Zweifel, obgleich er in „Wahrheit und Dichtung" bemerkt: „Diese Familie mochte längst ausgestorben sein, aber in dem Untergeschosse, das an einen Garten stieß, fanden wir nichts verändert." Daß auch die Kapelle und der Büchersaal noch vierzehn Jahre später sich erhalten hatten, sahen wir eben. Auch hier mußte Goethe von dem traurigen Gegensatze der glänzenden Vergangenheit und der verkommenen Gegenwart tief betroffen werden. Und nun sollte ihm gar der Widerspruch zwischen Leben und Tod in dem noch in der alten Einrichtung erhaltenen Garten-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

saal das herrliche alte Familiengemälde auf die rührendste Weise vor die Seele treten. Hier sah er, wie es schien, in der Ruhe des Sonntagmorgens, in welcher er später so hübsch Hans Sachs darstellte, den Hausherrn, eine rüstige, schöne und freundliche Gestalt, recht häuslich bequem auf einem Lehnstuhle sitzen, umgeben von Gegenständen, die auf heitern Kunst- und Lebensgenuß und geistige Bildung deuten. Neben ihm auf gepolstertem Ruhebett die blühende blonde Hausfrau, deren jüngstes, einige Monate altes Kind auf rothsammtenem Kissen, das sie mit dem linken Arm unterstützt, auf der Seitenlehne liegt. Dem Vater gegenüber steht die älteste, etwa sechzehn Jahre zählende Tochter, ein nettes, sittsames Mädchen, in einem stattlichen Kleide von geblümtem Damast; ein um zehn Jahre jüngeres allerliebstes Töchterchen dem Vater zunächst; bei der Mutter ein noch jüngerer Knabe, ein herrlicher Lockenkopf, aus dessen großen Augen der Muthwille lacht; der Schelm blickt der Mutter über die Schulter, ein Hündchen trägt er im linken Arm und daneben sein Steckenpferd. Im Vordergrund zeigt sich ein schönes, zur Familie gehörendes trautes Windspiel und im Hintergrund hängt ein Spiegel, worin man das Bild des mit Pinsel und Palette vor der Staffelei stehenden Malers schaut. „Alle gegenwärtig, frisch und lebendig, wie von gestern, ja von heut", äußert Goethe später, „und doch waren sie schon alle vorübergegangen; auch diese frischen, rundbäckigen Kinder waren gealtert und ohne diese kunstreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben. Wie ich von diesen Eindrücken bewältigt, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu sagen. Der tiefste Grund meiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt und alles Gute und Liebevolle, was in meinem Gemüthe lag, mochte sich aufschließen und hervorbrechen." Ja, es war ein ganz einziges Schauspiel, ja mehr als Schauspiel, eine Seelenverklärung, welche sich damals in dem Gartensaale des Jabacher Hofes ereignete. Da stand der Apollojüngling, mit den großen braunen, ein reiches Seelenleben strahlenden Augen, mit zuckender Bewegung seiner ganzen anmuthig gehobenen Gestalt, seelenhaft in das Bild versunken und zu ihm hingezogen; neben ihm der schlanke feine Weltmann mit seinen herrlichen blauen Augen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in denen sein sinnendes Gemüth ruhte, sein für das Leben ihm verbundener Fritz, der mit unendlicher Innigkeit und stolzer Freude auf den wie von seligem Schauen verzückten Freund hinblickte; zur Seite der ältere Bruder, der zu leichtem Scherz aufgelegte Liebling der Grazien und Musen, mit seinem Milde und Wohlwollen verkündenden sinnigen Gesichte, seinem von Rührung schmelzenden Blicke, zur andern Seite der kleine, rundköpfige, das Haupt nach einer Schulter neigende Bruder Rost, mit seinen schmachtenden Augen, von der sinnlichen Wahrheit und dem quellenden Leben des prachtvollen Gemäldes mächtig fortgerissen — alle drei Freunde durch die Gewalt des in Goethe aufgeregten Genius wie gebannt. Von der tiefen Erregung desselben zeugt noch sein zweiter Brief an Jacobi*): „Oft wohn' ich mit Jappachs Geist", schreibt er, „und ich bitte dich, daß dus verborgen halteſt vor mir, wenn der gute Krah**) wohlmeinend das Heiligthum seines Gottes beraubt, pour le mettre aux pieds de son Altesse," d. h. Gemälde aus der Galerie wegnimmt und sie dem Kurfürsten vorzeigt, um ihre Schönheit ihm zu erklären. Goethe deutet darauf, daß das Bild selbst zu jedem sprechen müsse, wie noch jetzt Jabach in ihm lebte. Bald darauf äußerte Jacobi dem Freunde, wenn er sich etwas von ihm in seiner Dichtart und Kraft wünschen möchte, so wäre es Goethe selbst vor Jabachs Geist. Wir sehen, der Dichter hatte aus dem Bilde Jabachs Geist zu sich sprechen hören, wie ihm bei dem Anblick der Ruine Lahneck der Geist des alten Ritters auf den Zinnen der Burg stand und er ihn das unten vorbeisegelnde Schifflein segnen hörte, und er hatte diesem Gefühle vor dem Bilde lebendigen Ausdruck gegeben, den Jacobi nun dichterisch von ihm ausgeprägt wünschte. In J. G. Jacobis Bericht heißt es, das Bild sei in einem gewölbten, gleich wie eine Kapelle gebauten Gemache gewesen. „Das Zimmer ist ganz und gar in dem einfachen Geschmacke unserer Vorfahren und bekömmt dadurch ein ehrwürdiges Ansehen. Die Bekleidung der Wände, die Geräthe und alles stimmt

*) Bei unserer Anführung von Stellen dieses Briefwechsels liegt die Handschrift zu Grunde.

**) Hofkammerrath und Direktor der düsseldorfer Malerakademie, den er vor kurzem kennen gelernt hatte.

mit einander überein. Der marmorne Tisch ist einer von denen, woran feste Männer und tugendbelobte Jungfrauen saßen, ein echterer Zierath als unsere französischen Niedlichkeiten. Der Gedanke, daß diejenigen, deren Bildnisse wir vor uns hatten, alle dahin wären, daß der Geist des Jabach öfter diesen Tempel besuchte, die irdische Gestalt seiner Gattin und seiner Kinder erschaute, daß sein Familienstück in Zukunft, aus dem Tempel herausgerissen, den Blicken der Unheiligen bloßgestellt nichts als ein Galeriestück sein würde, diese Gedanken machten auf unsern Fremdling einen gewaltigen Eindruck." Doch die vier wunderbaren Gäste in Jabachs Hause hatten sich trotz ihrer Ergriffenheit nicht mit dem untern Gartenzimmer begnügt, sie hatten auch den Garten besucht, dessen beste Zierde, wie der ältere Jacobi schreibt, Urnen waren. Heinse schrieb einen Brief über Jabachs Garten an Freund Werthes, den Goethe lebhaft zu sehen wünschte. Nach J. G. Jacobis Schweigen werden sie nicht zu dem ersten Stock des Hauses gestiegen sein, wo die Büchersammlung und die Kapelle mit vier Altarbildern von Dürers Hand, gemalte Fensterscheiben nach Zeichnungen von Rubens u. a. den Kunstfreund fesselten.

Ob sie auf einem Umwege zum Gasthofe zurückkehrten, wissen wir nicht. Man könnte denken, daß sie den nahen, damals erst vor kurzem zu einem prächtigen Platze umgestalteten Neumarkt als eine gepriesene Merkwürdigkeit besucht hätten. Der vielgereiste Björnstähl erklärte diesen für einen der größten und schönsten Plätze in Europa. An demselben lag das vor acht Jahren für das Theater erbaute Brettergebäude, das Goethe auch wenig angemuthet haben dürfte; und doch bezeichnete es für Köln einen Fortschritt, da hier die Schauspielkunst meist mit dem für alle Festlichkeiten bestimmten Hause Quattermarkt oder einem der größern Zunfthäuser sich hatte begnügen müssen.*) Das damals in der Rathhauskapelle befindliche, durch Rauch und Schmutz entstellte, später als „Dombild" so berühmt gewordene Gemälde sah Goethe wohl ebenso wenig,

*) Ja noch im Jahre 1771 fanden die Aufführungen der „vereinigten Gesellschaft deutscher Schauspieler" auf der Schneiderzunft in der Schildergasse statt, wogegen der 1767 nach Köln gekommene Direktor Arnold Heinrich Porsch „auf dem neuen Markt in der großen Bude" spielte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie Björnstähl, Merck und Forster. Nach J. G. Jacobi kehrten sie aus dem jabachschen Hofe gleich zum Gasthause zurück.

Hier klangen die durch so mancherlei Eindrücke und den bevorstehenden Abschied aufgeregten Seelen der Freunde in den zartesten und ergreifendsten Tönen gegeneinander. Jacobi erinnerte sich dieses Abends noch lebhaft im Jahre 1812, wo er an Goethe schreibt, hoffentlich werde er im dritten Theile seines Lebens auch nicht vergessen „des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze ‚Es war ein Buhle frech genug' und andere hersagtest. . . Welche Stunden! welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf. — Mir wurde wie eine neue Seele." Goethe hat dies in seiner Darstellung auf eigenthümliche Weise benutzt, wobei es wenigstens zweifelhaft bleibt, ob er nicht einzelnes aus seiner Erinnerung oder Tagebuchbemerkungen hinzugethan hat, wie zu Jacobis einfacher Erwähnung „des jabachschen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube", wo er bei der letztern des von Goethe übergangenen Gespräches über Spinoza gedenkt. Jedenfalls verdient bemerkt zu werden, daß er von Jacobi keine weitern Erinnerungen sich erbat, wie er damals Knebel ersuchte, ihm „eine detaillirte Nachricht" von ihrem ersten Zusammentreffen zu geben. In „Wahrheit und Dichtung" gedenkt er seines Erbietens, seine neuesten und besten Balladen zu rezitiren, von denen „der König von Thule" und „Es war ein Buhle frech genung" gute Wirkung gethan; diese habe er um so gemüthlicher vorgetragen, als seine Gedichte ihm noch ans Herz geknüpft gewesen und nur selten über seine Lippen gekommen, wogegen aber der Bericht von Lavaters Tagebuch der Lahn- und Rheinreise spricht. Erst mehrere Seiten später heißt es dort, nach Erwähnung des durch die ihm neue reine Geistesverwandtschaft erregten leidenschaftlichen Verlangens nach fernerer Mittheilung: „Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich Jacobi nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt." Des Mondscheins hatte

Jacobi auch elf Monate nach jenen schönen Abend gedacht. Am 14. Juni 1775 schrieb er aus Köln: „Er wird gewiß kommen, der Tag, wo du wieder da sein wirst, wo Berg und Fluß und Mond und Sonne mich darauf ansehen werden, daß ich dich wieder habe. Just wie vergangen Jahr im Juli, stieg gestern Abend bei Sonnenuntergang der Mond herauf, breitete, just wie damals, seinen schimmernden Schatten über den Rhein. Nachts um 11 Uhr stand er hoch, gerade über dem Hause seitwärts, auch wie damals; warf keinen Schimmer über den Rhein mehr; nirgend Schatten, alles eine, gleiche Dämmerung." Am 13. Juni war gerade Vollmond, wie am 23. Juli 1774; der Unterschied zwischen dem 23. und 24. war in dieser Beziehung unbedeutend. Welche Gedichte Goethe am Abende vorgetragen, bleibt zweifelhaft, da die genannten beiden Lieder mit und für „Claudine" und „Faust" gedichtet scheinen, die er erst später begann; man könnte an den „Geistesgruß" und an Lieder aus „Erwin und Elmire" denken, aus welchem „Schauspiel mit Gesängen" er auch auf dem Schiffe Lavater gelesen hatte. Nach dem Berichte von J. G. Jacobi sagte Goethe im Gasthofe in der Dämmerung „altschottische Balladen voll wahren Gefühls der Natur, mit Geistererscheinungen vermischt, in einem unübertrefflichen Tone dargestellt," damals so her, „daß wir bei der letzten ohne falsche Nebenempfindung der Kunst so wahrhaft zusammenfuhren, so im Ernste bange wurden als ehemals in unsern Kinderjahren, wenn wir den abenteuerlichen Geschichten unserer Wärterinnen von ganzer Seele mit allem möglichen Glauben daran zuhörten". Bei den altschottischen Balladen denkt man zunächst an Herders Uebersetzungen und bei der Gespenstergeschichte an „Süß Wilhelms Geist", die schon in dessen „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" gedruckt war. Daß er neben altschottischen Liedern auch andere von sich hersagte, ist immer möglich, kaum aber die von Fritz Jacobi genannten, wenn er nicht etwa schon damals „Claudine" begonnen hatte.

Der ältere Jacobi schließt sein Tagebuch: „Unsere Abendmahlzeit war fröhlich. Wir sahen unweit von uns den Rhein, welchen der Mond versilberte und dessen Geräusch in der Stille der Nacht etwas Feierliches hatte. Von dem Besuche, den Goethe dem Bruder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch zu Mitternacht in seinem Schlafzimmer abstattete, und wie Jacobi damals, wie er sagt, Thränen an sein Herz geweint, wußte er nichts. Auch Heinse zählte diesen Abend unter die schönsten seines Lebens.

Leider fehlt uns Jacobis Tagebuch vom folgenden Tage, aber aus dem vorhandenen ergibt sich, daß Goethe nur einmal, am folgenden Morgen, einem Montag, mit den Freunden den Dom besucht haben kann, im Gegensatze zu der Erzählung in „Wahrheit und Dichtung". Die Großheit der massenhaften, mit unendlicher Beherrschung des Stoffes, seiner Kunstvollendung und warmer Hingabe ausgeführten Theile mußte ihn tief ergreifen und das Bedauern, daß eine solche Idee durch das Erkalten des begeisternden Glaubens im Drange äußerer Stürme nicht zur vollendeten Ausführung gelangt sei, sich mit der Bewunderung dieser den Geist über die beschränkte irdische Welt emporreißenden und mit göttlichem Hauche anwehenden menschlichen Schöpfung verbinden. Er konnte nicht, wie später Zacharias Werner, weinend in diesem „Weltembryone von Stein" sitzen, sich nicht, wie dieser, fragen, ob er, der Schwache das, wonach seine Seele strebe, erreichen werde, vielmehr mußte er sich hier der Hoheit und Macht des menschlichen Geistes bewußt werden, der nach Jahrhunderten des Ringens einem vom Genius der Kunst erleuchteten Meister eine solche Riesenidee eingegeben und trotz des Erstarrens des Wunderbaus einen Triumph gefeiert habe. Und wie mußte dieser Sieg der heiligsten Gottesgabe, der Kunst, ihn selbst ermuthigen, in seinem dem Höchsten zugewandten Streben an der Seite des zu gleicher Anspannung der in ihm wogenden Kraft engverbundenen Freundes. Aeußerte er ja später, es komme ihm nur darauf an, die Pyramide seines Daseins möglichst großartig anzulegen, unbekümmert, ob es ihm gelinge, sie zu beendigen, da der Anlage, auch wenn sie in der Mitte abgebrochen werden sollte, Bewunderung nicht fehlen könne. Vor allem mußte die einfache Größe des kühn zum Himmel sich wölbenden Chores seine Seele aufschwingen. Seine spätern Aeußerungen in „Wahrheit und Dichtung" über den Eindruck, den der Dom im Jahre 1774 auf ihn gemacht, sind nicht aus lebendiger Erinnerung geschöpft.

Was er sonst in Köln sah, wissen wir nicht; möglich, daß ihn auf dem Wege zum oder vom Dome der Gülichsplatz anzog, da

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er ihn an das ähnliche Schicksal seines Landmannes Fettmilch erinnerte: denn auch hier mußte er einen Unglücklichen bedauern, der seinem nicht unberechtigten Kampfe gegen unerträgliche Mißbräuche zum Opfer gefallen war; sein Haus hatte man niedergerissen und dort den Kopf des Hingerichteten zur ewigen Warnung auf eine Säule gesteckt.

Aus dem Gasthofe, in den er bald zurückkehrte, schrieb er kurz vor seiner Abreise an die Gattin seines neuen Freundes: „Ihr Fritz, Betti, mein Fritz. Sie triumphiren, Betti, und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne. Und so willkomm tausendmal, willkommen! Die gesperrte Schifffahrt geöffnet, Handel und Wandel im Flor, und gnade Gott den schelsüchtigeu Nachbarn.“ Man glaubt zu fühlen, wie Goethe aus dem Fenster das bewegte Treiben ein- und ausladender Schiffe und das Auf- und Niederfahren auf dem Strome schaute, da es in seiner Art lag, die bildlichen Ausdrücke aus seiner Umgebung oder dem, was seinem Geiste gerade nahe lag, zu schöpfen. Die folgenden Worte „Wie schön, wie herrlich u. s. w.“ sind oben S. 20 angeführt. Der Schluß: „Adieu, liebe Frau, küß sie mir [nach der Rückkehr von Vaels] die Buben und die Mädchen,“ scheint gleichfalls darauf zu deuten, daß er Pempelfort schon verlassen, er selbst die Kinder nicht mehr küssen konnte. Die mit der Adresse „an Betti“ versehenen Zeilen gab er Fritz, der sie mit seiner die Weise ihrer Bekanntschaft ausführenden Erzählung an die Gattin senden sollte. Um Mittag begleiteten die Freunde Goethe an die kaiserliche Posterpedition, da der Wagen um 1 Uhr nach Ems abfuhr.

Die Erinnerungen an die mächtigen in Köln empfangenen Eindrücke verschlangen sich in Goethes Seele mit dem Glücke der neuen Liebe, von der er damals in Jacobis Gegenwart äußerte, sie sei so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen sein würde. Briefliche Mittheilungen und Sendungen, dann auch Besuche Jacobis in Frankfurt gaben dem in Köln gleichsam erst unterschriebenen und untersiegelten ewigen Vertrage neue Stärke. Noch im April 1775 gedachte Goethe der Thränen, die er in Köln an Jacobis Herz geweint. Der titanische Drang seiner Seele brach in machtvollen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dichtungen hervor, dann aber ergriff ihn der Sturm heftiger Liebesleidenschaft, die ihn mit den gräflichen Brüdern Stolberg in die Schweiz und zu Lavater fliehen ließ; von der schon angetretenen Reise nach Italien trieb ihn sein gutes Glück nach Weimar, das ihn auf immer fesseln sollte. Die Liebe zum kräftig aufgährenden jungen Fürsten, die seelenhafte Gewalt der Frau von Stein und das schwere Tagewerk, das er im Dienst des kleinen Staats mit männlicher Entschlossenheit sich aufgelegt hatte, nahmen ihn ganz in Anspruch, so daß sein Genius nur selten seine Flügel erhob. Was hätte ihm in dieser Zeit das alte, dumpfe und immer mehr verdumpfende Köln sein können? was hätten ihn die in den nächsten Jahren entstehenden Streitigkeiten zwischen dessen Bürgern und dem Senate, welche der Kaiser schlichten mußte, angehen können? Und doch trat ihm auch in diesen Jahren die alte Reichsstadt zuweilen nahe. Der ältere Jacobi, der zu kurzem Besuche in Weimar erschien, brachte die Erinnerung an die kölnischen Tage mit sich, und bald darauf machte die Herzogin Mutter mit ihrer nächsten Umgebung eine Reise an den Rhein, auf welcher sie Freund Merck als Kunstkenner nach Köln und Düsseldorf begleitete. Die Erzählungen der zurückkehrenden Reisenden und Mercks vortreffliche Darstellung der Reise in Wielands „Merkur" („Eine malerische Reise nach Köln, Bensberg und Düsseldorf") versetzte ihn lebhaft in jene Gegenden zurück. Er selbst sah um diese Zeit das militärisch bewegte Berlin, das von Handel, Kunst und Wissenschaft reich belebte Leipzig besuchte er wiederholt, und es zog ihn, in Begleitung des Herzogs, zum zweitenmal nach der Schweiz, deren großartige Natur ihn erhob und stärkte, wo er an Lavater sich von neuem labte und in den alten Städten reiche Bildung fand. Welch ein Gegensatz gegen das unter der schärfsten Censur der Universität, des Domkapitels und des Nuncius seufzende, von eingelerntem Aberglauben umnebelte Köln! Doch mußte er innigen Antheil nehmen an dem schrecklichen Unglück, das die alte Stadt bei den gewaltigen, viele Gegenden Deutschlands, auch sein liebes Jena heimsuchenden Ueberschwemmungen des Februar 1784 traf; der dritte Theil Kölns war unter Wasser gesetzt und die schöne Rheinseite, der Glanzpunkt der Stadt, arg beschädigt. Aber auch in dieser Noth konnte der Fa-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

natismus sich nicht zurückhalten. So las denn Goethe in dem hamburgischen in ganz Norddeutschland verbreiteten „Politischen Journal" von dem Pater Hahn, der am 29. Februar in einer Kontroverspredigt das gläubige Volk belehrte, daß die Ueberschwemmung, welche Gott über das fromme Köln, den Niederrhein und ganz Deutschland verhängt habe, eine Folge des gottlosen Protestantismus sei, von dem er eine schmähliche Karikatur gab. „Was ist Religion? Fraget die Protestanten und sie antworten: ‚Schöne Mädchen ist die beste Religion'." Diese und ähnliche geisteswirre Verleumdungen wagte er von dem Predigtstuhle herab zu verkünden. Aber in demselben Artikel des „Journals" fand Goethe auch die erfreuliche Mittheilung, daß der Magistrat dem großen Rath vorgeschlagen, den Protestanten völlige Freiheit in der Religion und der Handlung zu geben, um der arg heimgesuchten Stadt wieder aufzuhelfen. Dasselbe Journal brachte eine ausführliche Beschreibung des traurigen Verfalls der Stadt. Im September 1784 hatte Goethe sich eines Besuches seines so lange nicht gesehenen Fritz zu erfreuen, der ihm herzlich wohl that. Die alten schönen kölnischen Tage traten wieder in der Erinnerung der bei aller zeitweiligen Trennung doch im Herzen unzertrennlichen Freunde hervor. In Köln war unterdessen, wie Goethe auch in dem „Politischen Journal" berichtet fand, mit unendlicher Freude der Regierungsantritt des neuen Kurfürsten, des Erzherzogs Maximilian, begrüßt worden, und die auf ihn gebauten Hoffnungen sollten nicht getäuscht werden. Am 25. August wurde in dem Goethe so lieben Ems die von diesem benannte Punktation gegen die Eingriffe des päpstlichen Nuncius zwischen den drei geistlichen Kurfürsten und dem Erzbischof von Salzburg geschlossen. Die Nachricht traf Goethe noch in Deutschland, dagegen erfolgte die Eröffnung der vom Kaiser (des Papstes bedurfte man schon nicht mehr!) bestätigten Universität Bonn, die der Verdumpfung der kölner Universität das Gegengewicht halten sollte, erst als Goethe sich bereits zu Rom befand. Er war Deutschland entflohen, um im Lande reiner Kunst und frisch blühender Natur neues Leben einzusaugen, sich von den beschränkten und beschränkenden nordischen Anschauungen zu reinigen und sich von dem Genius edler Kunst anhauchen zu lassen. Als er auf der Brenta

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Venedig fuhr, ward er ganz unerwartet an das alte Köln erinnert; denn er nahm sich dort zweier Pilger aus dem Paderbornischen an, die vor kurzem das Grab der heiligen Dreikönige in Köln besucht hatten, und ihm wohl nach ihrer Anschauung manches berichteten. Der Anblick der Peterskirche in Rom mußte ihn an die großen deutschen Dome erinnern, die ihm freilich jetzt, bei seinem Widerwillen gegen die gothische Baukunst, nicht in günstigem Licht erschienen. Nicht ohne Antheil hörte er von den Schritten, welche die einzelnen geistlichen Kurfürsten wegen der Eingriffe der Nuncien beim Papste thaten. Wie sehr wünschte er, daß ein freierer Geist die katholische Kirche in Deutschland durchdringen möchte, da er von dem römischen religiösen Leben eine ebenso traurige Anschauung wie von der päpstlichen Verwaltung erhalten hatte. Die Erinnerungen an Köln waren freilich längst erblaßt, und wer kümmerte sich in der rheinischen Metropole um den Dichter des „Werther", mochte man auch in dem 1783 erbauten Theater in der Schmierstraße, dessen Verkauf an die Protestanten, wie er im „Politischen Journal" gelesen hatte, nach dem Unglück der Ueberschwemmung von einer Seite vorgeschlagen worden war, sich zuweilen durch seinen „Clavigo" und vielleicht durch seinen „Götz", natürlich ohne den Auftritt des Klosterbruders, unterhalten lassen.*) Wenige werden hier gewußt haben, daß er noch am Leben sei, als 1786 die Ankündigung einer Gesammtausgabe seiner Schriften in acht Bänden, die auch viel Neues bringen sollte, zur Unterzeichnung einlud. Werfen wir auch hier einen Blick auf das Barometer der Subscribenten. Die Liste derselben vor dem ersten und vierten Bande beschränkt sich auf die Zahl von 664 Exemplaren. In Köln, das doch Buchhändler genug besaß, hatte niemand subscribirt, und was auffallender, ebenso wenig in Bonn und in der Rhein-

*) Dort soll auch das Stück eines Kölners, das 1786 unter dem Titel: „Rache und Eifersucht oder der gestürzte Minister. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Von R. B. S. Erster Versuch des Verfassers", erschien, zur Aufführung gekommen sein. Der Dichter war der spätere Schulinspektor und Gymnasiallehrer Richard Benedikt Schmitz, der nach eben vollendetem fünfundachtzigsten Lebensjahre am 31. März 1840 starb. Er war ein herzensguter Mann, aber so wenig zum Dichter wie zum Lehrer und gar zum Inspektor gemacht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

provinz mit Ausnahme von Jacobi in Düsseldorf und einem Clever, während Münster doch durch 12 Namen vertreten war, selbst Paderborn und ein paar andere westfälische Städte mit einem Exemplare sich betheiligt hatten. Nicht einmal ein Kölner Nachdrucker hatte es der Mühe werth gehalten, sich zu betheiligen, wie einer in Br**, der am Schlusse des Verzeichnisses abgesondert nicht ohne scharfe Warnung zu stehen kam. Fast vierzehn Jahre waren seit dem Besuche Kölns verflossen, als Goethe aus Rom, wo er die glücklichsten, geisteshellsten Tage seines Lebens genossen, beim Vollmond, der auch in Köln ihm geleuchtet hatte, nach Weimar zurückkehrte. Was war damals Köln ihm, was fühlte Köln für den Dichter der „Iphigenie" und des „Egmont"!

II.

Das Leben des einzelnen Menschen wie der Gang der Staaten und der Menschheit entwickelt sich nicht immer auf ruhig gleichmäßigem Wege, nicht selten treiben heftige Stürme, ja völliger Umsturz in ganz andere Bahnen. So finden wir es fast zu gleicher Zeit bei dem französischen Volke, das ganz Europa in Mitleidenschaft ziehen sollte, und unserm deutschen Dichter, dessen Seele doch jeder gewaltsame Umschwung so sehr zuwider war. In Frankreich schürte die despotische Unterdrückung der Parlamente den Brand, der im folgenden, eine neue Epoche der Weltgeschichte bezeichnenden Jahre in lohe, das Königthum der Lilien hinwegraffende Flamme ausschlug. Ein gewaltiger Umsturz vollzog sich gleichzeitig in Goethes Leben. Wie sehnlich hatte dieser gehofft, in Weimar, wo er auch als ein sittlich neuer Mensch erscheinen sollte, an der Seite der einzigen Freundin, die so viele Jahre sein Leben gelenkt und verschönt hatte, seines hochgebildeten, in den wichtigsten Anschauungen mit ihm übereinstimmenden Herder und anderer ihm seit lange verbundenen Freunde, in innigem Bunde mit dem ihm ganz vertrauenden hochbegabten Fürsten seinen „Tasso" und „Faust" ruhig vollenden, den reichen, in Italien gesammelten Bildungsstoff ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

arbeiten, sich der Umgestaltung seines „Wilhelm Meister" hingeben, Neues schaffen, die über die Organisation der Naturreiche, besonders der Pflanzenwelt, und das Wesen der Kunst ihm aufgegangenen Ansichten ausbilden und, befreit von den Sorgen der Staatsverwaltung, in einer seiner Künstlernatur entsprechenden Thätigkeit sich voll ausleben zu dürfen. Und wie anders sollte es kommen, ja die Grundlage seines Lebens erschüttert werden! Die Kälte der Frau von Stein trieb den noch sehnsüchtig nach Italien zurückblickenden Dichter seiner Christiane Vulpius in die Arme. Diese anfangs verheimlichte natürliche Ehe, die, wie er acht Jahre später an Schiller schrieb, gerade ein Jahr älter als die französische Revolution war, verrückte, wie sehr sie auch seine nach häuslichem Glücke verlangende Seele erfreute, seinen Standpunkt in Weimar, erregte heftige Stürme, welche den gewaltsamen Bruch mit der Freundin herbeiführten, die so viele Jahre ihm als Polarstern geleuchtet, entfremdete ihn gar manchen und gab seinem Leben zunächst eine ihm fremde Unruhe; dazu verlor er Herder in der Zeit, wo er dessen am meisten bedurfte, da dieser mit dem Domherrn von Dalberg eine Reise nach Italien unternahm; auch erregte des Herzogs Leidenschaft zu einer gebildeten, in Weimar mit Vater und Schwester weilenden Engländerin in ihm Aerger und Sorge, und bald erschütterte den unruhig Umhergetriebenen der schreckliche Ausbruch des dem französischen Königthume so lange drohenden Sturmwetters. Nur mit Gewalt gelang es ihm sich aufrecht zu halten und drei Wochen nach der Zerstörung der Bastille den „Tasso" zu vollenden, der wie ein Regenbogen über der Sturmflut sich erhob. Mit ängstlicher Spannung folgte er dem Fortgange der „französischen Anarchie", unter welcher Bezeichnung das „Politische Journal" über den selbst von manchen seiner Freunde, besonders von Herder und Knebel, als Morgenröthe allgemeiner Freiheit begrüßten Umsturz berichtete. Wie ärmlich mußten ihm dagegen die Zustände der kurfürstlichen Reichsstadt Köln erscheinen, über die das „Journal" auch von Zeit zu Zeit berichtete! Wenn der Kurfürst in Bonn, neben den noch immer lebhaft ihn beschäftigenden Nunciaturstreitigkeiten, ernstlich für das Wohl seines Landes besorgt war, so hatte sich in dem alten, dumpfen aristokratischen Köln nichts verändert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Noch immer lag die Stadt mit dem Kurfürsten in Hader, welcher auch bei Gelegenheit wieder die Landeshoheit über sie in Anspruch nahm. Die alma mater in Köln, die Zwingburg der Lichtfeinde, betrug sich so „halsstärrig und unanständig" gegen ihn, daß er sich veranlaßt sah, denjenigen, welche diese weiter besuchen würden, den Zutritt zu allen Aemtern in seinem Lande zu verbieten. Als der Reichshofrath zu Wien dem Magistrat befahl, endlich die den Lutheranern und Reformirten vor zwei Jahren bewilligte Errichtung „eines stillen Bet-, Schul- und Predigthauses" in Köln nicht länger zu behindern, kam es zu solchen Aufhetzereien von Seiten der Geistlichkeit in der von ihnen geleiteten Menge, daß die Protestanten selbst, um nicht der empörten Wuth zum Opfer zu fallen, zunächst darauf verzichteten, ihr gutes Recht in Ausführung zu bringen. Aber auch der kölnische Magistrat sollte die Brandung der französischen Freiheitsbewegung empfinden. Am 26. August 1789 trotzte das Volk ihm die Bewilligung einer großen Anzahl von Forderungen ab, unter denen „Verband und freie Kür" die Hauptstelle einnahmen. Den 4. Oktober kam es zu einem weitern Aufstande, doch ehe man sich über die neuen Klagepunkte verständigt hatte, traf ein Mandat des Reichshofraths ein, welches die ganze neue Anordnung für ungültig erklärte, alles in den alten Stand zurückversetzte und die Unzufriedenen mit Gewalt zur Ruhe zu bringen befahl. Bei dem darüber aufgebrochenen Auflaufe gegen die Hauptwache auf dem Heumarkt hieben die Funken wacker ein, und so war die Sache bald mit einigen Verwundungen und Verhaftungen abgethan. Also endete in Köln das Jahr 1789 und damit auf längere Zeit die Nachwirkung des französischen Umsturzes, dessen Greuel in der guten katholischen Stadt schreckliches Entsetzen verbreitet hatten. Der hohe Rath hielt gute Zucht und trat entschieden gegen die Blätter auf, die sich „Anzöpflichkeiten" (Anzüglichkeiten) erlaubten.

Goethe genoß um diese Zeit sein erstes Vaterglück; denn Weihnachten beschenkte ihn mit seinem ersten Sohne, bei welchem der Herzog selbst die Pathenstelle übernahm. Sein Haus umschloß jetzt sein höchstes Glück; zu diesem fühlte er sich immer sehnsüchtig hingezogen, mochte er der zurückkehrenden Herzogin Mutter nach Venedig entgegengehen oder dem Herzog zu seiner bei Breslau liegenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Brigade folgen. Neben dem Glücke im Kreise der Seinen, dieser „kleinen Insel des festen Landes", erfreuten ihn besonders seine naturwissenschaftlichen Studien. Um Ostern 1791 übernahm er die Leitung des neugegründeten herzoglichen Theaters, zu dem „von allen Enden Deutschlands" die Schauspieler zusammenflossen. Von Düsseldorf kamen das Ehepaar Demmers und ein gleichnamiger Verwandter, im folgenden Jahre Vohs. Köln, wo die Bühne keine gute Stätte fand, hatte keinen zu senden. Das alte Leben dauerte hier ruhig fort, als ob die Welt unbeweglich und jeder Fortschritt verderblich, jeder Strahl der Aufklärung gottlos wäre.

Unsern Dichter riß im August 1792 der Ruf seines herzoglichen Freundes, ihm zu dem nach Frankreich ziehenden verbündeten Heere zu folgen, aus seinem lieblichen Daheim und seinen friedlichen Beschäftigungen. Ueber Frankfurt, Mainz, Bingen und Trier traf er in dem vom Herzog ihm geschenkten Chaischen, bloß von seinem Diener Paul Götze begleitet, in dem traurigen Lager bei Longwy ein. War seiner Natur jeder Krieg zuwider, für diesen konnte er sich am wenigsten begeistern; war ihm ja nach seiner eigenen Aeußerung weder am Tode der aristokratischen noch an dem der demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen. Die gefährliche Lage, in welcher sich die Verbündeten befanden, erkannte er sofort. Nach der abenteuerlichen Kanonade bei Valmy sprach er im Kreise vieler Leidensgenossen das bedeutende Wort: „Von hier und heute geht eine bedeutende Epoche der Weltgeschichte an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Nur zu bald folgte der an sich und in seinen Folgen gleich traurige Rückzug. Von Luxemburg wollte Goethe, den die überstandene Noth sichtlich abgemagert hatte, nach seinen mütterlichen Fleischtöpfen eilen, um dort wie von einem Traum zu erwachen, der ihn „zwischen Noth und Koth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, Leichen, Aesern und Scherbhaufen gefangen gehalten" hatte. In Trier fand er wieder in demselben großen, mit weitläufigem Gehöf versehenen Hause eines Kanonikus, das er auf der Hinreise bewohnt hatte, freundliche Aufnahme. Hier ging er, während er von der allgemeinen Krankheit und seiner Mattigkeit sich herzustellen suchte, an die Durchsicht, Anordnung und Bearbeitung seiner auf dem Zuge fortgesetzten Be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

obachtungen über die Farben; auch suchte er über das römische Denkmal bei Igel, das er eben bei herrlichem Sonnenblick zum zweitenmal gesehen hatte, ins Klare zu kommen. An der Gasttafel des rothen Hauses fand sich der nach stärkender Nahrung verlangende Dichter sehr wohl versorgt, wie wenig ihm auch das bunte Durcheinander der Gesellschaft und die allgemeine Verwirrung und leidenschaftliche Erregung die so ersehnte Ruhe gestattete. Der damals fünfundzwanzigjährige Lehrer Johann Hugo Wyttenbach, der später besonders durch seine Arbeiten über die Geschichte Triers bekannt gewordene Gymnasialdirektor und Oberbibliothekar, schloß sich an den Dichter an, konnte sich aber nicht genug wundern, daß dieser gar nicht von der Dichtkunst sprach, sich leidenschaftlich der Naturbetrachtung hingegeben hatte. Doch fanden beide in Kants Lehre einen Vereinigungspunkt. Weitläufig erging sich Goethe in der Ausführung, daß ein Kunstwerk wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt, jedes aus sich selbst entwickelt und gewürdigt werden müsse. Gern ließ er sich von dem frisch belebten kenntnißreichen jungen Manne über die Geschichte der Stadt belehren und zu ihren Merkwürdigkeiten führen, von denen ihn freilich die mittelalterlichen wenig anziehen konnten, da seine Seele noch ganz von der reinen, klaren, maßhaltenden Schönheit des klassischen Alterthums erfüllt war. Auch der Herzog kam nach Trier, wo er in dem großen, wahrhaft fürstlichen Kloster Maximin abstieg. Dort gab er einmal große Tafel, zu welcher er drei der vornehmsten Geistlichen einlud. Goethe konnte mit einem derselben, der ihm zur Seite saß, in einem Gespräche über die Geschichte des Klosters sich ausreichend unterrichtet zeigen. Von seiner guten Laune zeugen die beiden lustigen Distichen auf das Wohlleben der trierschen Klosterherrn. Dort hätten sich nach Vertreibung der heidnischen Dionysosverehrer christliche, dem Bacchus huldigende Mönche angesiedelt. Der frühere Dionysosdienst und die Vertreibung desselben durch einen christlichen Bischof Dionysius beruhten natürlich auf der schalkhaften Laune des Dichters, der nicht ahnen konnte, wie hoch lebhafter Weinbau im Trierschen zur Römerzeit hinaufgegangen, wovon die in Neumagen neuerdings entdeckten Denkmäler den überraschendsten Beweis liefern. Aber nur zu bald hörte man, daß Mainz erobert und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frankfurt gebrandschatzt sei — die ersten traurigen, Traurigeres in Aussicht stellenden Rückschläge des so unglücklich unternommenen wie ausgeführten Feldzuges. Bis nach Köln herab setzte die Kunde dieses Einfalls der Republikaner alle Welt in äußerste Angst. Goethe mußte jetzt jeden Gedanken an einen mit Gefahr verbundenen Besuch seiner Vaterstadt aufgeben, die in solcher Noth wiederzusehen ihm gar zu schmerzlich war.

Er miethete sich ein Boot bis Koblenz und fuhr in Begleitung eines von früherer Zeit her ihm bekannten preußischen Offiziers und seines treuen Paul die Mosel herab. Lustig ging es an den weingesegneten, mit Dörfern prangenden Ufern vorbei. Vor Trarbach befiel sie das Dunkel, welches diesmal mit einem so starken Sturme sich einstellte, daß die Wellen hoch über den Kahn schlugen und die Insassen durchnäßten; man mußte sie entschließen in Trarbach zu landen. Im Wirthshause suchte ein reicher Kaufmann des Ortes, der Vater des spätern berühmten Rechtslehrers Böcking, die Fremden auf und nöthigte sie freundlich in sein Haus, wo er sie mit köstlichem Moselwein bewirthete, auch sie dringend einlud, bis zum nächsten Morgen zu bleiben, da er sie auf einen schönen Aussichtspunkt führen wolle. Aber Goethe war von solchem Drange, rasch zu längerm Aufenthalte nach Koblenz zu gelangen, und von solcher treibenden Unruhe befallen, daß er hartnäckig allen Vorstellungen und Bitten widerstand. Böcking und dessen Gattin drangen ihnen zwei Matratzen auf, damit sie im Kahne wenigstens bequem ausruhen könnten; sie bezeichneten ihnen ein Koblenzer Handlungshaus, bei welchem sie das Geliehene abgeben lassen könnten. Daß Böckings Gattin die Matratzen mit ihrem neuen und schönen Barchent nicht gern hergegeben, ist ein vom Dichter bei der spätern Darstellung seines Zuges nach der Champagne der Wahrheit zuwider, aber freilich im allgemeinen dem Frauencharakter gemäß frei hinzugefügter Zug, den diese, und auch ihr Sohn, bei aller sonstigen Verehrung ihm nie verzeihen konnte.

Ruhig schwamm der Kahn die Mosel herab, bis sie morgens ihr Ziel erreichten. Der Blick durch die Bogen der alten schwarzen mächtigen Moselbrücke und oberhalb derselben gewährte ihnen im blauen Dufte des Morgens einen herrlichen Genuß; es war, wie Goethe

später bemerkte, das schönste Naturbild, was ihm vielleicht je vor Augen gekommen. Vor sich schaute er das Städtchen Thalehrenbreitstein nebst dem darüber sich erhebenden steilen, mit den gewaltigen Festungswerken der alten Burg gekrönten Felsen, diesem mächtigen Bollwerke des Reiches; rechts zeigte sich die reizend gelegene Stadt mit der prächtig sich erhebenden Kastorkirche. Welche Erinnerungen mußte dieser Anblick in ihm wecken! Seine alte Jugendfreundin Sophie Laroche hatte ihr liebes Thalehrenbreitstein nach der ungnädigen Verabschiedung ihres Gatten längst verlassen und lebte jetzt in Offenbach, wo sie, um sich und die Ihrigen zu erhalten (ihr Gatte war schon vor drei Jahren gestorben), schriftstellerischen Erwerb treiben mußte. Fand er diese auch nicht mehr, so konnte er doch dem Verlangen nicht widerstehen, das geliebte Thal wiederzuschauen, das ihm noch im Glanze seiner Jugendtage strahlte. Aber an der fliegenden Brücke, die ihn hinübertragen sollte, sah er sich durch die ungeheure österreichische Wagenkolonne, die erst nach und nach herübergeschafft werden mußte, unangenehm zurückgehalten, und die Furcht vor ähnlichen Hemmungen hielt ihn in den folgenden Tagen von Wiederholung dieses Versuches zurück. Dagegen trieb es ihn zu dem etwas oberhalb der Stadt seit seiner letzten Anwesenheit (in den Jahren 1778 bis 1786) entstandenen kurfürstlichen Schlosse, dessen sich der Kurfürst nicht lange erfreut hatte; denn im laufenden Jahre hatten es die beiden Brüder Ludwigs XVI., Neffen des Kurfürsten, in Besitz gehabt; augenblicklich stand es einsam und öde, da der Kurfürst wegen der drohenden Zeiten sich nach Regensburg begeben hatte. Je reizender die Lage des wunderschönen, prächtig eingerichteten Schlosses war, um so gespenstiger trat diese politische Ruine, die den drohenden Sturz aller so fest geschienenen Zustände zu lehren schien, seiner ahnungsvollen Seele entgegen, so daß er es nicht über sich gewinnen konnte, von dem umherwandelnden Kastellan sich den Eintritt zu erbitten. In der Stadt hörte er überall die erbittertsten Klagen über den schrankenlosen Uebermuth der französischen Ausgewanderten, besonders der beiden Prinzen, die so viel Unheil über die Stadt gebracht hatten. Das waren die Leute, denen zu Liebe und auf deren Wort vertrauend man zu dem unseligen Zuge sich hatte verleiten lassen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Goethe bewohnte zu Koblenz das schöne Quartier im Gasthof zur Post, dem jetzigen „trierschen Hofe", welches die Stadt dem Herzog eingeräumt hatte, und labte sich an dem Ehrenwein, den der Stadtrath sehr reichlich demselben als preußischem General verehrt hatte. Der Gasthof, wo er vor achtzehn Jahren an Lavaters und Basedows Seite dem Salm und dem Hahn so eifrig zugesprochen, lag gerade gegenüber. Auch der König von Preußen langte in Koblenz an, wohin der Kurfürst von Köln auf einen Tag zu dessen Begrüßung kam. Aber weder die schöne gartenreiche Umgebung der heitern Stadt, noch die herrliche Aussicht des Stromes auf- und niederwärts konnte Goethe fesseln; fieberhaft trieb es den Sohn des Friedens aus den kriegerischen Zuständen, die ihn an die letzte Vergangenheit so traurig mahnten und ihn die künftigen Gefahren und Leiden vorschauen ließen, die man durch den unklug unternommenen Zug heraufbeschworen hatte. War es ja derselbe Strom, welchen er in glücklicher Friedenszeit gesehen, die sich jetzt wie eine liebliche Idylle vor seinem geistigen Auge entfaltete und ihn den Gegensatz der traurigen Gegenwart und der noch trauriger drohenden Zukunft schneidend empfinden ließ; damals hatte ihn die Sehnsucht zu dem so lange eigensinnig gemiedenen Jacobi getrieben, an dessen Brust er zum erstenmal das Glück voller Seelenfreundschaft genossen, und noch heute floß der Strom zu dem alten, bei allem Wechsel der Neigungen und Anschauungen heilig treu gebliebenen Freunde hernieder. Seinem Fürsten auf seinem weitern, noch gar nicht zu bestimmenden Zuge auf das rechte Rheinufer zu folgen war ihm unmöglich, nach Frankfurt zurückzukehren bei den Fortschritten der Franzosen unheimlich; der Weg zu Lande schien beschwerlich und bedenklich, dagegen versprach der sanft herabgleitende Strom ihn leicht und anmuthig seinem Jacobi zuzuführen, bei dem er sich bald wieder ganz herzustellen, mit dem er sich zu dem neuen Leben in der sturmvollen Zeit neu zu verbünden gedachte. So entschloß er sich denn, sich von seinem Herzog zu verabschieden und, ohne sein von Trier aus nachgeschicktes Chaischen abzuwarten, die lange Rheinfahrt von Koblenz bis Düsseldorf trotz des Novembers in einem Zuge zu machen, so daß er erst in Düsseldorf wieder ans Land steige, obgleich ihn die Post rascher von Köln nach dort herüber-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebracht hätte. Wieder miethete er sich einen Kahn, ohne zu ahnen, worauf ihn niemand hinwies, daß die Schiffer zu einer solchen langen Thalfahrt ein altes Boot zu nehmen pflegen, um es am Ende der Reise als Brennholz zu verkaufen und dann leichten Fußes mit dem erlangten Fahrpreise nach Hause zurückzuwandern. Auch nahm der Schiffer einen blinden Passagier mit, der bei Bonn ausgesetzt werden wollte; dieser sollte den Fährmann durch Mitrudern unterstützen. Daß der Kahn ein starkes Leck habe, sollte sich nur zu bald zeigen; denn schon nach einiger Zeit begann der Fährmann Wasser auszuschöpfen, was häufig wiederholt werden mußte. Goethes Zutrauen war einmal getäuscht worden; zurückzukehren schien ihm ebenso wenig räthlich als sich mitten auf dem Wege aussetzen zu lassen. Die Fahrt ging glücklich fort, und sollte auch bei der voraussichtlich sternhellen, wenn auch freilich kalten Nacht nicht unterbrochen werden, um möglichst rasch nach Düsseldorf zu gelangen. Aber als sie am Siebengebirge vorüber waren, gerieth der Fährmann mit dem fremden Passagier über die Stelle, wo dieser am besten ausgesetzt werden könne, in einen so heftigen Streit, daß der edle Palinurus dabei ins Wasser stürzte. In den durchnäßten Kleidern die Novembernacht durchzufahren war dem Schiffer doch unmöglich, und so konnte Goethe ihm die Erlaubniß, sich in Bonn zu trocknen und zu wärmen, nicht versagen. So landete man denn in der Nacht beim bonner Rheinthore. Goethes Paul folgte, nachdem man den Kahn ans Land gezogen, dem Fährmann in die nahe Schifferkneipe, während diesem selbst vor dem mit Tabaksdampf erfüllten Raume so arg graute, daß er das Lager im Kahne auf seinem Mantelsack und Portefeuille dieser Qual vorzog. So gebettet, lag der deutsche Sänger längere Zeit vor dem Rheinthore der Musenstadt sorglos schlafend im Kahne, bis er, plötzlich erwachend, sein Lager von dem durch das Leck eindringenden Wasser durchnäßt fand. Da blieb denn keine Wahl, auch er mußte in die ängstlich gemiedene Kneipe, um in dem ihm widerwärtigen Tabaksdampfe der an Glühwein sich wärmenden Gesellschaft sich, so gut es gehen wollte, zu trocknen. Aber was hatte er nicht schon auf dem schauderhaften Rückzug in bitterm Ingrimm über die Ver-

blendung, mit welcher man sich in die Gefahr gestürzt, und den Unverstand der deutschen Kriegsführung ertragen lernen!

Bereits graute der Morgen, als man die Reise fortsetzen konnte, auf welcher durch um so eifrigeres Rudern der unfreiwillige Aufenthalt möglichst eingebracht werden sollte. So ging es denn die für die Kahnfahrt etwa vier Stunden lange Strecke bis Köln herab, wo man sich, da der Weg bis Düsseldorf noch sehr lang war, keine Rast gestatten wollte. Vom Kahne aus, der beim Rheinthore landete, konnte Goethe den Gasthof „zum heiligen Geist" schauen, wo er vor mehr als achtzehn Jahren den Herzensbund mit Jacobi besiegelt hatte. Am Ufer wandelnd, auf dessen geschäftiges Leben er damals aus dem Gasthause geschaut hatte, konnte er die Stelle des deutzer Hafens bemerken, wo es im Februar 1791 zwischen der der Stadt, die ihr Stapelrecht, und dem Kurfürsten, der sein Hoheitsrecht über den Rhein in Anspruch nahm, fast zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen wäre. Wie ärmlich mußten ihm jetzt alle Häkeleien des in seine zum Unrecht gewordenen Rechte sich immer mehr einspinnenden Senats in einer Zeit erscheinen, welche am Rheine alles umzustoßen drohte; denn wo würden Frankreichs zur Rache gespornte, von wildem Freiheitsschwindel aufgeregte Horden, die nichts zu verlieren hatten, inne halten, da er sich nur zu sehr überzeugt hatte, wie wenig vom Zusammenwirken der verbündeten Heere zu erwarten war, über deren Führung Kundige und Unkundige den Kopf schüttelten. Nur einen wehmüthig ahnungsvollen Blick konnte er der alten Rheinstadt zuwerfen, die, wer wußte wie bald? das Schicksal von Mainz theilen werde, und um so tiefer in ihren Grundfesten erschüttert werden mußte, je hartnäckiger man sich dem Geiste der Zeit, der in Frankreich zur Raserei geworden, widersetzt hatte. Die herrliche, im Halbmonde um den stolzen Strom sich schlingende, von zahllosen Kirchen und Thürmen gekrönte Stadt, deren innerer Zwietracht der Krahn ihres mitten im Werke ins Stocken gerathenen Domes zu spotten schien, welches Schicksal stand ihr in der neuen, gewaltsam eindringenden Zeit bevor, deren Ideen auch in Deutschland so ansteckend gewirkt hatten. Von Köln selbst war im Anfange des Jahres eine kleine Schrift gegen die berückenden Stichwörter der in der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich

berauschenden Zeit hervorgegangen, von welcher Goethe durch das „Politische Journal" Kenntniß erhalten haben konnte: aber was vermag ruhige Belehrung gegen leidenschaftliche Aufregung und schmeichelnde Ueberspannung! Hatte ihn bei dem frühern Besuche der Gegensatz zwischen Gegenwart und Vergangenheit tief ergriffen, so schien ihm jetzt die Zukunft über der alten Stadt trotz aller ihrer Heiligen verderbenschwanger zu schweben.

Goethes Schilderung in der „Campagne in Frankreich" gedenkt der Fahrt zwischen Bonn und Düsseldorf mit keinem Worte. Wir wissen nicht, ob er sich durch das alte niedrige Rheinthor in die düstere Stadt begab und hier etwa im Gasthof „zum heiligen Geist" eine kurze Ruhe sich gestattete. Im Innern zog ihn damals nichts an, selbst der Dom nicht, der nach der in Italien erhaltenen reinern Anschauung ihn ebenso wenig wie Triers mittelalterliche Kirchen ansprechen konnte; ja diese großartige Ruine mußte ihn eher beängstigen, da die neue Zeit ihr nur sehr bedrohlich sein konnte. Hatte er vor so vielen Jahren im Rausche der ihn beglückenden Freundschaft Köln durchstreift, entnüchterter hätte niemand die in sich immer mehr zerfallende Stadt schauen können; ging er damals am Arme der Freundschaft, jetzt fand er sich ganz einsam, bloß von einem treuen Diener begleitet, und seine Seele drängte sich dem edlen Freunde entgegen, mit dem er den in der Jugend geschlossenen, nach der Rückkehr aus Italien wieder mit frischer Seele aufgenommenen Bund persönlich erneuern wollte.

Schon war es dunkel geworden, als die lange und langweilige Kahnfahrt von Köln bis Düsseldorf zu Ende ging. Goethe mußte sich den Weg von dort nach Pempelfort, das Jacobi seit vier Jahren auch im Winter bewohnte, durch mitgenommene Laternen erleuchten lassen. Auch diesmal trat er, wie aus den Wolken gefallen, vor Jacobi, den er vor acht Jahren zum letztenmal gesehen hatte, aber die Freunde brauchten sich diesmal nur wiederzufinden: die Stimme des Herzens hob sie über mancherlei Abweichungen der Anschauungen, die ihnen die letzten Jahre gebracht, leicht hinweg. Goethes Kunstanschauungen hatten sich in Italien verklärt; dann aber war er auch an der Hauptstätte des Katholizismus mit entschiedenem, fast zu Haß sich steigerndem Widerwillen gegen die geistige Umnebelung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erfüllt worden, welche das Christenthum, wie es im Laufe der Zeit sich gebildet hatte, ihm über die Welt gebracht zu haben schien. Die Bewunderung der gefeierten Apostel der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die dadurch eine unabsehbare Verwirrung herbeigeführt, war ihm herzlich zuwider, und selbst das Wirken Neckers, den Jacobi so hoch hielt, schien ihm nur höchst verderblich. Der Freund hatte während dieser Zeit die freie Luft Englands geathmet, und dort entschiedenste Vorliebe für eine die Macht des Fürsten beschränkende Verfassung gewonnen, wogegen in seinen Ansichten über Gott und Welt, die bei Goethe von der Ahnung der geheimnißvollen, aber ihr Geheimniß gern dem sinnigen Forscher nicht enthüllenden, doch andeutenden Natur ausgingen, die Neigung zum Glauben immer entschiedener durchgebrochen war, ohne indeß seiner Duldung und Anerkennung anderer redlich gewonnenen Anschauungen Abbruch zu thun. Er bewahrte Goethes Briefe, in denen sich auch seine neuere Richtung ausprägte, als einen Schatz, der, wie er ihm einmal schrieb, mehr als Erinnerung in ihm erweckte, da sie ihn die unsichtbare Leitung der Menschen verehren ließen, von denen keiner seinen Weg verstehe. Dem pempelforter Freunde entging nicht, daß er den Geliebten, der in der letzten Zeit geistig und leiblich so sehr gelitten hatte und von leidenschaftlicher Unruhe und düstern Ahnungen über die Zukunft Deutschlands, zunächst des westlichen, an den Rhein grenzenden, gequält war, liebevoll schonen müsse. Herder hatte ihm geschrieben, er solle ihm von seinem besten Champagner geben. Goethe thaute allmählich in dem herrlich traulichen Familienkreise ganz auf, seine Umdüsterung erhellte sich, seine scharfen Spitzen zog er immer mehr ein, weil er fühlte, wie sehr man sich gegenseitig zu schonen habe, da niemand über seine Natur hinaus könne, des Vereinenden aber bei edlen Seelen, die sich lieben, mehr als des Trennenden sei. So stellte er sich geistig und körperlich in Pempelfort her, wenn auch die düstern Ahnungen über die Zukunft durch die Kunde von dem weitern Vordringen des republikanischen Heeres neue Nahrung erhielten. Weissagte ja selbst Jacobi, wenn man die Franzosen nicht bald zurücktreibe, so werde das ganz zu Grunde gerichtete Volk hordenweise den siegenden Heeren nachströmen und Europa einer völligen Verwüstung aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gesetzt sein, wie es sie „ehemals von Gothen, Hunnen und Vandalen erfahren". Im pempelforter Kreise, wo anziehende Gäste fast nie fehlten, fühlte man sich von einem Hauche innigen Wohlwollens, herzlicher Theilnahme, reiner Gemüthlichkeit und edler Gesinnung umweht, man genoß hier „selige Familienszenen", für die Goethes Herz empfänglicher als je war. Freilich fehlte die schon vor fast neun Jahren dahingegangene Hausfrau, die Goethe auch bei seiner ersten Anwesenheit nicht gefunden hatte, aber die beiden für des Freundes häusliches Glück unentbehrlichen Halbschwestern nahmen lebhaften Antheil an der Unterhaltung. Die ältere, Lotte, war ihm von Frankfurt aus bekannt und herzlich gewogen, die jüngere, Helene, freilich wegen ihrer religiösen und sittlich strengen Richtung ihm weniger günstig gestimmt. Auch ein heranwachsender Sohn, der nächstens die Hochschule zu Jena beziehen sollte, und eine sehr liebenswürdig sich entwickelnde Tochter belebten den traulichen Familienkreis. Zufällig war auch Heinse, damals Hofrath und Bibliothekar des jetzt flüchtigen Kurfürsten von Mainz, wieder Gast des Hauses; er zeigte sich heiter und gewandt, und war auch sein „Ardinghello" trotz mancher schönen Schilderung Goethe zuwider, so hielt dieser sich an das gemüthliche Wesen des mit sinnlichster Glut schaffenden Dichters, den ja auch Jacobi und seine Schwestern trotz seiner dichterischen Vergötterung des Nackten gern um sich hatten. Da war auch der junge von Jacobi herangezogene Heinrich Schenk, der in nächster Nähe wohnte und als lieber Hausfreund zur Unterhaltung wesentlich beitrug. Durch seine ergetzlichen Erzählungen aus Italien wußte Goethe alle Herzen zu gewinnen, wogegen seine begonnene Vorlesung der auf den Freiheitsschwindel der Zeit spottenden „Söhne Megaprazons" keinen Anklang fand, und er auch seine ihm so sehr am Herzen liegenden optischen Versuche aus Mangel an Verständniß abbrechen mußte. Oft ging es an den Abenden so heiter zu, daß man gar nicht aus dem Lachen kam. Im nahen Düsseldorf fanden sich damals viele bedeutende Personen zusammen, unter denen Goethe besonders mit Graf Nesselrode, dem kurmainzischen General von Coudenhoven und dessen liebenswürdiger Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Hatzfeld, Herrn und Frau von Dohm (Dohm war bevollmächtigter Minister

am kurkölnischen Hofe in Bonn) in angeregter Unterhaltung sich erging. Man traf sich häufig in der Galerie; stellte auch Goethe jetzt die Italiener viel höher, so konnte er doch der reinlichen Genauigkeit der Niederländer seine Anerkennung nicht versagen. Leider hatte sich der Schwarm der ihm herzlich zuwider gewordenen französischen Ausgewanderten nach Düsseldorf geworfen, wo selbst die Brüder Ludwigs XVI. erschienen, von deren Treiben er in Koblenz ein so widerwärtiges Bild erhalten hatte. Die Nachrichten von den Fortschritten der Franzosen wurden immer bedenklicher, so daß er schon früher Pempelfort verlassen haben würde, hätte ihn nicht ein rheumatisches Uebel befallen, von dem ihn der geist- und kenntnißreiche Hausarzt Hofrath Abel bald herstellte. Nach vierzehn Tagen verließ er mit dankbarem Herzen und dem frohen Bewußtsein, Jacobi ganz wiedergefunden zu haben, das gastliche Pempelfort, das er nie wiedersehen sollte, da das Näherrücken der „Tollfranken" den Freund schon im September 1794 von da verscheuchte. In Münster, wohin sich Goethe von Pempelfort wandte, fühlte er sich einige Tage im reinen Kreise der sein tiefstes menschliches Gefühl und den edlen Drang seiner Natur verehrenden Fürstin Galitzin sehr glücklich, so daß er gern noch länger geblieben wäre, hätte er nicht bereits vorzeitig seine Rückkunft den Seinigen angekündigt.

Froh, endlich den drängenden Zügen der anmaßenden französischen Auswanderer entgangen zu sein, kehrte er Mitte Dezember nach Weimar zurück. Hier nahm zunächst die Bühne seine amtliche Thätigkeit in Anspruch. Für diese gewann er den, wie es heißt, von Jacobi ihm empfohlenen Johann Jakob Graff, den Pasqué zu einem Kölner macht. Er war vielmehr, wie längst bekannt, im Oberelsaß zu Münster im Georgenthal bei Colmar (am 23. September 1768) geboren, hatte in Straßburg Theologie studirt, war dann nach mancherlei Schicksalen nach Köln verschlagen worden, wo er unter Dobler am 9. April 1789 die Bühne betrat. Die doblersche Gesellschaft aber löste sich schon in demselben Jahre auf. Erst nach einiger Zeit fand er eine neue Anstellung bei Bossan in Neuwied, dessen Truppe er nach verschiedenen Orten bis Heilbronn herab begleitete. Anfangs 1793 knüpfte er von Kassel aus mit Weimar an. Seine Anstellung erfolgte bereits am 10. April, aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch ehe er nach Weimar kam, war Goethe dem Rufe des Herzogs gefolgt, an seiner Seite der Belagerung von Mainz beizuwohnen. Schon am 27. Mai traf der Dichter im Lager bei Marienborn ein. Den 24. Juli wurde die Stadt übergeben, deren schreckliche Verwüstung er zwei Tage später sah. Hier zeigten sich die verderblichen Folgen jenes Freiheitsschwindels, der selbst einen so edlen Mann und glücklichen Naturforscher, wie sein Freund Johann Georg Forster war, in seine Wirbel gezogen hatte. In Heidelberg traf er mit seinem Schwager Schlosser zusammen. Der Einladung Jacobis nach Pempelfort konnte er nicht folgen; sein „herumschweifendes Leben" widerstand ihm und „die politische Stimmung aller Menschen" trieb ihn, den jedes politische Gerede jetzt ekelte, nach Hause zurück. Hier lernte er den Schauspieler Graff, der schon am 5. Juni in Ifflands „Hagestolzen" als Hofrath Reinhold aufgetreten war und sehr gefallen hatte, persönlich kennen und nahm sich seiner um so mehr an, als er in ihm bald eine Hauptstütze der herzoglichen Bühne erkannt hatte. Da bei Goethe eine persönliche Bekanntschaft, wenn sie ihn eine tüchtige, von gutem Willen beseelte Natur erkennen ließ, bald auch vertraulich zu werden pflegte und der Bildungsgang seiner Schauspieler ihn besonders anzog, so wird Graff ihm auch von seinem kurzen Aufenthalte in Köln, wo er zuerst die Bretter betreten hatte, und auch wohl manches von den dortigen Zuständen berichtet haben. Graff ward der erste Darsteller von Schillers Wallenstein, in dessen „Piccolomini" er einen großen Triumph erlangte, wie dies der Dichter selbst in einigen ehrenvollen Zeilen aussprach, die Graff als sein heiligstes Besitzthum treu aufbewahrte. Es ist wohl kein Zufall, wenn Wallenstein, den Graff spielen sollte, in „Wallensteins Tod" den dritten Gefreiten, den er als einen Bekannten anspricht, als „Risbeck aus Köln" bezeichnet. Risbeck war der Name eines bekannten neuern Reisenden und bei Köln konnte dem Dichter vorschweben, daß Graff hier den ersten Schritt in seiner Kunst gethan hatte und er sich dieser für sein Leben so bedeutend gewordenen Stadt gern erinnerte.

Trotz aller Siege über die republikanischen Heere konnte Goethe sich der ernstesten Sorgen nicht entschlagen. „Wie viel wird uns jene ungeheure Masse noch zu schaffen machen!" schrieb er nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Siege von Kaiserslautern seinem Herzog. Dieser selbst verließ bald darauf den Dienst, da er von der Weiterführung des Krieges bei der Zwietracht zwischen Oesterreich und Preußen keinen dauernden Erfolg hoffen durfte. Nur zu bald gingen die errungenen Vortheile verloren und die immer wilder und wüthender sich ergießenden Republikaner bedrohten ernstlich die deutschen Lande. Da Goethe keinen Rath und keine Hülfe wußte, lenkte er seinen Blick von der Politik ganz ab; er versenkte sich neben seinen amtlichen Beschäftigungen eifrig in Kunst- und Naturstudien und wandte sich der endlichen Vollendung seines „Wilhelm Meister" zu. Am 7. Juni 1794 schrieb ihm Jacobi, daß er wegen der verwünschten Lage der Dinge mit Dohm in Köln Rath gepflogen; in welchem Grade die Sachen am Rhein übel gestanden, hätten die Zeitungen sie nicht einmal von weitem muthmaßen lassen; noch sei es nicht viel besser geworden, doch sehe man jetzt wenigstens einige Möglichkeit für die Verbündeten, sich genug zu verschanzen, um Zeit zu gewinnen, noch mit einigem Anstande Frieden zu machen. Der Senat der Reichsstadt Köln zeigte so wenig Theilnahme an der Sache des Reichs, an der festzuhalten der „deutsche Bauer" durch seinen uralten, leider längst vergessenen Wahlspruch sich hätte gemahnt fühlen sollen, daß er sich jedesmal widersetzte, wenn es galt, Reichstruppen einige Tage zu beherbergen, ja zu einer zweitägigen Aufnahme französischer Gefangener, die ins Innere gebracht werden sollten, mußte er mit Gewalt gezwungen werden. Das schwere Geschütz der Stadt, dessen das Reich bedurfte, suchte er möglichst theuer loszuschlagen, wogegen er die Stellung des pflichtmäßigen Kontingents für „total unmöglich" erklärte, selbst zur Hülfe an den beim Vorrücken der Franzosen nöthig scheinenden Verschanzungen ließ er sich zwingen. Mit solcher Mißachtung der gemeinsamen Gefahr, mit solchem reichsfeindlichen Eigennutz, mit solcher eigensinnigen Verblendung, wovon das „Politische Journal" mehrfach Kunde gab, erwartete man in Köln das heranrollende Gewitter. Was war bei solcher Kirchthurmspolitik für den bedrängten Rhein zu hoffen! „Am Rhein ist alles in Furcht und Sorge", äußerte Goethe am 14. August. „Ganz Deutschland ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgültige Menschen getheilt. Für meine Person finde ich nichts Räthlicheres

als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen." Schon erwartete er seine Mutter bei sich, die sich endlich entschlossen, möglichst alles fortzuschaffen und eine Zuflucht in Weimar zu finden, ja die Möglichkeit, daß er selbst auswandern müsse, zeigte sich drohend in der Ferne. Aber zum Glücke Deutschlands und unserer Literatur kam es so weit nicht. Hatte ja eben die schöne Aussicht zu einem Bunde mit dem einzig ihm ebenbürtigen deutschen Dichter sich Goethe eröffnet, die sich bald so glücklich erfüllen sollte.

Während die beiden so lange sich fremd gebliebenen Dichter zum edelsten und erfolgreichsten Zusammenwirken für Dichtung und Kunst sich vereinigten, vollzogen sich am Rheine die Geschicke, welche das Kurfürstenthum Köln und die freie Reichsstadt, die so lange dem Eindringen deutschen Geistes und vernünftiger Freiheit sich widersetzt hatte, mit der vertrautesten Freundschaft des republikanischen Frankreichs beglückten. Schon am 6. Oktober bewillkommenten Abgesandte des hohen Rathes in der Nähe von Müngersdorf, eine Meile von Köln, den heranrückenden republikanischen General Championnet und überreichten dem bewaffneten Vollzieher der neuen Freiheit, indem sie seinem Schutz sich empfahlen, unterthänigst die Schlüssel der „in ganz Europa berühmten Stadt Köln", deren Ehrenschild sein sollte, daß sie „ihren Anfang hat von Marco Vespasiano Agrippa, Kaiser Augusti Schwager, eben als die allerseligste, heiligste Jungfrau Maria, Gottes Mutter, geboren ward". Freilich war sie mehr eine folgsame Tochter Roms als eine Anhängerin des deutschen Reiches. Den echten französischen Schutz sollte der hohe Rath, der sich gegen alle Forderungen des Reichs immer gesperrt hatte, bald an eigenem Leibe bitter empfinden. Kölns Wechselfälle unter der räuberischen Despotie der Franzosen, welche Freiheit nur für sich suchten, weiter zu verfolgen ist nicht unsere Aufgabe. Als gerechte Strafe mußte es gelten, daß die altehrwürdige Stadt gleichsam zum Hohne unter die Bezirksverwaltung des zur Zeit der kurfürstlichen Regierung freier entwickelten Bonn gestellt wurde. Eine nothwendige Folge des Gegenschlages war es, daß die sogenannten Patrioten in der heiligen Stadt, welche die despotische Gewalt der gebietenden Herren so lange in der Verdumpfung gehalten hatte, viel wilder, frecher, geschmackloser, gemeiner,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ja schmutziger auftraten als in Bonn. Ein ehemaliger Minoritermönch sollte Kölns Brutus werden; seine diesen ehrwürdigen Namen mißbrauchende Dekadenschrift war ein wahrer Sumpf. Der hohe Rath aber zeigte sich seiner selbst ganz würdig, da er seine Verfassung als die freieste auf Erden herausstrich und sich rühmte, es immer mehr mit den Franzosen als mit dem Reiche gehalten haben. Als die Bezirksverwaltung von Bonn bei der den Ländern zwischen Maas und Rhein auferlegten Kriegssteuer von 25 Millionen Livres Köln mit der Summe von 480 000 veranlagt hatte, erhob sich der Rath, „der Senat der Ubier", wie er sich nannte, in voller Entrüstung; man beschloß einen Abgeordneten an den Nationalkonvent zu senden, um gegen die Ungerechtigkeit solcher Brandschatzung der Stadt, der man Unverletzbarkeit in jeder Beziehung zugesagt, lebhaften Einspruch zu erheben und die ganz ungehörige Vertheilung der Kriegssteuer nachzuweisen. Von 800 000 Livres, woran 18 Städte und an 200 000 Morgen Land betheiligt seien, falle mehr als die Hälfte auf Köln, deren Bürger in der Stadt nichts besäßen als ihre zum Unterhalt beträchtliche Summen erheischenden Häuser und Gebäude und um die Stadt wenige Grundstücke. Einer solchen wunderlichen Begründung, welche Kölns freilich sehr geschmolzenen Reichthum ganz verflüchtigte, entsprachen der bis zum Lächerlichen floskelhafte Ton und das Pochen auf die freie Verfassung Kölns. „Schauet hier ein freies Volk", hieß es in der von Wallraf an den Nationalkonvent gerichteten Denkschrift. „Hier findet Ihr diese heiligen Rechte, diese Gesetze, die ein freies Volk sich gab." Von der bonner Verwaltung ward alles Schlimme gesagt; sie sei die Verwaltung eines Kurfürstenthums, wozu Köln nie gehört, eines Hofes, mit dem sie seit Jahrhunderten entzweit gewesen, mit dem ihr System von Freiheit und Demokratie sich nie vertragen gekonnt; jene Verwaltung sei mit der Geschichte und mit dem übrigen Europa uneinig über das System der Freiheit, welches Kölns Verfassung ausmache. Der Nationalkonvent ward an Darius, der Rhodus wegen seines berühmten Malers Protogenes geschont, er ward an Alexander den Großen, der die Vaterstadt Homers geehrt, salbungsvoll erinnert, um Schonung für Köln als den Geburtsort von Rubens im Namen der Künste zu erflehen, welche

die Stützen und die Zierde der politischen Existenz und der geselligen Glückseligkeit seien, welche ihre unstete Wanderung inne gehalten, um bei den Franzosen ein Vaterland zu finden. Dabei wurde des nach Paris geführten Bildes der Kreuzigung von Rubens gedacht. „Noch schwebt Rubens' Geist über seinem unsterblichen Werke, womit er sein Vaterland bereichern wollte, und im Museum (zu Paris), wo einst dies unser Denkmal prangen soll, wird es Eure Bewunderung an sich heften; hier spricht für uns sein Genius. Ihr, die Ihr gemacht seid, diese Geistessprache zu verstehen, höret seine Stimme, wie sie Schonung und Gerechtigkeit ruft um sein Vaterland." Neben der unwürdigsten Schmeichelei gehen bittere Klagen über die schamlose Beraubung der Stadt und die jämmerliche Darstellung ihrer Noth her, neben der lächerlichsten Berufung auf ihre Verfassung deren Stütze Freiheit, deren Reiz Gleichheit gemacht, finden sich die Erwähnung ihrer Schwäche, durch deren Charakter die Stadt immer wie eine Jungfrau vor allen Verunglimpfungen geschützt gewesen, die Versicherung, daß die Freundschaft mit der Frankennation ihnen von jeher theuer gewesen, endlich die Hinweisung darauf, daß sie sich der gefährlichen Koalition gegen Frankreich entzogen, diese ihrer Lage nach bedenklich und ihrer Freiheit nach ihnen selbst zuwider gehalten. So entwürdigte man sich selbst vor dem Nationalkonvent und Deutschland, ohne die geringste Aussicht, daß jener auf seinen Raub verzichten werde. Der Posse der cisrhenanischen Republik, die man trotz allem über sich ergehen lassen mußte, folgte die Vereinigung mit Frankreich, die durch den Friedensschluß bestätigt wurde, der fast gleichzeitig mit Goethes die Freiheit und Selbständigkeit des deutschen Bürgers so herrlich vertretendem „Hermann" das linke Rheinufer preisgab. Der aus jener hehren Dichtung sprechende Bürgergeist bildete zu dem reichsstädtischen der dem Reich sich entziehenden freien Ubier, an deren Namen man sich ungeschickt anklammerte, den schärfsten Gegensatz.

Wie hätte Goethe, der sich in der Politik nur an das thatsächlich Mögliche hielt, bei der damaligen Verwirrung und Zerrissenheit hoffen können, diese deutschen Lande in nächster Zeit den siegreichen Republikanern entrissen zu sehen, die ihren Keil immer tiefer in das deutsche Reich zu treiben trachteten! Ihm war es in der schlimmen,

noch Schlimmeres drohenden Noth eine Herzenssache, im Verein mit Schiller deutsche Sprache und Dichtung zu pflegen, durch vollendete Kunstschöpfungen den Geist des Volkes zu bilden und zu heben. Die „Xenien" der beiden verbündeten Dichter sprachen es entschieden aus, daß der Deutsche um so freier sich als Mensch ausbilden müsse, je weniger es ihm gelingen werde, sich zur Nation zu bilden, worin freilich der Unglaube an die politische Einheit sehr scharf und beschämend zu Tage trat. Wo stand aber deutsche Sprache und Bildung damals, in Folge des Jahrhunderte langen Verschlusses gegen den Geist der Aufklärung, auf einer niedrigern Stufe als in der Ubierstadt! Die „Xenien" gedachten im Herbste 1796 der Unfruchtbarkeit des Niederrheins in dem Spotte auf die Verbindung des Rheins mit der Mosel, deren Umarmung noch kein Sohn erfreut habe. Freilich wirkte dies wie ätzender Hohn auf ein Land, das im Besitze der Franzosen sich befand, wie der Witz der „Xenien" auf den Rhein als Grenze Germaniens, über welche der Gallier hüpfe, bitter verletzen mußte. Beide Distichen kommen zunächst auf Schillers Rechnung, dessen Schärfe eben keine Rücksicht kannte, die hier auch nicht an der Stelle war. Doch war es beachtungswerth, daß die „Xenien" auch diese augenblicklich Deutschland entzogenen Lande als deutsche in Anspruch nahmen und sie ihre Geißel fühlen ließen, die sie nicht ohne Grund über ihre Versumpfung schwang. Daran litt freilich nicht der ganze Niederrhein; hatte sich ja in Bonn ein frisches Leben erhoben, dessen Entwicklung freilich der Einfall der Franzosen gestört hatte, und in Düsseldorf hatte Karl Theodor die Kunst gepflegt.

Sehen wir uns die deutsche Dichtung des damaligen Köln an. Schiller begann 1794 seinen „Musen-Almanach" neben manchen bestehenden; auch Köln wollte im Wetteifer mit andern Gegenden nicht zurückbleiben. Schon früher hatte der bei Franz Balthasar Neuwirth unter fetten Hennen erscheinende „Niederrheinisch-Westfälische Kreiskalender. Das ist: Historisch- und Genealogischer *Schematismus* Hochbenennten Kreises wie auch des Rheinisch- und Westfälischen Adels ꝛc. ꝛc." Gedichte als Zugabe gebracht, in denen wie in den vorgesetzten „Erinnerungen" und „Vorreden", die greulichste Geschmacklosigkeit zu Tage tritt. Man nehme z. B. den Jahrgang

1791 zur Hand. In der „Kurzen Erinnerung" zu „Sieben Gedichte, und mehrere" heißt es: „Weilen am zweiten verflossenen Monats December die ganze Geschichte eine andere Formel erhalten hat und nur das Neue das Herz des Menschen anzettelt; so habe meine Leser mit Siegen und Viktorien, welche aus guter Hand erhalten, anstatt dessen vergnügen wollen", worauf denn mehrere jämmerliche Gedichte auf die Siege über die Türken folgen. Als „Weitere Zugabe" sind drei Gedichte auf die Juden bezeichnet, die „eine unbekannte Handunterschrift eingeschickt". In der vorangehenden „Erinnerung" heißt es: „Fremde Kalender haben große Aufnahme, weilen eines Kunstkupferstichers Chodowicky (so!) Bilder darinnen enthalten sind. Diese erhalten durchs Ansehen Lob und Beifall. Vielleicht können diese Reimen durchs Lesen so großen Wohlgefallen erwecken, als Kupferstiche durch Sehen erhalten." In der „letzten Vorrede" wird nochmals mitgetheilt, daß der Herausgeber da er „in unserm Lande" keine „Bilder von einem künstlichen Chodowicky" liefern könne, er „zu wohlklingenden Reimen seinen Ausfall gewählet", welche dreifachen Dienst erweisen sollen. „Erstens für die Wahrheit ohne Flatterie. Zweitens zur Historie ohne Wind, und letztens im Klang zum angenehmen Gehör." Wir enthalten uns aller weitern Proben dieser Unmündigkeit so wie der Erbärmlichkeit der Reimereien. Nun erschien aber 1794 zu Köln in der langenschen Buchdruckerei ein wirklicher „Musen-Almanach auf das Jahr 1795" mit dem Zusatz: „Oder Taschenbuch für Liebhaber der Dichtkunst" und dem Buchdruckerstocke zweier sich schnäbelnden Tauben. Vorangeht hier der eigentliche Kalender; das Taschenbuch selbst ist, abweichend von Titel und Kalender, mit großen lateinischen Buchstaben auf 102 Seiten gedruckt; auf der ersten Seite steht oben ein grober Buchdruckerstock mit vier nackten musizirenden Kindern, die für Amoretten gelten müssen, den Schluß bildet ein ähnlicher, der eine auf die Dichtkunst deutende, sehr albern dreinschauende Harfenspielerin vor einem Dreifuße mit dampfender Schale darstellt. Die ununterbrochen gedruckten, weder mit Namensunterschrift noch mit Chiffer bezeichneten Gedichte schlagen den allergewöhnlichsten Ton an, obgleich es nicht an Hexametern, selbst nicht an verstiegenen alkäischen Oden fehlt, von denen eine an die empörten Belgier gerichtet ist, eine andere das Mönchthum,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den „Monachismus", trifft, eine dritte einen Glückwunsch zur Priesterweihe bildet. Schalheit und Unmündigkeit schauen allen diesen Reimen aus den Augen. Auch Deutschlands „keimende Dichter", diese „zärtlich empfindende Seelen", werden einmal angesungen. Hier heißt es (diese einzige, nicht die schlechteste, Probe genüge!):

Zwar betraten schon viele vor euch die rühmliche Bahne,
Die ihr zu betreten beginnt;
Ihre Namen wird einst die glückliche Afterwelt segnend
Nennen: nie versieget ihr Ruhm;
Aber noch sind sie nicht alle verschönert Teutoniens Wüsten,
Viele sind noch ein schreckliches Nest
Giftiger Schlangen; und weit umher verwüstende Thiere
Hecken noch ungestöret darin.
Aber wüthen sollen nicht mehr da verheerende Thiere,
Dummheit und Aberglauben nicht mehr.
Schmeichelt ihn weg durch euren Gesang; sie werden entfliehen;
Denn allmächtig ist der Gesang.

Man sieht, daß eine freie Richtung durchgebrochen war, aber an Geschmack und dichterischer Durchbildung fehlte es durchaus. Die Namen der Dichter deckt eine wohlthätige Nacht, ja nicht einmal der „Musen-Almanach" selbst findet sich irgend erwähnt, wie auch die im folgenden angeführten und deren Dichter von Goedeke übergangen sind. Den Beschluß des „Musen-Almanachs" macht unter der Ueberschrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Tod den Tyrannen!" ein „Verzeichniß der von den Volksvertretern bei der Nord-, der Sambre- und Maasarmee festgesetzten höchsten Preise der nothwendigsten Lebensmittel". Das war die erste dichterische Gabe der mit dem Segen der französischen Befreier geweihten Stadt.

Etwas irgend Bedeutendes konnte auf diesem Boden oder, wie die ubischen Dichter singen, auf dieser „Bahne" noch nicht gedeihen; die Literatur nahm darauf gar keine Rücksicht. Um so auffallender scheint es, daß die glückliche Nachbildung des ersten Buches von Rollenhagens Froschmäusler, der als „Der neue Foschmäusler. Heldengedicht" 1796 und im folgenden Jahre in zweiter Auflage erschien, auch in Wielands „Merkur" und von A. W. Schlegel in der „Literaturzeitung" freundlich begrüßt wurde, den Namen Köln auf dem Titel trägt; aber die Sache klärt sich einfach dadurch auf,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß Köln nur der vorgebliche Verlagsort ist, wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert viele schlüpfrige Schriften unter dieser Angabe erschienen: das Buch kam in Lüneburg bei Herold und Wahlstab heraus.

Sechs Jahre nach jenem ersten Musenalmanach, zu einer Zeit, wo das Wehen des deutschen Geistes doch schon einen Umschwung bewirkt haben könnte, erschien bei Haas und Sohn Köln „Ubiens Musentafel oder Kölnisches Taschenbuch auf das VII. Jahr der Republick 1799 des Uebrigen Europa". In der dichterischen Widmung an die Vorgesetzten Kölns gesteht der Verleger, daß es in Köln noch nicht Tag sei, doch habe er der Sterne und hellen Nächte wegen seine Bahn betreten. Ein Beurtheiler dieser „fast bloß mit ungenießbaren Speisen besetzten Musentafel" rieth dem Herausgeber, doch erst den hellen Tag abzuwarten. Wie viel höher als diese Spenden des kölnischen Geistes stand das in der Nähe erscheinende „Bergische Taschenbuch. Zur Belehrung und Unterhaltung" des lutherischen Pfarrers Wilhelm Aschenberg in Kronenberg bei Elberfeld, in welchem zuerst Arndt neben Kosegarten und Jacobi auftrat.*) Es waren vier Jahrgänge, die in den Jahren 1798 und 1800 bis 1802 zu Düsseldorf erschienen. Drei weitere Jahrgange schlossen sich unter anderm Titel an.

„Aber war denn kein Wallraf da?" hören wir uns entgegenrufen. Wir sind keineswegs Willens, dem von kölnischem Patriotismus in eine Weihrauchwolke gehüllten, um seine Vaterstadt so hoch verdienten Manne seine Bedeutung abzusprechen. Er besaß eine große Beweglichkeit, leichte Fassungskraft und lebendige Gewandtheit, und alle diese vortrefflichen Eigenschaften des Geistes wurden durch Herzlichkeit und warme Vaterlandsliebe zu rastloser Thätigkeit verbunden: aber ihm fehlten Ruhe, Tiefe und feiner Geschmack, den er auf Kölns damaligem Boden nicht erlangen konnte, und das Ankämpfen gegen die herrschende beschränkte Richtung gab ihm eine leidenschaftliche Raschheit, wie das Gefühl des Errungenen und der bevorzugten Stellung unter seinen Mitbürgern nur zu sehr seine

*) Vgl. Crecelius in der „Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins" VIII, 185—188. IX, 203—215.

Eitelkeit nährte. Ferdinand Franz Wallraf ward ein Jahr vor Goethe zu Köln geboren; sein Vater war ein bemittelter Meister der löblichen Schneiderzunft. Als Magister der freien Künste erhielt er schon 1769 eine Stelle am Montanergymnasium; er widmete sich aber daneben der Theologie. Bereits 1772 ward er zum Priester geweiht. Seine Stellung am Gymnasium war sehr untergeordnet, und nicht ohne Schmerz sah er sich in Folge der bestehenden Einrichtungen immer zurückgesetzt, aber das trieb ihn um so ernster, sich desto tüchtiger und umfassender heranzubilden. Wenn man behauptet, er habe sich damals durch seinen „Hymnus an die Natur" einen Rang unter den vaterländischen Dichtern errungen, so könnte sich dies bloß auf Köln beziehen. Die Literaturgeschichte weiß nichts von diesem Gedichte, dem man die Nachahmung Klopstocks ohne dessen Schwung und Kraft anfühlt. Im Jahre 1784 machte er in Begleitung des Vicedechanten des Domstiftes, eines Grafen von Oettingen-Baldern, einen längern Ausflug nach Süddeutschland. Der Auftrag des Senates, eine Umgestaltung der Gymnasien zu entwerfen, trug ihm nur fortdauernde Feindseligkeiten von diesen ein. Noch als Gymnasiallehrer trat er in die philosophische Fakultät der Universität, wo er mit Beifall über die Theorie des Geschmacks in den schönen Künsten und Wissenschaften las. 1786 erhielt er eine Professur der Naturgeschichte, Botanik und Aesthetik (seltsame Verbindung!) nebst der Aufsicht über den botanischen Garten und ward zugleich Kanonikus des hochadeligen Stiftes St. Marien im Kapitol. Damals dichtete er auf den Tag des heiligen Chrysostomus, der sonst in lateinischer Sprache gefeiert wurde, eine deutsche alkäische Ode, die für das damalige Köln bedeutend sein mochte, aber weder im Ausdrucke noch in der innern Form für gelungen gelten kann, vielmehr an Schwulst und Gezwungenheit leidet. In demselben Jahre ward Wallraf, der nicht genug umfassen konnte, Lizentiat, 1788 Doktor der Medizin, dann auch Doktor der Philosophie. Doch die Anfeindungen und Zurücksetzungen des rastlos Strebenden dauerten in seiner Vaterstadt fort; seine Berufung nach Bonn zerschlug sich an der Höhe seiner Forderung. Mit einer umfangreichen numismatischen Arbeit legte er 1792 große Ehre ein, doch ward sie

nicht vollendet.*) Seine Freunde setzten es durch, daß die Universität ihn in dem unglücklichen Jahre, das die Franzosen ins Land brachte, zum Rektor erwählte — der erste Fall seit hundert Jahren, daß ein Rektor aus der medizinischen Fakultät durchgebracht wurde. Vier Jahre später wurde er abgesetzt, weil er sich weigerte, der französischen Republik den Eid der Treue zu schwören; er hatte unterdessen 1796 zur Belohnung seiner Verdienste ein Kanonikat an der Apostelkirche erhalten. Die Universität wurde noch vor dem Ablaufe desselben Jahres aufgehoben, in welchem Wallraf abgesetzt worden war. Dieser hatte sich in den letzten Jahren als Dichter weniger versucht; bekannt ist fast nur seine Ode auf Hardy in alkäischer Strophe, die keineswegs als mustergültig bezeichnet werden kann, sondern lahm und matt bei aller Ueberspannung bleibt. 1798 entschloß sich Wallraf zur Herausgabe des obengenannten „Kölnischen Taschenbuchs" auf das nächste Jahr, dem ein „Taschenbuch der Ubier auf Achtzehnhundert" folgte. Das erstere brachte von ihm manche Aufsätze und Gedichte, meist epigrammatische, unter seinem eigenem und angenommenen Namen. Das Titelbild hatte Wallrafs Schüler Joseph Hoffmann nach dessen Angabe entworfen: Neptun liegt links im Vordergrund, von Schilf umgeben, am Ufer des Rheins; rechts stehen fünf Musen; in der Ferne sieht man Köln; in der Luft schwebt ein Genius mit einer Fahne, auf der man „Nach Ubien!" liest. Den neugewählten Titel suchte man, wohl Wallraf selbst, in einem sonderbaren Artikel des Intelligenzblattes der „Erlanger Literaturzeitung" (1799, Nr. 25) zu vertheidigen. Vom „Taschenbuch der Ubier", das mit 6 Blättern aus der Geschichte der Agrippina von Hoffmann geschmückt ist, hieß es in einer Beurtheilung der genannten Literaturzeitung, es enthalte außer dem so sonderbaren Titel nichts Auszeichnendes. Die Gedichte seien größtentheils gereimte Prosa, enthielten, der Kraftsprache ungeachtet, abgenutzte Ideen, herzlich schlecht vorgetragen; mehrere Dichter sollten vor allen Dingen Deutsch lernen,

*) Außer seiner „Beschreibung der Köllnischen Münzsammlung des Domherrn und Kurfürstlich-weltlichen Hofgerichts-Präsidenten von Merle" in 8 erschienen später von ihm zwei Heftchen: „Verzeichniß Kurkölnischer Münzen, so gesucht werden", und „Nachtrag einiger Kölnischen Münzen, so auch annoch verlangt werden", beide in 4.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da es allenthalben von Provinzialismen wimmle. Vor allem spottet der Beurtheiler mit Recht auf Wallrafs 128 Duodezseiten umfassende Abhandlung: „Agrippina, die Gemahlin des Claudius, die Stifterin Kölns", die „im schwülstigen und kostbarsten Tone" geschrieben sei; denn wir müssen gestehen, daß, obgleich auch hier die Lobpreiser Wallrafs es nicht an Bewunderung fehlen ließen, die Darstellung geschmacklos, überspannt und die geschichtliche Darstellung verfehlt ist. Wir gehen auf die drei unter dem Titel „Taschenbuch für Kunst und Laune" erschienenen Jahrgänge 1801—1804 (1803 fiel aus), die auch Beiträge von Fremden, von Arndt, Tieck und andern, brachten, nicht näher ein; sie fanden besonders wegen ihrer in Nachahmung des „Bergischen Taschenbuchs" gebrachten Kupfer und Beschreibungen von Wallraf bessere Aufnahme, konnten aber doch das Unternehmen nicht halten. Uns war es nur darum zu thun, den Zustand der Dichtung in Köln am Ende des vorigen Jahrhunderts zu bezeichnen.

Konnte auch keines der vielen gleichzeitigen Taschenbücher sich mit dem Schillerschen messen hoch standen sie doch über den „Ubiern". Auch wagte keiner der kölnischen Dichter Schillers Musenalmanach mit seinen Spenden zu behelligen; vom Niederrhein überhaupt sandte nur Joseph Lassaulx aus Koblenz Gedichte ein. Und doch erhielt Schiller auch eine dichterische Gabe aus Köln. Die mehrgenannte Buchhandlung von Haas und Sohn schickte ihm am 21. April 1798 im Auftrage des Dichters, des Bürgers und Oberrichters Zumbach in Köln, dessen Schauspiel „Die Pullichi auf Malabar". Natürlich antwortete Schiller nicht, da der kölnische Dichter „durch eine Berufsreise verhindert worden, zur Bezeigung seiner großen Hochachtung und Verehrung" ihm selbst sein Musenwerk mit einigen Zeilen zu übersenden. Freilich, wären die verbündeten Dichter nicht ganz von ihrer hohen Aufgabe erfüllt gewesen, hätten sie politischen Betrachtungen Raum geben können, und wären nicht die dichterischen Kalender damals so sehr ins Kraut geschossen, daß man ihnen nicht ein „Singe, wem Gesang gegeben!" zurufen durfte, sondern ernste Kritiker dem mit diesem Menschenrechte getriebenen Unfuge zu steuern sich veranlaßt sahen, so hätten sie auch das schwache Fortglimmen deutschen Geistes in den Frankreich anheimgefallenen und im lune-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

viller Frieden aufs neue preisgegebenen Landen mit freudiger Anerkennung begrüßen müssen; denn auf diesem Boden konnte zunächst keine echte und rechte deutsche Dichtung erstehen.

Ein Glück für das geistige Köln war die Aufhebung seiner düstern Universität; denn die Strebenden waren dadurch genöthigt, sich, wenn nicht nach Paris, nach dem damaligen deutschen Auslande zu wenden. Dadurch gewann die heranwachsende Jugend einen freiern Blick, da sie von dem Wehen vaterländischen Geistes an den freien deutschen Bildungsstätten ergriffen wurde, von denen in den letzten Jahren des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts besonders Jena anzog. So wurden junge Kölner mit Goethe und Schiller näher bekannt, aber auch mit der sich schon erhebenden und ihnen sympathischern romantischen Schule. Diese ersten Geisteskeime entzogen sich freilich zunächst der Beobachtung der entfernten weimarischen Dioskuren; sie vernahmen kaum etwas von Köln, wenn ihnen nicht etwa zufällig bekannt wurde, daß man einem ihrer Werke die Ehre des Nachdrucks erwies, wie diese z. B. Goethes „Hermann und Dorothea" im Jahre 1801 zu Theil ward.

Nicht die Dichtung und Literatur, sondern die Kunst sollte Goethes Verbindung mit Köln vermitteln. Der damals sechsunddreißigjährige Kölner Joseph Hoffmann*), der sich in Düsseldorf und Paris ausgebildet hatte, erhielt im Jahre 1800 bei der zweiten weimarischen Preisausschreibung den von Goethe für den Tod des Rhesus ausgesetzten Preis. Seine mit schwarzer Kreide und Tusche auf grau Papier gemachte Zeichnung war, wie die Beurtheilung rühmte, aus einem vollständig aufgefaßten geistreichen Begriff und Besitz der Rubensischen Kunst entstanden. „Möge Herr Hoffmann", äußerte Goethe nach einer ausführlichen Beurtheilung, „auf dem Wege, den er eingeschlagen und der seinen Talenten gewiß der angemessenste ist, fröhlich immer weiter fortschreiten und möge ihm die Aufmunterung und Belohnung nie fehlen, deren sich seine Kunst so werth bewiesen." Auch Schiller sprach sich in dem Briefe „an den Herausgeber der ‚Propyläen'" mit warmem Beifall über Hoffmanns Zeichnung aus, bei der man den heitern Einfluß einer phantasie-

*) Vgl. über ihn Merlo in seinem Werke über die kölnischen Maler, neuerdings in der „Allgemeinen deutschen Biographie".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reichen Kunst erfahre; nach Kunstideen sei alles gewählt und geordnet, nichts einzelnes sei der gewöhnlichen Wirklichkeit abgeborgt; alles repräsentire und habe nur Dasein für den Gedanken und durch denselben. Wie hoch mußte dieses von den beiden großen Dichtern ausgestellte Ehrendiplom den Künstler heben, dessen Name bisher außerhalb Kölns Ringmauern noch nicht erschollen war, und wie sehr mußten sich seine kölner Freunde dadurch geehrt fühlen, unter denen Wallraf sich eines großen Einflusses auf ihn, besonders durch seine Ideen und die ihm vorgeschlagenen Stoffe, rühmen zu dürfen glaubte, ohne zu bedenken, daß der Künstler das meiste seiner Natur, seiner Kunstübung und seinen Meistern, nicht der Belehrung eines Aesthetikers verdankt. Und die Wallrafs war eine sehr oberflächliche, wenn auch seine Beschreibungen von Gemälden Unkundigen gefallen mochten. Freilich sprach er viel von der „höhern Philosophie der Kunst" und erging sich z. B. sehr weit über „die Wahl der Momente" wie er es nannte, aber man halte seine „Ergießungen" gegen die reine Klarheit in Goethes „Propyläen", und man erkennt bald, daß hier mehr Gerede in der Weise, wie sie die damaligen, freilich geistreichern Schriften Wackenroders und Tiecks aufgebracht hatten, als wirkliche Erfassung des Wesens der Kunst sich findet. Wie wenig Wallraf auch die hehre Dichtergröße, tiefe Kunst- und Naturanschauung Goethes, dessen Heidenthum ihn abstieß, zu erfassen vermochte, die ungemein ehrenvolle Anerkennung eines kölner Künstlers, den er seinen Schüler nannte, von einem der ruhmreichsten Namen Deutschlands mußte seinem Herzen wohlthun. Und Goethe hatte nicht allein das Verdienst der gekrönten Künstler (der längst bekannte ausgezeichnete Professor Nahl in Kassel hatte zwei Drittel des Preises für Hektors Abschied erhalten) ruhmvoll anerkannt, er hatte wohl etwas zu parteiisch für den kölnischen Künstler, entschieden betont, daß sie in dem Wissenschaftlichen der Kunst sich so brav und unterrichtet gezeigt, daß sie mit den besten Künstlern der Völker, die sich jetzt darin den größten Ruhm anmaßten, wohl zu vergleichen seien, ja mehr als diese geleistet hätten, und er hatte so der deutschen Kunst auch in dem augenblicklich den Franzosen verfallenen Lande den Ehrenkranz gereicht. Goethe trat mit Hoffmann auch in briefliche

Verbindung, und so machte er in demselben Hefte der „Propyläen", welches das Ergebniß der Preisbewerbung enthielt, die Mittheilung: „In Köln ist uns durch Herrn Joseph Hoffmann das Fortleben einer alten Schule bekannt geworden. Wir hoffen künftig mehr von den dortigen Verhältnissen zu sagen." Dies unterblieb freilich, weil die Zeitschrift in Folge der Ungunst der Künstler und Kunstfreunde mit demselben Hefte erging. In den 1807 und 1808 als Extrabeilage zur „Jenaischen Literaturzeitung" im Namen der weimarischen Kunstfreunde erschienenen „Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst" ist von Köln nicht mehr die Rede. Aber die weimarischen Preisaufgaben dauerten bis 1805 fort. Hoffmann theilte sich auch im Jahre 1801 mit Nahl in den Preis; er hatte den Achilles auf Skyros auf grau Papier mit Tusche und mehrern Arten Kreide gezeichnet. Alles an dieser reichen Komposition sei Leben und Fülle, lautete das Urtheil; die Anordnung in Hinsicht auf malerische Erfordernisse könne man vortrefflich nennen; der Vertheilung von Licht und Schatten habe Hoffmann von allen Künstlern am geschicktesten sich bedient und dadurch seinem Werke einen wesentlichen Vorzug verschafft. Je ernstlicher man dieses betrachte, desto mehr nehme man Verstand, Ueberlegung und Talent des Künstlers wahr, der hier seinem natürlichen Hange zum Vollen, Reichen, Glänzenden gefolgt sei. Zwei Jahre mußte sich Hoffmann zu Goethes Bedauern von der Bewerbung zurückhalten. 1804 wurde zwar keiner der Einsendungen der Preis zuerkannt, aber Hoffmanns Zeichnung einer Ueberschwemmung ward mit Auszeichnung erwähnt. Im folgenden Jahre erhielt er mit seinem den Stall des Augias reinigenden Herkules als einziger Sieger unter sechszehn Bewerbern den Doppelpreis. Goethe hatte erklärt, das Bild würde Rubens selbst Ehre gemacht haben. Dies war die letzte jener Preisaufgaben, durch welche der Dichter die deutsche Malerei zu fördern gesucht hatte; die romantisch religiöse Richtung der Kunst hatte über seine auf geistige Reinheit und sinnliche Formvollendung dringende Lehre und Mahnung den Sieg davon getragen. Diana, die sich in einer Waldlandschaft zu den Nymphen herabläßt, malte Hoffmann auf Goethes Empfehlung für die Herzogin von Weimar, in deren Salon das Bild in die Decke eingelassen wurde. Andere schreiben das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gemälde irrig H. Meyer zu. Die Verbindung Hoffmanns mit Goethe brach wohl in Folge der neuen romantischen Richtung der Kunst ab, welche dem Dichter die Lust, weiter auf Künstler zu wirken, verleidete; Hoffmann selbst kränkelte längere Zeit. Auch noch später scheint er mit besonderer Vorliebe antike Stoffe gewählt zu haben, wenn er auch andern Aufträgen, so der Ausschmückung von Zimmern mit Arabesken in Falkenlust, der Bemalung einer Hauskapelle und architektonischen Zeichnungen, sich nicht entziehen konnte.

In Köln hatte unterdessen einer der Führer der romantischen Schule, Friedrich Schlegel, festen Fuß gefaßt. Ein mit Kunststudien beschäftigter junger Kölner, aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, Sulpiz Boisserée, hatte im Jahre 1803 zu Paris in Schlegels Hause gewohnt und Vorlesungen bei ihm gehört. Als er im Frühjahre 1804 nach Köln zurückkehrte, lud er ihn ein, ihm in seine Vaterstadt zu folgen, wo sich bald an der neuen Secundärschule zweiten Grades eine, wenn auch nicht allen seinen Wünschen entsprechende Stelle fand; er erhielt die zweite Professur der schönen Wissenschaften neben Wallraf, der die erste bekleidete. Es war damals gerade die Zeit, wo nach Aufhebung der Stifter und Klöster eine Menge der bisher verborgen gehaltenen trefflichsten Gemälde zum Vorschein kam, für deren Erwerbung und Rettung sich außer Wallraf und dem Kaufmann Lyversberg besonders die Gebrüder Boisserée mit ihrem Freunde Bertram thätig zeigten. Bald entstand eine große Begeisterung für die mittelalterliche, so lange verachtete Kunst, an welcher sich Schlegel auf das lebhafteste betheiligte, der immer inniger zum mittelalterlichen Wesen, zu seinem Glauben und seiner Mystik hinneigte, und von dem einst vergötterten Goethe (Schiller war ihm immer zuwider gewesen) um so entschiedener abfiel. Je mehr Einfluß er in Köln gewann, um so schärfer mußte er die Stimmung gegen Goethe, den alten, kalten Heiden, reizen, dessen Ansehen schon unter der Begeisterung für den ihm eng verbündeten, frühe heimgegangenen Freund Schiller zu leiden begonnen, zu Köln nie in besonderer Blüthe gestanden hatte. In der „Europa“ trat Schlegel als Lobpreiser der kölnischen Kunst auf, die eine eigene Schule gebildet, reicher und umfassender, als vielleicht je eine

im südlichen Deutschland gewesen. Hier finde man Bilder, die man den besten Holbeins an die Seite setzen könne, andere in Dürers, andere in Eycks Art, auch viele, die weit älter seien als diese drei großartigen Stammväter der deutschen Kunst und die zum Theil das Beste derselben vereinigten. Und von dem mystisch angewehten Lobredner hörte man bald, daß er nebst seiner Frau vor seiner Abreise nach Wien zum katholischen Glauben übergegangen sei. Das Posaunenlob der neu entdeckten kölnischen Schule, die Luft des stark katholischen Köln, der Uebertritt und die Reise nach der Kaiserstadt Wien, es war eine schöne Illustration des neuen Friedrich Schlegel. Und der Neubekehrte besuchte auf der Reise den alten Heiden in Weimar, gegen den er sich weit über die Vorzüge der alten kölnischen Malerei erging, von der eine große Zahl vortrefflicher Werke neuerdings aufgefunden und durch kundige Liebhaber vom Untergange gerettet worden. Schlegel bildete sich ein, seine Darstellung habe großen Eindruck auf Goethe gemacht, ja er nahm seine Zusage, den ihm in Aussicht gestellten Zeichnungen altdeutscher Gemälde ernste Betrachtung zu widmen, für eine Art Einlenkung auf seinen neuen Standpunkt; nach dem, was er neuerdings unter dem Namen der weimarischen Kunstfreunde in der „Jenaischen Literaturzeitung" über Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen geäußert, sei er gewissermaßen schon bekehrt. Also auf Bekehrung und Ausnutzung des ruhmreichen ersten Dichters hatte es Schlegel abgesehen, der bereits durch seine Jünger, wie Ast, hatte verkünden lassen, er selbst werde der Vollender der deutschen Dichtung werden. Schlegel regte den jungen Kölner auf, Goethes Einfluß für sein Domwerk und seine Gemäldesammlung zu benutzen.

Auf eigenthümliche Weise wurde Goethe im September 1809 an Köln erinnert, da ihm Bettina, die im vorigen Jahre mit einer Gesellschaft von Verwandten und Freunden lustige Tage in der heiligen Stadt verlebt hatte, eine von Rumohr hingeworfene Skizze des Anblicks der Stadt übersandte. Er antwortete: der Freund, der die Vignette gezeichnet, wisse, was er wolle, und verstehe mit Feder und Pinsel zu hantiren; das Bildchen habe ihm einen freundlichen guten Abend geboten. Sulpiz Boisserée bewirkte es, daß das herrliche, aus der Rathskapelle von Wallraf gerettete Bild der Schutz-

heiligen Kölns schon am Sonntage nach Dreikönigen des Jahres 1810 wiederhergestellt in einer Kapelle des Domes prangte. Die Hauptzeichnungen des Domes lagen bald vollendet vor, und schon am 31. März zogen die Gebrüder Boisserée und Bertram in Heidelberg ein, das sie zunächst zum Sitze ihrer Sammlung bestimmt hatten. In ihrer jetzt zum Kaiserreiche Frankreich gehörenden Heimat, wo sie sich auch wohl durch Wallraf, der einen ihnen nicht behaglichen Ton anschlug und auf ihre neu gewonnene Ansicht nicht eingehen wollte, nicht wenig gedrückt fühlten, fanden sie nicht den Boden, auf welchem ihre deutsche Sammlung allgemein zugänglich werden könnte, auch für sie selbst kein Bildungselement, das sie trage und hebe. Da sie nicht zu weit vom heimischen Strome sich entfernen, in der Nähe Kölns und der Niederlande bleiben wollten, welcher andere Ort hätte ihren Wünschen besser entsprechen können als das schöne Heidelberg, wo damals so viele frischstrebende Geister zusammentrafen! Freilich nahmen es ihnen ihre Landsleute sehr übel, daß sie allmählich ihre ganze, zum Theil in Köln erworbene und die kölnische Malerschule ins schönste Licht setzende Sammlung fortschafften, aber ihr Zweck war ja nur, die Ehre der heimischen Kunst der Welt zu offenbaren, was sie in Köln nicht vermochten. Zu diesem Zwecke, der allerdings auch ein persönlicher geworden, da er den Mittelpunkt ihres Daseins bildete, galt es nun auch, den alten Heiden in Weimar zu gewinnen, wozu freilich der mit gerechtem Mißtrauen von Goethe beobachtete Fr. Schlegel ein schlechter Mittelsmann gewesen. Einen bessern fand Sulpiz in dem innig befreundeten Grafen von Reinhard, mit dem er auch das Gut auf dem Apollinarisberge gekauft hatte; denn dieser stand mit Goethe auf bestem Fuße.

Gleich nach Boisserées Uebersiedelung machte Reinhard den Dichter mit dem Plane seines jungen, jetzt in Heidelberg lebenden kölnischen Freundes bekannt, welcher halb Mäcen, halb Jünger und Schüler Fr. Schlegels und Besitzer einer sehr merkwürdigen Sammlung altdeutscher Gemälde sei, die er vom Untergange errettet habe: dieser, der eine Beschreibung des Domes und seiner Alterthümer nebst der Baugeschichte der Kirche herausgeben wolle, wünsche ihm die vollendeten Zeichnungen vorzulegen und seine Bekanntschaft ent-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weder bei der Ueberbringung oder beim Abholen derselben zu machen. Goethe erwiderte freundlich, Reinhards Empfehlung und Einleitung solle dem jungen Freunde, mit dem er freilich als einem Schüler Fr. Schlegels sich schwer vereinigen werde, den besten Empfang vorbereiten, ja er solle auch in Punkten, die ihm sonst feindselig seien, mehr Geduld und Nachsicht finden, als er sonst zu üben pflege. Boisserées ganze Seele trieb es, das, was ihn so mächtig ergriffen hatte, von dem ersten der lebenden Dichter, der, wenn er auch jetzt die griechische Kunst über alles stelle, doch in seiner Jugend als Herold des straßburger Münsters und der vaterländischen Baukunst aufgetreten war, anerkannt zu sehen. Und so sandte er diesem schon am 8. Mai sechs Zeichnungen des Domes, der vorzüglich wegen der hohen Einheit, die durchgehends in der Fülle der Gestaltung herrsche, weit über allem stehe, was er bisher von gothischer Baukunst gesehen; daß Goethe schon in Köln gewesen, wußte er nicht. Er machte ihn mit seinem Plane bekannt, durch eine vollständige Reihe von Abbildungen die Geschichte der Baukunst vom Verfall der antiken bis zur Entstehung der deutschen im dreizehnten Jahrhundert zu veranschaulichen; auch gedachte er seiner Entdeckung einer bis zur Zeit Johann van Eycks fortlaufenden, durchaus die Spur griechischer Bildung verrathenden Art der Malerei, wie man sie vor Raphael beschreibe. Oft hat man Goethe vorgeworfen, daß er alles Neue eigensinnig von sich gewiesen, während der alte Dichter auch gerade darin so groß ist, daß er alle gesunden Richtungen und selbst in überspannten dasjenige, was darin gesund war, bereitwilligst förderte, nur von phantastischen Lobpreisungen, denen der Stempel tüchtiger Kenntniß fehlte, wollte er nichts wissen. So war es ihm denn nicht zu verdenken, wenn er selbst Schlegels Preis altkölnischer Kunst mit einigem Argwohn ansah; hatte er ja die wunderlichen Wendungen Fr. Schlegels beobachtet, dem es bei allem nicht auf die Sache, sondern nur auf seine geistige Herrschaft anzukommen schien. Die Mittheilungen des jungen Kölners, den Reinhard ihm als einen rechtlichen und gutmüthigen Menschen empfohlen, ließen ihn in diesem eine frische, tüchtige Natur erkennen, der es um lebendiges Eindringen und Aneignen zu thun war, wenn ihm auch Schlegels Einfluß immer bedenklich schien und er an

patriotische Uebertreibung dachte. Goethe lud ihn zu einem Besuch auf Michael ein, und verwies ihn wegen seiner Beurtheilung auf einen Brief an Reinhard. Diesem gegenüber sprach er das große Verdienst der übersendeten Zeichnungen aus, die zu den interessantesten gehörten, welche ihm seit langer Zeit in architektonischer Hinsicht vorgekommen. Aber er verhehlte nicht, daß ihm der deutsche Patriotismus wunderbar vorkomme, der eine offenbar sarazenische Pflanze gern als auf deutschem Boden entsprossen darstellen möchte, wie er ja selbst früher eine solche Abgötterei mit dem straßburger Münster getrieben, dessen Façade er noch immer für größer halte als die des kölner Domes. Im Grunde sei das ganze Wesen doch nur eine Art Raupen- und Puppenzustand, wie er bis zu Michel Angelo geherrscht. „Ich verarge es indessen unsern jungen Leuten nicht", schrieb er an Reinhard, „daß sie bei dieser mittlern Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als nothwendig an und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und aller welthistorischen Weissagungen." Reinhard unterdrückte bei der Mittheilung an Boisserée die scharfen Stellen, nur was Goethe von seiner eigenen Abgötterei und von der straßburger Façade gesagt, verhehlte er ihm nicht. Dieser aber glaubte Goethe schon so ganz für sich gewonnen zu haben, daß er ihn durch Reinhard bitten ließ, sein Unternehmen im „Morgenblatte", in welches Goethe manche Beiträge lieferte, zu erwähnen; nur möge er dabei nicht verrathen, daß er der straßburger Façade den Vorzug gebe. Reinhard theilte dem Dichter den Wunsch des Freundes mit, den er freilich nicht befürworten konnte; nur möge er gestatten, daß dieser von seinem Urtheil Gebrauch mache, nachdem er ihm die Täuschung benommen, als ob Goethe jetzt die Sache mit seinen Augen anschaue. Dieser sah klar, wie es damit stehe; es gehe ihm mit dem Kölner, wie er es schon bei andern jungen Leuten erfahren. „Einfluß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und den erstern zu Gunsten der letztern zu nutzen ist eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel, aber ich mag mich weder gutmüthig selbst betrügen, noch fremde Zwecke gegen meine Ueberzeugung befördern." Boisserée kam nicht, weil er sich verstimmt fühlte, und Goethe war froh, von einem Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hältnisse frei zu sein, aus dem, wie er meinte, doch nichts werden könne, ja es war ihm ganz recht, als er vernahm, die Besitzer der heidelberger Sammlung würden, ohne Weimar zu berühren, nach Wien ziehen. Doch wider Erwarten wandte sich Boisserée am 24. November, durch Reinhards Vermittlung, mit der Bitte an Goethe ihn im nächsten März in Weimar besuchen zu dürfen. In demselben Jahre, in welchem der junge Kölner in Bezug auf altdeutsche Kunst mit Goethe angeknüpft hatte, fragte Staatsrath Portalis aus Paris bei diesem an, ob es mit seiner Bewilligung geschehe, daß ein Buchhändler in Köln seine „Wahlverwandtschaften" nachdrucke. Der Dichter, den diese Achtung literarischen Eigenthums von Seiten der französischen Regierung erfreute, verwies die Sache an den Verleger.

Boisserée kam wirklich Anfangs Mai 1811 nach Weimar, wo er bei Goethe und am Hofe (der Erbprinz hatte im vorigen Jahre die heidelberger Sammlung besucht) die freundlichste Aufnahme fand. Der Dichter, der in Boisserée bald eine bedeutende Natur und einen in seiner Sache gründlich bewanderten Geist erkannte, zeigte sich hier viel reiner als dieser, der die milde Zurückhaltung und freudige Anerkennung des Geleisteten für ein Zeichen völliger Zustimmung hielt und über die gelungene Bekehrung jubelte, während dieser das, was sie trennte, auf sich beruhen ließ, weil ihn Boisserées frische, durch Bildung gehobene rheinische Natur anzog, er seine ganze Behandlungsart billigen mußte, und sich freute, durch dessen Mittheilungen seine Kenntnisse zu vermehren und eine für ihn verblichene Seite der Vergangenheit wieder aufzufrischen. Ja der kölner Dom erhob sich neu für ihn, er blieb ihm nicht mehr ein dunkles Bild, ein bloßer Name, er ward ihm ein anschaulicher Begriff. Und wie bei edlen, uneigennützigen Menschen eine lebendige gemeinsame Theilnahme auch die Herzen einander nähert, so erwuchs bei Goethe aus dieser Verbindung herzliche Freundschaft, welche auch den als gewandter Diplomat ihm genahten jungen Kölner allmählich ganz hinriß. Gern ging der Dichter darauf ein, seines Domwerkes anerkennend zu gedenken, nur könne er dies nicht in einem der Tageblätter thun (zur bloßen Empfehlung mit dem Stempel seines Namens mochte er sich nicht hergeben, er wollte ihm auf

förderlichere Weise dienen); er müsse eine passende Gelegenheit erwarten, die er auch bereits im Sinne hatte. Von Köln aus lud Boisserée ihn zu einem Herbstbesuche des Rheines und seiner Vaterstadt um so dringender ein, als er selbst in den nächsten Jahren von derselben fern gehalten werden dürfte. Leider konnte Goethe, der sich noch immer nicht zu dem jetzt französischen Rheine hingezogen fühlte, auf die freundliche Einladung nicht eingehen. Im folgenden April mußte Boisserée ihm den Tod des talentvollen Joseph Hoffmann im Namen der Familie anzeigen. Der Sarg des einem Nervenfieber frühe zum Opfer gefallenen Künstlers war mit Goethes Preisertheilungen und dem Malerstocke von Rubens, als dessen vorzüglichen Nachfolger ihn Goethe gepriesen hatte, von Wallraf geschmückt worden, der die würdigste Trauerfeier seines geliebten Schülers ins Werk gesetzt hatte. Alles, was zu seiner Ehre geschehen, äußerte Boisserée, erinnere an die besten Zeiten des Edelmuthes und des Gemeingeistes. Noch vor Ablauf des Jahres erfreute Goethe den Freund durch die höchst ehrenvolle Anerkennung seiner Bestrebungen im zweiten Bande von „Wahrheit und Dichtung"; die Erwähnung seines eigenen, dem Baumeister des Straßburger Münsters gewidmeten patriotischen Aufsatzes hatte ihm dazu die Gelegenheit geboten. Mit Zufriedenheit sehe er, hieß es hier, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen wisse, sondern sogar aus vorhandenen Anfängen die erste Absicht bildlich darzustellen suche, um uns mit dem Gedanken, der doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibe, bekannt zu machen und eine verworren scheinende Vergangenheit mit besonnenem Ernst aufzuklären und zu beleben. Nach namentlicher Erwähnung des boisséeschen Unternehmens sprach er den Wunsch aus, daß alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß hätten, dasselbe gebührend fördern möchten, damit die große und riesenartige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange. Die hieraus entspringende Einsicht werde nicht unfruchtbar bleiben, sondern das Urtheil einmal im Stande sein, sich mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben, was auf das gründlichste geschehen werde, wenn sein thätiger junger Freund die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis ins einzelne verfolge. So war hier der mittelalter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Kunst, die in Köln ihre edelsten Reste hinterlassen, in anerkennendster Weise gedacht, ohne der schwärmerischen Ueberschwänglichkeit das Wort zu reden. Auf Boisserées Vaterstand war Goethe in demselben Jahre wieder hingewiesen worden durch die Erzählung „Ein Gang durch Köln" von seiner jüngern, jetzt gleichfalls in Heidelberg wohnenden Freundin Frau Amalie von Hellvig, einer geborenen von Imhoff, deren Talente für Dichtung und Malerei er von frühe an mit Antheil begleitet hatte, in ihrem „Taschenbuch der Sagen und Legenden". An Reinhard schrieb er bald darauf: „Ein Enthusiasmus für einen speziellen Gegenstand findet sich sehr selten ohne Zuthat von etwas Grimassenhaftem, wovon jedoch Sulpiz durch einen reinen frommen Sinn, eine wahre Kenntniß und überhaupt eine höhere Kultur geschützt wird." So war Goethe einer liebevollen Würdigung von Kölns hehrstem Denkmal gewonnen worden. Und schon hatte den neuen Timur an der Beresina der Schlag getroffen, dessen Wirkung unter den schrecklichsten Verheerungen Deutschland vom fremden Joche befreien, den schmachvollen Rheinbund beseitigen, das linke Rheinufer seinem Volke zurückstellen und jedes deutsche Herz wieder frei aufathmen lassen sollte.

III.

Es war eine der glücklichsten Fügungen für das Leben und Wirken des Altmeisters unserer neuern Dichtung, daß die sein höheres Lebensalter beglückende Befreiung des Vaterlandes einen frischen Schwung seinem Geiste geben, ihn „Chisers Quell verjüngen" sollte. Zwar war er gerade am Anfang des Jahres, an dessen erstem Tage Marschall Vorwärts bei Kaub über den Rhein setzte, körperlich leidend und zugleich durch den ihm nothwendigen, aber der Stimmung der Zeit, welche fast alle rüstigen Männer in den Kampf trieb, widerstreitenden Entschluß, seinen als Freiwilliger eingetretenen Sohn dem Krieg zu entziehen, in leidenschaftliche Spannung gesetzt; zwar konnte er sich noch immer nicht zu dem Glauben erheben, daß die Einigkeit der Verbündeten vorhalten und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Gewaltigen in seinem eigenen Lande niederwerfen werde: aber doch durchzuckte ihn oft die frohe Ahnung, daß er noch die völlige Vernichtung der Fremdherrschaft, die auch seinem Herzog den traurigsten Zwang auferlegt hatte, erleben und thätiger Zeuge der Wiedergeburt des deutschen Volkes sein werde. Schon am 17. Januar schrieb er an den vor sieben Jahren aus Düsseldorf nach München als Direktor der Akademie der Künste berufenen Maler Langer: „Nun scheint es, daß ein neues Jahr die Deutschen wieder auffordern wolle, sich mehr, als bisher geschehen, einander mitzutheilen und sich zu gemeinsamen Zwecken zu vereinigen. Dieses wird gegenwärtig die dringende Pflicht derer, welche zu Hause bleiben, da der größte Theil unserer Jugend mit löblichem Eifer in das Feld strömt und nicht daran denken kann, wie der Herd erhalten sein will, an welchen sie doch dereinst zurückzukehren hoffen." Drei Tage vorher war Köln auf immer von den französischen Truppen verlassen worden, obgleich Sebastiani mit dem stolzen Worte: Adieu jusqu'à la belle saison! sich verabschiedet hatte. Bereits Mitte Februar äußerte Goethe gegen Boisserée, der trotz der bösen Zuflüsterungen der Gattin von Friedrich Schlegel die Sehnsucht nach einer engern Verbindung geäußert hatte, es gehöre zu seinen liebsten Wünschen, wenn er auch an der Gewährung zweifle, in diesem Jahre die Bäder am Rhein, seine dortigen Freunde und die Sammlung der drei verbündeten Kölner in Heidelberg zu besuchen. Dieser unterließ nicht ihm sein Verlangen kundzugeben, daß bei der zu erwartenden Wiederherstellung des Vaterlandes ihre Sammlung am Rheine, am erwünschtesten in seiner Vaterstadt, ein Unterkommen finden möchte, wobei ihm freilich nicht entging, daß eben die dortige Ansiedelung die meisten Schwierigkeiten haben dürfte. „Die Stadt mit ihren Bewohnern und Anstalten", äußerte er, „ist einer sonst blühenden verschütteten Kolonie zu vergleichen, die unter einem glücklich gewölbten Bergsturz ihr Leben in der Vergessenheit kümmerlich fortgeführt und mit der übrigen Welt höchstens durch tiefe Schachte noch einigen Zusammenhang behalten hat. Es käme nur auf das Glück an, daß sie einem wohlmeinenden Fürsten zu Theil würde, der brave, sachkundige Bergleute kommen und den guten Schlag Menschen mit den vielen unschätzbaren Trümmern alter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trefflicher Anstalten und Einrichtungen zu neuer Belebung und Herstellung wieder ans Licht fördern ließe. Dabei könnten wir dann freilich nicht allein für Kunst und Wissenschaft, sondern bei unserer vielfachen Erfahrung und Kenntniß der Personen und Verhältnisse auch noch sonst in manchen Stücken mit Rath und That an die Hand gehen." Doch sah er wohl voraus, wie schwierig in seiner Vaterstadt ihre Stellung neben dem phantastischen Wallraf sein würde, der auf seinen langjährigen, weit eingreifenden Einfluß so eifersüchtig sein mußte. Boisserée wußte, wie sehr es dessen Kunstkenntniß an aller Gründlichkeit fehle und seine warme Liebe zur Vaterstadt ihn verblende, was sich auch in seiner Verehrung der Stadtgründerin Agrippina verrieth, die Boisserée zu dem Scherz veranlaßte, Wallraf müsse wohl schon einmal zu ihrer Zeit gelebt und sich so lebhaft in sie verliebt haben, daß während der sechszehnhundertjährigen Wanderungen seiner Seele dieser Trieb in ihr noch nicht ausgestorben sei.

Die endlich am 9. April zu Weimar anlangende Kunde der Einnahme von Paris befreite den noch immer leidenden Dichter von einem langen Alpdrucke, doch hielt ihn die Neugestaltung des Vaterlandes noch in besorgter Spannung. Gleich darauf erschien der wegen der bewegten Zeit vom Verleger zurückgehaltene dritte Theil von „Wahrheit und Dichtung", in welchem Goethe ohne der Schattenseiten Kölns zu gedenken, die dort vor gerade vierzig Jahren mit Jacobi verlebten seligen Tage darstellte, besonders des mächtigen Eindruckes des Domes und des noch ergreifendern des Jabachschen Familiengemäldes erwähnte, und wiederum der Bemühungen Boisserées, gerade nicht zur besonderen Freude seiner Landsleute, die dem Entführer der herrlichen, von den Brüdern hier gesammelten Schätze grollten, mit warmer Anerkennung gedachte. Noch am 12. Mai erwiderte er auf Boisserés herzliche Einladung, endlich wieder den frei gewordenen Rhein und die alte Heimat zu besuchen, bisher wisse er nicht, was es diesen Sommer mit ihm werde. Da dieser gemeldet hatte, er werde nach Köln reisen, bat er ihn, dort gelegentlich kleine römische Alterthümer von Erz oder Thon für ihn zu erwerben, wodurch er eine unschuldige Liebhaberei befördern werde. Boisserée wandte sich deshalb an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wallraf, der dem Wunsche des Dichters vollauf entsprach, wie wir aus dem Dankbriefe Boisserées an denselben ersehen: „Sie sind, werther, verehrter Freund, so freigebig gewesen, daß ich Goethe gewiß große Freude mit Ihrem Geschenk machen werde, und ich Ihnen unbeschadet die zwei großen Krüge zurückschicken darf, die mich beim Packen hindern und die zu schön sind, als daß ich sie der Gefahr des Zerbrechens aussetzen möchte.“*) Auch den sehr gewünschten losen Krystall vom Drachenfels, diesen „angebeteten Ursels“, verschaffte Goethe sich durch Wallrafs Vermittlung.

Von frischem Lebensmuth und Sangesdrang erfüllt, eilte der Dichter, der eben in einem Festspiele für Berlin, nicht ohne das Geständniß, daß sein Mißtrauen glänzend beschämt worden, des Vaterlandes Befreiung von dem mächtigen Eroberer gefeiert hatte, den wiesbadener Heilquellen zu. Auf seinen Aufenthalt daselbst können wir hier nicht näher eingehen. Von dort aus machten er und Zelter das zum erstenmal seit Deutschlands Befreiung jubelnd gefeierte Rochusfest in gehobener, echtvolksthümlicher Weise mit. Vor sechs Jahren hatte Bettine ihm geschrieben: „Warst du schon auf dem Rochusberge? Er hat in der Ferne eine sonderbare Gestalt (wie soll ich es dir beschreiben?), so als wenn man ihn gern befühlen, streicheln möchte“; sie hatte ihm den Blick von der Kapelle so wundervoll geschildert, aber auch den traurigen Verfall des Kirchleins: jetzt sollte er an der auf eine neue Zeit des Friedens deutenden Feier der Herstellung gemüthlichen Antheil nehmen.**)

Zelter reiste von Wiesbaden den Rhein herab. In Köln ließ er sich sogleich durch den Maler Fuchs zu Boisserée führen, wo er dessen sämmtliche Domrisse sah und dann zwei Tage der Anschauung des ihn mächtig ergreifenden Doms widmete, worüber er begeistert an Goethe berichtete. Diesem klagte er auch, daß er in Köln

*) Der Brief (Kölner Domblatt Nr. 312) ist kurz vor der Abreise Boisserées von Köln nach Frankfurt, am 12. September, geschrieben. Wahrscheinlich gehörten zu diesem Geschenke Wallrafs der ziemlich flache Teller, die beiden Schalen und der Krug von feinem Thon, welche Schuchardts Katalog „Goethes Kunstsammlungen“ II, 330 ff. (Nr. 52. 53. 56. 89) erwähnt.

**) Vgl. meine Darstellung „Goethe und die Rochuskapelle“ in der „Allgemeinen Zeitung“ 1883 Beilage zu Nr. 360 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

keinen Menschen verstehe, während er bisher sich an den Abweichungen der verschiedenen Mundarten von Berlin aus durch Sachsen, am Main und Rhein ergetzt habe. Noch fataler sei ihm der Wechsel des Geldes; in Bonn habe man doch noch Kopfstücke genommen. Um sich das Bettelvolk vom Halse zu schaffen, habe er sich einen Kronenthaler Stüber eingewechselt, wobei er vier Stüber Aufgeld habe geben müssen. Das meiste Pläsir habe ihm das Schimpfen auf seine Landsleute an offener Tafel gemacht; auch als sie erfahren, wer er sei, hätten sie sich nicht stören lassen, und da er ihnen beigetreten, sei es erst lustig gegangen. „Die Musik liegt hier so ruhig wie der Handel; kaum habe ich seit meinem Hiersein [in drei Tagen] einen Ton, dafür aber auch nicht eine Drehorgel gehört. Die Stadt ist Nachts nicht erleuchtet, und man darf nach zehn Uhr nicht ohne Licht über die Straße gehen. . . . Der Rhein ist zwischen hier und Deutz ungefähr 5 bis 600 Fuß breit und von unendlicher Schönheit. . . . Wenn du künftiges Jahr den Rhein besuchst, so rathe ich vor allen Dingen die längsten heitern Tage dazu zu nehmen; denn die Abende und Morgen sind auf diesem Flusse ein wahres Labsal." Den Brief gab Zelter Boisserée mit, der in Frankfurt mit Goethe zusammentraf. Dieser konnte ihm von der Begeisterung erzählen, mit welcher vor kurzem der von ihm im Dom herumgeführte Kronprinz von Preußen sich über den Wunderbau geäußert, den er gleich wollte vollendet wissen, dann auch aus eigenem Augenschein von dem unbeschreiblichen Empfange des russischen Kaisers als Befreiers von Deutschland berichten, einem Empfange, wie er nie einem Machthaber in der altdeutschen Reichsstadt zu Theil geworden; war man ja so weit in der Verehrung gegangen, daß der Pfarrer der Severinskirche mit dem hochwürdigen Gute dem Zaren beim Ausfahren aus der Stadt entgegenging und ihm dreimal damit den Segen ertheilte. Die mitgebrachten römischen Alterthümer erfreuten Goethe sehr. Gleich darauf besuchte er die drei kölnischen Freunde in Heidelberg, wo deren Sammlung ihn zu jugendlichster Begeisterung hinriß. Memlings Bild des Christophorus mit dem Christkind entlockte ihm, wie Boisserée Cornelius mittheilte, die launigen Verse:

Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sankt Christoph das Kind über Wasser hält;

Sie haben es beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Er wollte eine besondere Schrift über die hier gesammelten Schätze der altkölnischen Schule abfassen, denen Fürsten und Könige, ja alle Nationen huldigen müßten, und deshalb im nächsten Jahre wiederkommen.

Am 6. Januar 1815 schrieb Boisserée an Wallraf:*) „Von Goethe bin ich Ihnen noch die allerverbindlichsten Danksagungen für die römischen Gefäße schuldig. Hält er Wort, was er in seinen Briefen wiederholt, daß er nämlich in diesem Jahre wieder an den Rhein kommen will, so ist es vielleicht möglich, daß er Ihnen mündlich selbst die Freude bezeigt, die ihm Ihr Geschenk gemacht hat, und wird er dann auch dem Herrn Professor Heiß einen Ersatz geben für den Krystall aus dem Drachenfels, wofür ich einstweilen nur seinen Dank zu berichten bitte." Noch ehe der Schicksalswurf über den zum Entsetzen der Welt von neuem erstandenen Welteroberer gefallen war, trieb es den Dichter wieder an den Rhein. „Viel Bedeutendes habe ich in der Nähe erlebt", schrieb er am 5. Juli von Wiesbaden. „Die großen Nachrichten des Verlustes erst, dann des Gewinnes, trafen hier heftig. Der Nassauer einzelne Leiden und Sorgen theilte man mehrere Tage." Durch den Wunsch des Herzogs ließ er sich zu einer Reise nach Köln bestimmen**). Daß Stein den Besuch in Köln schon früher vorhatte, ergibt sich aus einem Briefe des unten näher zu besprechenden Rektors Fochem, der schon am 20. Juli an Eberhard von Groote schrieb***): „Görres ersuchte mich für den Minister von Stein, der mich bald selbst besuchen würde, um die Erlaubniß, meinen Max†) durch Beckenkamp kopiren zu lassen.... Ich bin durch ihn dem Minister von Stein empfohlen." Am 21. trat Goethe eine Gebirgsreise an, was er Boisserée mit der Bemerkung berichtete, nach Heidelberg werde er schwerlich kommen, doch solle er erfahren, wann er in Frankfurt eintreffe. Diese Reise

*) Domblatt a. a. O.

**) Vgl. Sulpiz Boisserée I, 288.

***) Die Einsicht der ungedruckten Briefe Fochems verdanke ich Prof. Reifferscheid in Greifswald.

†) Das Porträt von Kurfürst Maximilian von Baiern oder Kaiser Maximilian? Beider Bilder befinden sich in Steins Thurm zu Nassau.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist dieselbe, von der es in den „Tag- und Jahresheften" heißt: „Eine Fahrt in verschiedene Gegenden der Lahn, mit Oberbergrath Cramer [von Wiesbaden] begonnen und mit ihm größtentheils durchgeführt, gab manche schöne Kenntniß und Einsicht." Auf dieser Reise kam er nach Nassau, wo der dort zur Herstellung seiner Gesundheit noch weilende Freiherr von Stein ihn veranlaßte, in seiner Gesellschaft die Reise nach Köln zu machen. Nur halbwahr ist demnach Arndts*) von Pertz in Steins Lebensbeschreibung aufgenommene Erzählung, Goethe sei, als er die Pfade, welche bei Wetzlar an der Lahn und durch ihre schönen Thäler nach Nassau, Ehrenbreitstein und Vallendar hinlaufen, noch einmal wieder zu durchwandeln das Herz gefaßt [es war vielmehr eine geognostische Reise], nach Nassau gekommen und im Gasthaus zum Löwen abgestiegen. „Er [Stein] flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloß hinauf. Da nun Goethe einen Ausflug nach Köln vorhat, so läßt Stein seinen Wurstwagen vorspannen und sie rollen zusammen den Rhein bis nach Köln hinunter." Um den Irrthum zu vollenden, läßt Creizenach**) Arndt „als Reisegenossen" die Fahrt höchst anschaulich schildern. Glücklicherweise stehen uns bessere Quellen als des trefflichen, frisch und munter berichtenden Arndt hier untreues Gedächtniß zu Gebote, zunächst Goethes kurzes Tagebuch in einem am Tage nach der Rückkehr dem in Schlangenbad weilenden Boisserée gesandten Briefe. Hier heißt es: „Dienstag den 25. Juli führte Herr Minister von Stein mich im Wagen bis Thal Ehrenbreitstein, im Nachen bis Köln." Auf der Reise kam Goethe wohl mit Cramer nach Nassau, von wo er mit Stein am andern Morgen die Reise nach der Domstadt antrat. Ob das von Arndt erwähnte Abholen aus dem Gasthof richtig und genau sei, lassen wir dahin gestellt. Darüber würden

*) Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. von Stein S. 207. Aehnlich lautet Arndts Bericht in den „Erinnerungen", wo ausdrücklich bemerkt wird, die Reise sei über Koblenz und Köln gegangen. Dort heißt es sogar, Goethe habe die alten rührenden Jugendpfade und Werthers Leiden und Freuden wieder nachgelesen.

**) Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer S. 42 (zweite Ausg. 44).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir bestimmter urtheilen können, läge das in Goethes Archiv ruhende Tagebuch der geognostischen Lahnreise gedruckt vor. Jetzt wissen wir nur, daß er damals die genauen Karten der Lahngegend benutzte, die in der vom Erzherzog Karl ihm geschenkten Darstellung des Feldzugs von 1796 sich befanden. Unmittelbar vor der Reise schrieb Stein an den zum Direktor des öffentlichen Unterrichts ernannten Görres in Koblenz: „Ich reise mit Herrn Geheimrath von Goethe nach Köln, komme Donnerstag oder Freitag (den 26. oder 27.) zurück, und ersuche Ew. Wohlgeboren, sich so einzurichten, daß mein Reisegefährte und ich Sie treffe." Schon vor drei Monaten hatte Preußen Köln förmlich in Besitz genommen, und gleich am folgenden Tage war das seit dem vorigen Jahre vorbereitete neue Gymnasium eröffnet worden, dessen Direktion der als Direktor des öffentlichen Unterrichts außerordentlich thätige frühere Gymnasialrektor in Prenzlau, Dr. Grashof, Boisserée angeboten, dieser aber mit Bezug auf das seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmende Domwerk und seine darauf sich beziehende Verabredung mit Goethe abgelehnt hatte, was er um so entschiedener thun mußte, als, wie er auch nicht verhehlte, seine Absicht darauf ging, bei der in den Rheinlanden zu errichtenden Hochschule eine Anstalt für die Erhaltung und Sammlung deutscher Alterthümer zu Stande zu bringen. Und zu dieser bedeutenden Absicht seines bewährt gefundenen Freundes mitzuwirken war Goethe von ganzer Seele bestrebt. Um so mehr mußte es ihn anziehen, die in den beiden Städten, welche um die Ehre der rheinischen Hochschule stritten, vorhandenen Kunstschätze kennen zu lernen. Auch Stein nahm an diesen wie an der deutschen Geschichte, von deren alten Zeiten die kurfürstliche Reichsstadt eine so beredte Zeugin war, lebhaften Antheil, so daß hierin ein vereinigender Mittelpunkt zwischen beiden sonst so sehr verschiedene Richtungen verfolgenden Bannerträgern deutschen Geistes gegeben war; aber nicht weniger sprachen sich die aus langer Kenntniß der Weltereignisse urtheilenden, sich gegenseitig hoch und werth haltenden Männer über die Neugestaltung des Vaterlandes aus, die in der Nothwendigkeit übereinstimmten, die Hebung von Kunst und Wissenschaften am Rheine in einer des großen Sieges würdigen Weise zu fördern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch hier dürfte Arndts Darstellung nicht ganz der Wahrheit entsprechen. „Ich kann mir denken," schreibt er in seinen „Wanderungen und Wandelungen", „wie die beiden Reisegefährten jeden Zusammenstoß vermieden; es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln nebeneinander her mit einem zarten *Noli me tangere*. Nimmer habe ich Steins Rede in Gesellschaften stiller tönen hören." Stein habe ihm und seinen Freund Eichhorn, dessen wir später gedenken werden, als er ihnen Goethe zeigte, gesagt: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß." Aehnlich heißt es in den „Erinnerungen", Stein sei ungewöhnlich sanft und mild gewesen, habe den kühnen und geschwinden Athem seiner Natur angehalten, den Löwen gezügelt, daß er nimmer herausgeguckt; von Goethe habe er gesagt: „Wir können ihn in der Politik nicht loben, aber er ist doch zu groß."

Es ist ein starker Irrthum zu glauben, Goethe habe jedes politische Gespräch ängstlich gemieden. Mit Kundigen über die ihm schon als weimarischem Minister und treuem Freunde seines Herzogs sehr am Herzen liegende Gestaltung des Vaterlandes sich zu unterhalten war ihm nichts weniger als zuwider. Wir wissen, daß er gleich nach der ersten Einnahme von Paris mit Spannung die Ankunft des Hofraths Professor Sartorius erwartete. „Er bringt Vorschläge zu einer neuen deutschen Reichsverfassung mit, durchgedacht für die gute Sache genug", schrieb er damals: „möge sie auch so durchgehandelt werden!" Eine gleichzeitig erscheinende kleine Schrift: „Unser Volk. Ein Blick in Vergangenheit und Zukunft" fand er merkwürdig, weil sie die sehr verwickelten Verhältnisse zur Sprache bringe und auf die kräftigen Heilmittel gegen solche Uebel deute. Mit dem Herzog, mit seinem treuen Amtsgenossen von Voigt und andern, die Kenntniß der Verhältnisse und Einfluß hatten, unterhielt er sich über die Neugestaltung der vaterländischen Zustände mit innigem Antheil. Und so freute es ihn auch mit dem von Napoleon als eine große Gegenmacht gefürchteten und gehaßten Manne seine Ansichten über die Ordnung der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse auszutauschen, wobei sie freilich nicht immer,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besonders wegen der den Ständen und dem Volke zu gewährenden oder zurückzugebenden Rechte, übereinstimmten: aber der Gegensatz beruhte hier auf eigenster Anschauung und den ganz verschiedenen Lebenskreisen, in welchen diese genährt worden, und so wirkte dieser, als das große Ziel errungen war, nicht trennend, sondern aufklärend. Dagegen war unserm Dichter jenes leere Gerede innerlich und äußerlich unerträglich, welchem die Politik nur zu aufregender Unterhaltung dient; es widerte ihn an, daß man im Bürgerstande, statt sich zu förderlichem Zusammenwirken für das allgemeine Beste zu vereinigen, hohe Politik trieb, die nur verwirrte und verfeindete, und so waren ihm auch die Blätter zuwider, welche mit politischen Fragen das Volk aufregten, selbst wenn sie es mit warmer Begeisterung für die Sache und mit guter Begabung thaten, wie „Der rheinische Merkur" von Görres und „Der Wächter" von Arndt. So hatte er sich schon im vorigen Jahre gegen die Zeitschrift des von tiefem Gefühl für deutsche Würde, Ehre und Freiheit ergriffenen, aber mit keckem Muthe in allem entschieden Partei ergreifenden Görres erklärt. Als Thibaut ihm in diesem Herbste gestehen mußte, daß er darin Recht gehabt, erklärte er: „Ja, lehrt mich die Welt nicht kennen! Ich habe, gleich als der Enthusiasmus losging, den Fluch des Bischofs Arnulphus*) über alles deutsche politische Gerede ausgesprochen und mir dadurch die Qual vom Halse gehalten. Wie sie mir nur davon anfingen, hub ich gleich an: ‚Ich verfluche euch u. s. w.' Da waren sie bald still und ließen mich ungeschoren." Daß er zu guter Stunde auch über deutsche Politik sich gegen Vertraute erging, bezeugt Boisserée, gegen den er sich im Oktober darüber äußerte. „Die Forderungen des Adels und der Bürger hält er nicht für gefährlich", berichtet dieser. „Ständische Verfassung: es sei keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur die Fürsten halbwegs ihren Vortheil kennen und einigermaßen den gerechten Wünschen entgegenkommen wollten. Die heftigen Volksmänner seien nichts weniger als beliebt. Aristokratismus im eigentlichen Sinne sei das Einzige und Rechte." Wenn Fürsten und Bürger, jeder an seiner Stelle, das Beste thue, dann werde es wohl gehen, das war

*) In Sternes ‚Tristram Shandy' 54.

die Ansicht, welche er schon in seinem Festspiele für den September 1807 ausgeführt hatte, und darin kam er mit Stein überein, wenn letzterer auch seine zu große Scheu vor der Besprechung politischer Dinge und vor dem strengen Festhalten der Stände und Bürger an ihrem Rechte nicht billigen konnte, und festeste Entschiedenheit, wie Frankreich gegenüber, so auch in der freien politischen Gestaltung forderte, da er nicht, wie Goethe, der ruhigen Förderung eines Gemeinwesens sich hatte hingeben können, sondern in schweren Zeiten eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse und zugleich den Kampf gegen die fremde Unterdrückung mit starker Hand hatte durchsetzen müssen, und er selbst nach den großen Ereignissen sich vielfach in seinen edlen Entwürfen gerade durch die ihren eigenen Vortheil über alles setzenden Fürsten gehindert gesehen hatte und noch sah. Freilich hatte Stein Recht Arndt von politischem Gerede Goethe gegenüber abzuhalten, da dieser nicht ohne leidenschaftliche Erregung seine Meinung auszusprechen vermochte.

Doch kehren wir zur Rheinfahrt der beiden Excellenzen zurück, welche im eigentlichsten Sinne des Wortes die größten deutschen Excellenzen der Zeit waren. Zum drittenmale schwamm Goethe jetzt den Rhein herab, diesmal in Begleitung des ruhmvollsten deutschen Freiherrn, der die Seele des Weltkampfes gegen den ganz Enropa mit seinem Joche bedrohenden Eroberer gewesen; ihre Absicht war, von den Kunstschätzen der beiden um die Rheinuniversität wetteifernden Städte nähere Anschauung und eine darauf gegründete Ansicht über die zweckmäßigste Förderung der Kunst am Rheine zu gewinnen. Wie ganz anders schauten die Rheinufer diesmal unsern Dichter an als vor dreiundzwanzig Jahren, wo er, mit dem düsterſten Blicke in die Zukunft, nur von seinem Diener begleitet, auf leckem Fahrzeuge an kaltem Novembertage seinem Jacobi entgegenfuhr, er die beiden Rheinstädte kaum berührte. Welch eine andere Zukunft lachte jetzt den nach solchen Drangsalen und Erniedrigungen wiedergewonnenen Rheinlanden, auf deren Kunstentwicklung er einen wenn auch sehr bescheidenen Einfluß zu üben hoffen durfte.

Gegen Abend landete man in Köln, wo der große Staatsmann mit dem berühmten Dichter im „Kaiserlichen Hof" einkehrte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dessen Besitzer damals noch Klemens August Selner war. Der auf der Breitgasse gelegene, mit Nro. 36 bezeichnete Gasthof, der in unsern Tagen zu mehrern Häusern umgebaut wurde, von denen das bedeutendste jetzt einer Weinrestauration (Johnen) dient, bestand aus dem großen Patrizierhause „alt Troja" oder „Troya". Der aus der letzten Zeit der Reichsstadt stammende Gasthof nahm auch nach dem Abzuge der Franzosen neben dem ältern „zum heiligen Geist" (in diesem war kurz vorher der Kronprinz mit Prinz Friedrich von Preußen eingekehrt) den ersten Rang ein; sein großer, mit Akazien bepflanzter Garten bildete eine besondere Annehmlichkeit.

Das gerade an diesem Tage erschienene Blatt der Kölnischen Zeitung brachte eine am 21. erlassene Aufforderung des Oberpräsidenten Geheimen Staatsrathes Sack an alle Freunde des Vaterlandes und der Kunst, ihm von ihrer Kenntniß der nach Frankreich ausgeführten Kunst- oder Schriftwerke Mittheilung zu machen. Weiter ward gemeldet, das berühmte Altarblatt der kölnischen Peterskirche, der heilige Petrus von Rubens, eines der Hauptbeutestücke der Franzosen, sei schon mit dem Transport vom 16. aus Paris abgegangen und daselbst die herrlichen Granit- und Porphyrsäulen des Aachener Domes bereits abgebrochen. „Ihr seht zugleich, Preußen am Rhein", hieß es, „daß der Staat, dessen jüngste Kinder Ihr geworden, nicht vergessen hat, bei der ersten Gelegenheit Euch Theil nehmen zu lassen an den Früchten seiner Siege. Mit dankbarem Jubel werden Eure Städte den Tag feiern, wo das geraubte Eigenthum Eurer Väter, durch die starke Hand Eures Königs und seiner Feldherren den räuberischen Fremden abgenommen, in Eure Mauern wieder einzieht." Hiernach begann denn Goethe später die Schilderung seiner Rheinreise mit der Bemerkung: nach einer glücklichen Rheinfahrt seien sie in Köln von Freunden und Bekannten mit dem frohen Gruße überrascht worden, daß jenes von Rubens gemalte Bild ihres Stadtpatrons von Paris zurückgebracht werde und nächstens im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle*), woran sich der Ausdruck

*) Dasselbe wurde längere Zeit im Sitzungssaale des Stadtrathes

seiner Freude knüpft, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfach große Handlung das herrliche Gefühl gegeben sei, nunmehr einem Fürsten anzugehören der ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen kräftig genug sei. Eberhard von Groote hatte das herrliche Gemälde schon am 11. im Museum herabnehmen und wegschaffen lassen. Die Nachricht davon war ohne Zweifel schon vor dem Erlasse Sacks allgemein bekannt, aber die Freude darüber dauerte noch fort, und schon erging man sich in Plänen über den feierlichen Empfang, da es im Blute der Reichsstädter von jeher lag, jedes bedeutende Ereigniß mit glänzendem Pompe und in feierlichem Zuge zu begehen.

Von dem folgenden Tage, dem 26., berichtet Goethes Tagebuch: „Der Dom in- und auswendig, oben und unten, mit allem Zubehör. Privatsammlungen. Merkwürdiges." Die kölnische Zeitung berichtet von diesem Tage: „Se. Excellenz der Minister von Stein und der berühmte Schriftsteller Geheimrath von Goethe sind hier angekommen und haben den ganzen Morgen mit Besichtigung des Doms zugebracht." Das Frühstück wurde im Garten des Gasthofes, wie zur Sommerzeit gewöhnlich, genommen, aus dem der nächste Weg durch die Röhrergasse an der Rechtsschule vorbei nach dem Dome führt. Den letztern Weg hatte auch Boisserée im vorigen Jahre den Kronprinzen von Preußen geführt, dann zu der jetzt längst verschwundenen Drachenpforte, an der südöstlichen Seite des Domhofes, von wo man den Umgang um das ganze Gebäude bis zum Haupteingange machte, während Boisserée die Schlüssel holte. Diesmal machte Wallraf den Führer, den man wohl bereits am Abende in den Gasthof beschieden und ihn über die Kunstschätze befragt hatte, welche man in der kurz zugemessenen Zeit sehen könne. Wallraf war ein Jahr älter als Goethe, dieser acht Jahre jünger als Stein. Der weimarische Dichter kannte ihn aus Boisserées Beschreibung. Daß dieser zum Ehrenmitglied der herzoglichen mineralogischen Sozietät in Jena ernannt worden, vor mehr als zwölf Jahren, noch ehe Goethe Präsident der Gesellschaft war und die Zeichnung des Diploms erfunden hatte, wollte wenig bedeuten,

aufbewahrt, bis es am Jahrestage des großen Sieges bei Leipzig am 18. Oktober nach dem Hochamte in feierlichem Zuge nach der Peterskirche übergeführt wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da Professor Lenz, der die Seele der Gesellschaft war, Diplome überallhin versandte, von wo er einen Zuwachs ihrer Sammlung erwarten konnte, wie denn auch in Köln der Mineralienhändler Karl Nöggerath und dessen Sohn, der spätere Berghauptmann und Professer Johann Jakob Nöggerath, dieselbe Ehre genossen.*) Goethe war Wallraf für die ihm geschenkten römischen Alterthümer, auch für den vom Drachenfels verschafften Krystall verbunden, und er wird mit dem Ausdruck seines Dankes nicht zurückgehalten haben. Kaum hat der kölner Dom je eine so merkwürdige Vereinigung bedeutender Männer gesehen. Da stand der Dichter des „Faust", dessen Züge noch immer von der Schönheit eines jugendlichen Apollo zeugten, mit der stolzen, breiten Stirn und den schönsten, sprechendsten braunen Augen, die immer, wir bedienen uns der Worte Arndts, wie in einem Betrachten und Schauen begriffen, offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen, und heute den Wunderbau, von dem er die lebendigste Anschauung durch Boisserées Zeichnungen und Mittheilungen erhalten, ganz anders wie vor einundvierzig Jahren in sich aufnahmen. Er sah hier das Ideal des gothischen Baustils, den er freilich nicht als einen urdeutschen preisen konnte, aber als die lebendigste eigenartige Entwicklung einer fremden Bauart sehr hoch stellte; er sah ihn mit der Liebe eines Künstlers, welcher alle einzelnen Schönheiten, die ihm das ganze Bild vollenden, mit seelenhaftem Antheil verfolgt. Fest und klar stand da der Hort der deutschen Freiheit, der unerschütterliche Kämpfer für Recht und Wahrheit, der wärmste Freund seines edlen Volkes, der echte deutsche Freiherr, dessen feurige braune Augen die Größe dieser leider unvollendeten Riesenschöpfung des deutschen Geistes verschlangen, eine stämmige Gestalt mit starken Gliedern, breiter Brust und Schultern, hochgewölbter Stirn, mächtiger Nase, festgeschlossenem, auf starke Willenskraft deutendem Munde, dessen feine schmale Lippen der Sitz strengen Ernstes waren, aber auch oft zu raschem Spotte, gutmüthiger Laune oder herzlichem Ergusse sich öffneten. Und zwischen ihnen bewegte sich der katholische Ka-

*) Vgl. Wilhelm Joseph Heinen „Der Begleiter auf Reisen in Deutschland" I, 234.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nonikus Wallraf, der erste Gelehrte der Stadt, als solcher auch augenblicklich stellvertretender Direktor des neuen Gymnasiums, der schwärmerische Verehrer seiner Vaterstadt, in welcher er entschiedenstes Ansehen genoß und lebendigsten Einfluß überallhin übte. Er war von mittlerer Größe, aus seinem ganzen Wesen sprach Milde und Gemüthlichkeit, warmes Gefühl und Sinnigkeit, die besonders aus dem durchdringenden Auge, der hohen Stirn und den edlen Gesichtszügen blickte. Hat Gall wirklich behauptet, sein Schädel habe die größte Aehnlichkeit mit dem Goethes gehabt, so war dies eben kein Triumph seiner Lehre; denn eine stärkere geistige Verschiedenheit läßt sich kaum denken. Wenn Goethes Sinn überall auf klare Anschauung, inniges Aneignen, gründliches Eindringen gerichtet war, so suchte Wallraf sich flüchtig der Gegenstände zu bemächtigen, um ihren rasch gebildeten Begriff mit seiner eigenwilligen Einbildung auszufüllen, und schuf sich so ein Phantom, an dem er mit lebhaftestem Wohlgefallen hing. Nichts lag ihm ferner als ruhige Betrachtung der Dinge, welcher allein die Blume reiner, den Geist befruchtender, mit sicherer Klarheit lohnender Auffassung entsprießt. Enthusiasmus, Patriotismus und leidenschaftliche Sammelsucht hatten seit lange die schönen Vorzüge seines Geistes, gewandte Leichtigkeit, lebendige Beweglichkeit und klaren Blick, überwuchert, so daß er überall nur den Gebilden seiner Einbildung folgte und vor zersplitternder Zerstreuung zu keinem Einkehren in sich, zu dem edlen *tecum habita* gelangen konnte. So war denn auch seine Ansicht der Kunst eine nebelnde und schwebelnde, die, in einer leisen, fast lispelnden, lebendigen Flusses entbehrenden Sprache vorgetragen, Goethe höchst widerwärtig berühren mußte. Mochte er damals auch noch nicht so weit gekommen sein, wie einige Jahre später, wo er A. W. Schlegel die Idee des Domes vorpfiff, seine eben in diesem Jahre geschriebene Abhandlung über das Dombild, worauf er den Namen Philipp Kalf gelesen wissen wollte, zeigte, wie weit er von reiner Kunstanschauung und gründlicher Kenntniß der Kunstgeschichte entfernt war. Bei der Besichtigung dieses Gemäldes der Stadtheiligen, das nach der Herstellung des durch seine kleine verwachsene Gestalt unangenehm auffallenden

Malers Fuchs (auch dieser war wohl in den Dom beschieden worden) in einer den Chor umgebenden Kapelle auf einem Altare prangte, mußte Goethe die übertriebene phantastische Lobpreisung Wallrafs höchst mißfällig sein, wie ihm auch von seinen sonstigen Aeußerungen nur bestimmte geschichtliche Angaben förderlich waren.

Eben war Goethe mit dem nähern Anschauen des Dombildes beschäftigt, als zwei Freunde Steins eintraten, der von diesem in den Dom bestellte Arndt und der gerade auf der Durchreise nach Paris begriffene, von Stein bei der Centralregierung lange beschäftigte, eben Altenstein zugewiesene, damals noch freisinnige Eichhorn, der dreißig Jahre später als Minister traurigen Andenkens in demselben kaiserlichen Hofe, wo jetzt Stein und Goethe abgestiegen waren, bittern Aerger erleben sollte, da er im Bewußtsein, wie wenig man mit seiner geistscheuen Willkürherrschaft zufrieden war, ein Kirmeslied der Kinder, das „Roode rooden Eichhoon" beginnt, auf sich bezog. Arndt war Goethe schon vor drei Jahren in Dresden bei Körner begegnet, wo beide einen sehr ungünstigen Eindruck auf einander gemacht hatten. Das, was sie damals trennte, Goethes Mißtrauen, daß es den Deutschen gelingen werde, ihre Ketten zu zerreißen, hatte sich zu Arndts Gunsten glücklich entschieden. Stein hatte dafür gesorgt, daß der leicht aufflammende und ausfahrende Freund seine heftigen politischen Ergüsse in Gegenwart des unpolitischen Dichters zurückhielt. Arndt, zwanzig Jahre jünger als Goethe, war eine kräftig gedrungene nordische Gestalt, aus deren lebhaften braunen Augen die sprudelnde Hast eines freien Geistes und die fromme, gottvertrauende deutsche Natur leuchteten, ein deutscher Mann in vollem Sinne des Wortes, dessen derber Handschlag seine kräftige Natur manchem empfindlich verrieth. Der viel im Leben herumgeworfene Rügener, dessen der allgemeinen Erhebung gewidmete Dienste Stein ebenso hoch zu schätzen wußte wie seinen ehrlichen, unerschütterlichen Charakter und sein festes Halten an deutscher Freiheit, Mannhaftigkeit und Frömmigkeit, hatte während der beiden Monate, die er in Köln zugebracht, eine viel günstigere Ansicht von dieser alten, so viel „Ehrwürdiges und Kunstreiches" bietenden Reichsstadt und ihren Bewohnern als vor sechszehn Jahren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

empfangen.*) Der Dom mußte ihn die Kunst der Altvordern verehren und den aus diesem hochgewölbten, von mächtigen Säulen getragenen und umwallten Tempel mit seinen Altären, Grabmälern, Bildern und Glasgemälden ihm entgegenwehenden gläubigen Aufschwung der Seele empfinden lassen, so daß es hier außer freundlicher Begrüßung und einzelnen Aeußerungen der Bewunderung zu keiner eingehenden Unterhaltung kommen konnte. Noch weniger trat der gleichfalls von frischem deutschen Geiste angewehte zehn Jahre jüngere Eichhorn neben Goethe und Stein hervor. Aber unter diesen fünf bedeutenden Männern sehe ich noch eine riesige, feierlich wie eine Säule der Kirche sich bewegende Gestalt schweben, den Domküster Emans, den Wallraf dadurch für Köln verewigt hat, daß er ihm im Jahre 1806 seine launige Begrüßung des neuernannten Dompastors J. Dumont in einem in schönen lateinischen Versen sich ergießenden Gedichte unter dem frei ins Griechische übersetzten Namen Gamander zuschrieb. Dieser wird, wenn er auch die vornehmen Gäste nicht beim Eintritte empfing, ihnen doch den Dreikönigen-Kasten, dessen noch übrige zahlreiche Gemmen Goethe anziehen mußten, und die Kapellen geöffnet, auch den reichen Domschatz gezeigt haben. Nachdem man unten alles, von den schönen gebrannten Glasfenstern bis zu den auf edle Geschlechter der Vorzeit deutenden Grabmälern beschaut und bewundert hatte, stieg man zu dem oben ums Chor führenden Gange mit den ältesten, zum Theil von den mächtigsten kölnischen Geschlechtern geschenkten prächtigen Glasfenstern und von hier zum Dache, wo sich der schönste Blick auf den reichen Säulenwald, auf die große mit umfangreichen Gärten durchzogene Stadt und das jenseitige bergische Land eröffnete.

Von den „Privatsammlungen", die man unter Wallrafs ununterbrochener Leitung an diesem Tage besuchte, können wir bestimmt nur den Schatz nennen, den der auf dem Heumarkt Nr. 10 wohnende

*) Er hatte sich veranlaßt gesehen, unter dem 2. Juni in der „Kölnischen Zeitung" zu erklären, daß seine über Köln und seine Bewohner früher geäußerten Urtheile und Ansichten „verkehrt und aus einem zu grünen und einseitigen Protestantismus und aus damaliger Unkunde der vaterländischen Geschichte und des darauf ruhenden und daraus erklärbaren Lebens und Wirkens der alten Reichsstadt entsprungen" gewesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rentner (früher Kaufmann) Lyversberg an den schönsten altkölnischen, ober- und niederrheinischen, niederländischen, aber auch italienischen und französischen Gemälden besaß. Jedenfalls ward die Sammlung erst am Nachmittage beschaut, vielleicht auch der merkwürdige fast neunzigjährige, nicht, wie Goethe sagt, achtzigjährige Greis, der Domvikar Bernhard Kaspar Hardy,*) in seiner auf dem Margareten-Kloster Nro. 4 in der Nähe des Domes gelegenen Wohnung besucht. Die Kunstarbeiten des bescheidenen Mannes, besonders seine berühmten Leistungen im Wachsbossiren, zogen Goethe lebhaft an. Wenn er in „Kunst und Alterthum" bemerkte, Wallraf werde mit Vergnügen das Geschäft übernehmen, die stille Wirkung eines solchen Mannes in seinem Kreise recht deutlich zu schildern, so wußte er nicht, daß dieser schon in einer Ode an Hardy zur Feier seines Künstlerjubiläums am Ende des vorigen Jahrhunderts dessen Verdienste glücklich gefeiert und genauere Mittheilungen in beigefügten Anmerkungen gegeben hatte. Freilich war diese schwer zugänglich, da ein Abdruck derselben nur in einer Beilage zur „Kölnischen Zeitung" vor zwölf Jahren erschienen war.**) Weiter sah Goethe, der auch bescheidenere Kunstarbeiten in den so lange verkümmerten Rheinlanden selbst über Gebühr erhob, Arbeiten eines Schülers von Hardy, des Wachsbossirers Karl Hagbold (er war 1775 in Uerdingen geboren), welcher bisher nur Profilporträte geliefert hatte. Die Aehnlichkeit, sowie Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Putzstücke, wurde von Goethe sehr gelobt, der dem bescheidenen Künstler viel Beifall und Kunden versprach, wenn er sie vorn in voller Ansicht ganz rund, aber von der Seite nur halb erhaben ausführen werde. Auch der von Goethe als geschickter Miniaturmaler genannte vierzigjährige Peter Joseph Lützenkirchen, der auch in Oel malte und ein tüchtiger Kupferstecher in Schabmanier war, muß damals in seiner Vaterstadt Köln gewesen sein; denn daß bei Goethe eine Verwechslung von Köln und Frankfurt stattgefunden habe, ist kaum denkbar. Schon 1812 war Lützenkirchen nach Frankfurt übergesiedelt; das kölnische Adreßbuch von 1813 nennt ihn nicht

*) Er war 1726 zu Köln geboren.

**) Einen Abdruck der bedeutendsten Gedichte Wallrafs hat Ennen besorgt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehr. Im Juli oder August 1814 war er bei Stein in Nassau, den er malte und sein Bild stach, wie er auch Blücher und Gneisenau gemalt und gestochen hatte. Darauf bezieht es sich wohl, wenn Goethe sagt, dieser Maler, der bei schönen Talenten sich als denkender Künstler erweise, habe auch das Vertrauen hoher Personen bei bedeutenden Gelegenheiten sich erworben. Wenn Goethes Tagebuch an diesem Tage auch noch der „Merkwürdigkeiten" gedenkt, so kann man darunter sich wohl kaum etwas anderes als das Rathhaus mit dem Hansesaale, den Gürzenich und den Klarenthurm, den jetzt sogenannten Römerthurm, denken.

Aber einer grollte bitter, daß Stein und Goethe ihn nicht besucht, der Rektor der von grooteschen Familienkirche zum Elend, Gerhard Kunibert Fochem, der neben der Kirche auf dem Katharinengraben Nro. 3 wohnte. Dieser schrieb am folgenden Morgen dem noch in Paris weilenden Eberhard von Groote, an den er sich herangedrängt hatte: „Hochwohlgeborener! Denken Sie sich meinen Aerger und den Neid unseres Wallraf. Gestern war Goethe und der Minister von Stein hier. Wallraf, wie recht, in ihrer Gesellschaft. Er führte sie in den Dom und zu Lyversberg, und ging mich vorbei. Dies ärgert mich um so mehr, da der Minister von Stein noch vor einigen Tagen, wie ich Ihnen meldete, mich durch einen Vetter des Görres bitten ließ, ich möchte Ihm die Erlaubniß ertheilen, meinen so sehr schönen Maximilian copiren zu lassen. Muß da nicht Wallraf zurückgehalten haben, wie ers schon so oft that? Täglich gebe ich ihm neue Beweise meiner Achtung und Liebe zu seiner Person, täglich fordert er immer mehr, und doch beträgt er sich am Ende so auffallend gehässig gegen mich, daß es nicht auszuhalten ist. Auch Herr Joseph (Eberhards Bruder) sind unwillig, daß Wallraf Ihnen nichts wissen ließ. Er braucht uns gerade als Jungen, und damit abgethan. Nun aber ists an Ihnen, als wahrer Freund und mein halbes Ich, die Sache wieder gut zu machen. Sie sehen Goethe und von Stein in Paris ohne Zweifel. Fragen Sie alsdann, ob sie auch meine Sachen gesehen; und bei der Verneinung erklären Sie ihnen dann geradezu, sie hätten dann nichts gesehen. Unbild muß mit Unbild im Kunstfache vergolten werden. In Eil. Gott befohlen!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unser Rektor Fochem nahm unter den Sammlern Kölns eine eigenthümliche Stelle ein. Daselbst im Jahre 1771 geboren, hatte er, nachdem er zum Priester geweiht worden, das Rektorat der mit der sogenannten Elendsbruderschaft verbundenen Kirche erhalten. Da er nicht ohne malerischen Sinn war, hatte er seinem Lehrer Wallraf in der Erwerbung von Gemälden nachgestrebt, woran sich, wahrscheinlich nicht ohne Einfluß der Verbindung mit Eberhard Groote, die Aufmerksamkeit auf alte Handschriften schloß. Wenn Wallraf aus inniger Liebe zu seiner Vaterstadt und ihrer einstigen Größe zum Sammler geworden, wenn die Brüder Boisserée von dem Verlangen getrieben wurden, die Bedeutung der altkölnischen Malerei durch Entdeckung, Rettung und Sammlung ihrer Meisterwerke ins Licht zu setzen, wobei sich ihr geschichtlicher Blick immer mehr erweiterte, ihre Einsicht immer tiefer drang, wenn Lyversberg sich ein ihm liebes und werthes, seinen Kunstsinn erfreuendes und förderndes Besitzthum schuf, war es dem von Eitelkeit getriebenen Fochem vorzüglich darum zu thun, durch seine Sammlung die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, Ruhm, Ansehen, Auszeichnung, auch gelegentlich erklecklichen Gewinn sich zu erwerben. Letzteres beweist die merkwürdige Weise, wie er aus Maria in Lyskirchen die herrliche, unter dem Namen von Mabuse gehende schmerzensreiche Maria, die 1524 von Jobelin Schmitgen der Kirche zu ewiger Aufbewahrung geschenkt worden war, sich zu verschaffen wußte. Er beschwatzte nämlich die Kirchmeister, ihm das Bild zu einem ansehnlichen Preise zu überlassen und es durch eine Kopie von Beckenkamp zu ersetzen, da die Pfarrgenossen den Unterschied gar nicht merken würden. Da er dieses Bild in Köln niemand zeigen durfte, bot er es auswärts an manchen Stellen an, bis es im folgenden Jahre vom Städelschen Museum in Frankfurt angekauft wurde.*) Ein beredtes

*) Freilich haben auch die Brüder Boisserée Bilder aus Kirchen an sich gebracht, wo sie ihnen nicht gehörig geschützt schienen, aber doch nicht mit solcher Täuschung. Manches Menschliche lief auch bei ihnen unter (vgl. Merlo „Der Altaraufsatz aus dem St. Claren-Kloster" im „Domblatte" Nro. 318), aber sie waren von wahrem Kunsteifer und reiner Einsicht beseelt und wollten retten, was zu retten war, hervorziehen, was in den Kirchen unbeachtet stand und der Beschädigung ausgesetzt war. Vgl. Sulpiz Boisserée I, 301.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zeugniß seiner maßlosen Eitelkeit ist der von ihm selbst aufgesetzte und zu seinen Lebzeiten mit bloßer Auslassung des unbestimmten Todestages (er starb im August 1874) ausgedruckte Todtenzettel, der auf der Rückseite mit seinem Bildnisse ausgestattet ist. Auf diesem nennt er sich Presbiter jubilarius, haud decoratus, ideo tamen minime dedecoratus. Er ward zum Pfarrer der Ursulakirche erwählt, welche Stelle er in höhern Jahren aus Altersschwäche niederlegte, ohne als Jubilar, da er von der geistlichen Behörde nicht empfohlen war, den gangbaren Adlerorden zu erhalten. Auf dem Todtenzettel rühmte er sich seiner Kenntniß der vaterländischen Geschichte und gab sich als Verfasser einer Geschichte Kölns aus, die nicht sein Werk war. Erat multis pervulgatus, paucis notus, heißt es weiter, nec Doctor nec Idiota, a confratribus coaevis oblivioni quidem datus, tanquam mortuus a corde, a junioribus et adventiciis aut non cognitus aut quasi vetus fermentum repudiatus et rejectus. Sein Bildniß trägt die Ueberschrift: Colonia me genuit, Colonia me aluit, Colonia me docuit, Colonia me tenet. Von seiner Eifersucht auf Wallraf, den er im Jahre 1825 mit Ehren und Orden geschmückt, den er mit einer Feierlichkeit, wie sie in diesem Jahrhundert wohl nur Köln geleistet, in glänzendem, auch von den Lehrern und Schülern der gelehrten Anstalten begleiteten Zuge zum Rathhause geführt und nach einander mit drei Kränzen aus Eichenlaub, Lorbeer und Blumen gekrönt sehen mußte, zeugt der mitgetheilte Brief genugsam.

Am Abende versammelte sich im Gasthofe um die beiden berühmten Gäste eine gewählte Gesellschaft. In den „Erinnerungen" sagt Arndt, diese hätten sie („uns Kleine") „bei den abendlichen Thees königlich erfreut," wogegen es in den „Wanderungen und Wandelungen" heißt, am Theetisch habe sich Goethe meist sehr schweigsam gehalten und sich früh auf sein Zimmer zurückgezogen, was man dem von den Anstrengungen des Tages Angegriffenen um so eher verzeihen kann, als er noch immer nicht völlig hergestellt war; dazu mochte es ihm bei dem lebhaften Arndt nicht gar zu wohl werden, der sich alle Gewalt anthun mußte, mit seinem über die Entwicklung der Dinge in Paris und die freie Gestaltung Deutschlands sehr aufgeregten Gefühle zurückzuhalten. Ohne Zweifel

nahm auch der ihm von Weimar aus befreundete, seit dem April als Festungs- und Stadtkommandant thätige Obrist von Ende an der Abendgesellschaft Theil; denn der Großherzog Karl August erwiderte am 8. August auf Goethes Bericht von der kölner Reise: „Die Befestigung von Köln ist eine der wenigen glücklichen Ereignisse dieser Zeit; sie wird gewiß manchen glücklichen Fund befördern. Daß Ende dorten ist, wird, da er Sinn für mancherlei wissenschaftliche Gegenstände hat, gewiß vorteilhaft wirken." Von Ende war von 1807 an Hofmarschall des erbprinzlichen Hofes in Weimar gewesen; erst das Bifreiungsjahr 1813 hatte ihn wieder in preußische Dienste geführt. Arndt erzählt in seiner flotten Weise: „Es kamen von den jungen Offizieren, die in Köln standen, einige, sich vor Goethe zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Ministersöhne, unter ihnen Wilhelm Humboldts Erstgeborener, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal unsereiner, nicht die Mütze abgezogen hätte — und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der Untere. Eine solche Ungefügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadeligen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmüthigen, liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wohl oft als Hoffart ausgelegt worden." Die übergroße Freundlichkeit gegen Söhne von edlen, bei ihm hochstehenden Männern und von verehrten Frauen gereicht Goethes Herzen zur Ehre, das ihm in den Söhnen die fernen Eltern vor die Seele führte, gewiß kein Zug, den man gern durch kaltes Vorkehren des eigenen Werthes ersetzt sähe; dazu kam, daß Goethe wußte, wie man ihn geflissentlich als stolz verschrieen hatte, und er sich hier, was ihm sehr unbehaglich war, von vielen beobachtet sah, die auf sein Benehmen gespannt waren und nicht unterlassen würden, sich darüber zu äußern. Etwas diplomatisch Steifes hatte er sich seit der Rückkehr aus Italien angewöhnt. Jetzt war ihm noch eine empfindliche Reizbarkeit von seiner Krankheit zurückgeblieben, die ihn auch Jüngern gegenüber, die mit Scheu ihm nahen mochten, sich herzlicher ergehen ließ, wie es ihm auch wohl thun mußte, manchem durch ein gutes freundliches Wort eine angenehme Erinnerung zu bereiten. Und junge

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leute, die ihm bescheiden nahten, vornehm zu brusquiren, lag glücklicherweise nicht in Goethes Art. Auf den andern Punkt hat bereits sein langjähriger Haus- und Reisegenosse Riemer, also wenn irgend einer ein berufener Zeuge, die zutreffende Antwort gegeben, wenn er bemerkt: „Man mußte ihn sehen, wie er stark und fest auf seinen Füßen stand, wie er einherging ernsten und sichern Schrittes und doch gewandten Körpers. Wenn er in den letzten Jahren seines langen Lebens nicht mehr die Raschheit eines jugendlichen Ganges zeigte, so trägt das vorgerückte Alter nicht allein die Schuld; sie fällt auch zum Theil auf den mindern Gebrauch von mannigfacher Bewegung, zum Theil aber auf die Mittel, welche, zur Abwendung eines Lebensgefahr drohenden Uebels angewendet, seine Füße fesselten und ihm unwillkürlich einen mehr schwebenden als gehobenen Schritt abnöthigten." War auch letzteres damals wohl noch nicht der Fall, so hatte er doch durch ein ihn wiederholt seit dem Anfange des Jahrhunderts befallendes Uebel sehr gelitten, und schon zur Zeit, als ihn Arndt zum erstenmal sah, hatten Körperleiden seine volle Rüstigkeit gebrochen. Auch im Juli 1815 war ihm, obgleich ihn Wiesbaden gestärkt hatte, noch eine Schwäche geblieben, so daß es nicht zu verwundern, wenn er, nachdem er am Morgen den Dom bestiegen, mehrere Stunden mit dem Beschauen der Kirche zugebracht, Nachmittags Sammlungen und Merkwürdigkeiten besehen hatte, Abends abgespannt war, und beim Empfange etwas eingeknickt da stand, was, vielleicht mit dem ersten Eindrucke, den Goethe in Dresden auf Arndt gemacht, diesen zu der Behauptung veranlaßte, Goethes Beine seien sechs bis sieben Zoll zu kurz gewesen, so daß auch der Jüngling und Mann „als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittschuhläufer nimmer ein Leichtfliegender" habe sein können. Zu letzterer Behauptung wäre nur der berechtigt gewesen, der den Dichter in seinen jüngern Jahren gekannt.*) Wir wissen, daß Goethe und Stein am folgenden

*) August Kestner, der ihn einen Monat später sah (vgl. B. I, S, 99 f.), äußerte seine Gestalt sei mehr groß als klein. Dieser fand damals in Goethes Auftreten etwas Pomphaftes, das Bestreben, den vornehmen Mann kund zu geben, das sich auch in einem gewaltsamen Emportreiben des Hauptes und der Brust und einer beständigen Beobachtung seiner selbst gezeigt. So verschieden wurde Goethe von denen beurtheilt, die ein Ideal eines Menschen nach ihrem Sinne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tage, vielleicht wegen der großen Ermüdung, die Goethe empfand, sich eines Wagens des Kaufmanns und Kommissionärs Johann Jakob Goedecke bedienten, der in der Matthiasstraße Nro. 9 wohnte und ein großes Gartengut auf dem Katharinengraben an der Stelle des ehemaligen Klosters Sion besaß. Vielleicht stand Stein mit diesem schon damals, wie wir es von späterer Zeit wissen, in geschäftlicher Beziehung; daraus würde es sich erklären, daß man eben seinen Wagen in Anspruch nahm. Aus Arndts Bericht ergiebt sich, daß Goethe sich außerordentlich freundlich und herablassend zeigte. Erfreute er sich überhaupt seit der letzten glücklichen Entscheidung einer heitern, hoffnungsvollen Stimmung, so mußte dies besonders in Köln der Fall sein, das er in Gesellschaft des berühmtesten deutschen Staatsmannes sah. Mit herzlichem Antheil blickte er überall in der nach so langer Zeit Deutschland wiedergewonnenen altehrwürdigen Stadt um sich, der jetzt unter einer großen deutschen Regierung eine neue, schöne Blüthe bevorstand; gern horchte er auf alles, was er über die Zustände und Hoffnungen, über die Anschauungen und Wünsche der Kölner vernahm, was man zur Begründung der Ansicht, nach Köln gehöre die Rheinuniversität, vorbrachte, was man über den Plan zum Fortbaue des Domes, über die Hebung von Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, über den bevorstehenden reichsstädtisch glänzenden Empfang äußerte, welchen man der Rückkunft des großen herrlichen Bildes von Rubens bereitete, nur mit dem Gerede über große Politik und mit der Klage, daß Köln nicht wieder, wie Frankfurt, Reichsstadt geworden, durfte man ihm nicht kommen.

Vom 27. Juli, einem Donnerstag, heißt es in Goethes Tagebuch: „Um die Stadt gefahren, Besuche, Bilder. Wallrafs angefüllte Wohnung, Gebäude, Schulrektor. Auf Bonn.*) Fuchs begleitete.“ Die Fahrt am Rhein vorüber um die ganze Stadt

in ihm suchten und nicht auf seine zufällige Lage und Stimmung Rücksicht nahmen.

*) ‘Auch Bonn’ ist Druckfehler. Der Goethe-Boisserée’sche Briefwechsel ist leider durch manche Druckfehler und Ungenauigkeiten entstellt, wie mir Professor Hüffer mittheilt. Wir bemerken hier nur, daß der Brief, welcher die Tagebuchbemerkungen enthält (vgl. S. 108), auf der Adresse noch die Worte zeigt: ‚Antwort durch den Ueberbringer erbittend.‘

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dürfte man am frühen Morgen gemacht haben, wohl in Wallrafs Begleitung; sodann begab man sich in dessen Wohnung, welche das Labyrinth seiner Sammlungen enthielt. Diese befand sich ganz in der Nähe des Domes, dem Ausgange der Hochstraße gegenüber, am Hofe Nro. 1, in der frühern Dompropstei, die später niedergelegt wurde; der Platz blieb unbebaut und ward zu dem jetzigen Wallrafsplatz erweitert. Der Dompropst und Domkustos Graf von Oettingen hatte, als er vor den Franzosen nach Schwaben flüchtete, Wallraf die schon damals baufällige und von ihm selbst nie bezogene Dompropstei für sich und seine Sammlungen eingeräumt. Zur französischen Zeit wurde in das Erdgeschoß eine Gensdarmeriekaserne verlegt, die für die obern Räume verlangte Miethe später Wallraf erlassen, und so blieb dieser auch nach der preußischen Besetzung der Stadt in miethfreiem Besitze. Wie manches Goethe auch in diesem wüsten Labyrinthe anzog, die Unordnung und Vernachlässigung stieß ihn ab und erregte den lebhaften Wunsch, daß das mit so unendlicher Ausdauer, Aufopferung und Liebe Gesammelte sich bald einer des so reichen Schatzes würdigern Pflege erfreuen möchte, wie wenig Aussicht sich auch zunächst zeigte, der mit allen Fasern seines Daseins an diesem in einem langen Leben zusammengebrachten Besitzthum hängende Nestor der kölnischen Gelehrten werde sich davon trennen. Zunächst kam die Frage nach einem andern Gebäude in Anregung, in welchem eine übersichtlichere und würdigere Aufstellung möglich sei, wobei der Räume des alten Jesuitenkollegiums neben der Kirche gedacht wurde. Das wüste Durcheinander einer Trödlerbude, in welcher Goethe die Sammlungen sah, scheint um so auffallender, als Groote im vorigen Herbste, wo es sich um die Uebernahme der Sammlungen für die künftige Hochschule handelte, zum Zwecke der Inventarisirung und Taxirung das Chaos in vierzehn Tagen so weit gelichtet hatte, „daß alle Gemälde in ein Zimmer allein gestellt, aufgeschrieben und nach Schulen geordnet waren, ebenso die Kupfer, die Zeichnungen und endlich die Antiquitäten", wodurch Wallrafs Haus ein ganz neues Ansehen bekam, wie Groote den 15. November 1814 an Boisserée berichtete. Aber die liebe Unordnung hatte sich seitdem wieder eingestellt.

Von Wallrafs Sammlungen ging es die Hochstraße herab nach

dem zu seiner Verzweiflung am vorigen Tage übergangenen Fochem, den Goethes Tagebuch (des Namens erinnerte er sich nicht mehr) irrig als Schulrektor bezeichnet. Es ist uns vergönnt, über diesen Besuch einen köstlichen Brief des jetzt überglücklichen Rektors vom folgenden Tage an Freund Groote mitzutheilen. Er schreibt: Hochwohlgeborener! Herr von Stein und Goethe sind vierundzwanzig Stunden länger geblieben und haben auch mir, begleitet von Wallraf und Maler Fuchs, einen anderthalbstündigen Besuch geschenkt. Goethe räsonnirte beständig und predigte dem Minister vor. Von den alten Bildern sagten beide, daß sie überaus schön und mein Manuskript*) etwas Künstliches wäre. Bei nichts indessen verweilten sie so wie auf dem andern Zimmer bei einem Raphael. Sie nahmen Stühle, standen wieder auf, setzten sich wieder; Goethe schüttelte den Kopf und sagte endlich, dies wäre ein königliches Bild: und dies alles in Gegenwart von Wallraf und Fuchs. Beim Weggehen sprach Goethe viel vom Verdienste, das ich mir durch die Rettung dieser alten Werke gemacht hätte, und welches von oben belohnt werden müßte. Herr von Stein, der mich durch Görres schon kannte, fügte hinzu, dies wäre schon eingeleitet und hätte keinen Anstand mehr. Herr Goedecke, ein Kaufmann von hier, der sie in seinem Wagen herumfahren ließ und mein Nachbar ist, sagte mir nachher, daß Goethe sich geäußert hätte, die Sammlung des Herrn Boisserée überträfe die meinige nur in der Menge, und ich hätte mit sehr großer Auswahl und Sachkenntniß gesammelt!!!**) Das wollen wir so liegen lassen; daß es mir aber Spaß und Freude macht, können Sie wohl denken, besonders in Hinsicht meines Manuskripts, wovon Wallraf sagen durfte, dergleichen hätten die Nonnen viele geklatscht. Ich meinerseits ließ es auch nicht an Komplimenten fehlen. Ich äußerte sehr lebhaft, es sei mein Stolz und mein Glück, zwei Männer zu besitzen, von denen ich mit einem der berühmtesten

*) Diese wahrscheinlich aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammende Handschrift war ein reich mit Miniaturbildern und sonstigem Schmuckwerk ausgestattetes lateinisches Gebetbuch, über welches Groote in dem weiter unten anzuführenden Taschenbuch S. 207 ff. berichtete.

**) Die Ausrufungszeichen gehören dem triumphirenden, sich selbst arg täuschenden Briefsteller an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Klassiker sagen dürfte: Unus sufficit orbi — ein Kompliment, welches Goethe fast außer sich brachte. Dieser letzte ist zwar ein schon alter, aber gesetzter, fester, sinniger, sublimer Mann. Von Stein hat hinten und vorn Argusaugen, ist ganz in die Hofränke und politischen Bocksprünge eingeweiht, aber kräftig von Ausdruck. Er sprach von der großen Freundschaft, die ich ihm durch die Erlaubniß, meinen Max kopiren zu lassen, zeigen würde. Goethe lobte unser Bestreben in der Herausgabe des Taschenbuchs*) und sagte: ‚Nun, das ist brav, das heißt doch etwas gethan! Es fängt an zu tagen, und Sie haben das Verdienst, die Nebel zu durchbrechen. Fahren Sie fort ꝛc.' Ich hätte mich beinahe erkühnt, Ihn um einen Beitrag zu bitten. Beim Abschiede versprachen sie, im Zurückkommen**) wieder bei mir anzusprechen. Nur ein Theil verarge ich Ihnen, Sie waren so unhöflich, mit Ihren beschmutzten Stiefeln auf meine seidenen Stühle zu steigen, um die Bilder, besonders die Gefangennehmung, in der Nähe zu betrachten. Für heute genug, morgen ein Mehreres." Eitelste Ruhmredigkeit spricht aus dem ganzen Briefe, wie auch völlige Unzulänglichkeit zu irgend lebendiger Auffassung der bedeutendsten Männer, die durch die Lappen gewöhnlicher Redensarten, ja aus der Luft gegriffener Züge schlecht verdeckt wird. Goethes und Steins Aeußerungen sind nichts weniger als treu wiedergegeben, ganz nach dem Wunsche des auf eine Auszeichnung hoffenden Rektors gemodelt. Doch ist das Thatsächliche meist nicht zu bezweifeln, wenn auch Fochem in diesem Briefe mehr sich selbst als seinen ehrenvollen Besuch nach dem Leben gezeichnet hat.

Mit besonderm Antheil sah Goethe auch die römischen Alterthümer, die man bei dem seit dem 17. April unter Leitung des

*) Zu einem 'Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816' hatte sich Groote mit Görres, von Schenkendorf, von der Hagen, Carove u. A. verbunden, auch Wallraf einen Beitrag zugesagt. Fochem lieferte dazu nichts als sein kostbares Manuskript, aus dem Beckenkamp zwei Bilder zeichnete, die Thelott in Düsseldorf für das Taschenbuch stach, selbst die Beschreibung seines Kleinods überließ er Groote. Eben dieser in rothsammtenem, mit Silber reich gesticktem Einbande prangende Oktavband mit den köstlichsten Miniaturen wird die Rede auf das Taschenbuch gebracht haben.

**) Von der Reise nach Paris; denn Fochem glaubte, Goethe gehe, mit Stein nach Paris, wahrscheinlich auch, sie seien eben auf der Reise dorthin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ingenieurgenerals Gustav von Rauch eifrig betriebenen Festungsbau aufgefunden; sie waren in Rauchs Wohnung mit der Bestimmung aufgestellt, daß sie Köln verbleiben sollten. Rauch wohnte wohl nicht weit von Fochem in dem später dem Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums eingeräumten Gebäude Severinstraße Nro. 225, wo 1813 die Direction du Génie et des fortifications und die Wohnung des Colonel-Directeur au Corps imperial du Génie war. Wie in „Kunst und Alterthum", so pries Goethe auch gegen Boisserée diese Beachtung der vaterländischen Alterthümer.

Bei der kurzen Zeit war es den Reisenden nicht vergönnt, die bedeutendsten Kirchen zu sehen und alle in Köln lebenden Künstler mit ihrem Besuche zu beehren. So finden wir auch des begabten Bildhauers Peter Joseph Imhof nicht gedacht, der in nächster Zeit manches für Steins vaterländischen Thurm lieferte. Er wohnte damals in dem Hause Streitzeuggasse Nro. 36 und litt, nach seinen öffentlichen Anzeigen, unter dem Mangel an Bestellungen. Auch daß Goethe das Jabachsche Familienbild wiedergesehen, wird nicht ausdrücklich bemerkt, wenn er auch später den Wunsch einer Einverleibung desselben in eine für Köln zu hoffende öffentliche Anstalt (leider vergebens) äußerte. Nach Deutz kam er nicht, wo er gern den Medizinalrath Dr. Günther besucht hätte. Dieser hatte vernommen, daß Goethe sich über einige seiner in Zeitschriften erschienenen ästhetischen Aufsätze nicht ungünstig geäußert habe, was ihn denn veranlaßt hatte, dem großen Dichter dankbar auszusprechen, welche Anregung er seinen Schriften schulde. Bald nach der Rückkehr (am 10. August) meldete ihm Goethe, daß er an dem ihm zugedachten Besuche gehindert worden, zugleich mit seinem „verbindlichsten" Dank und dem Ausdruck der Freude, „seine spätern Tage durch glückliche Wirkungen belebt zu sehen, die er auf jüngere Männer hervorgebracht". Natürlich konnte er damals noch weniger einen Abstecher nach Düsseldorf machen. Und doch hat es die Goethe mißgünstige ältere Halbschwester Jacobis Lene diesem sehr verdacht, daß er damals nicht die jetzt in Düsseldorf wohnende zweite Frau seinen Schwagers Schlosser, die ihm einst so nahestehende Johanna Fahlmer, aufgesucht. Es ist sehr die Frage, ob er wußte, wo diese sich damals befand oder sich dessen erinnerte. Auch stand er mit ihr lange außer jeder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verbindung. Und er durfte sich auf dieser zur Einsicht der Kunstwerke der Rheinlande mit Stein unternommenen Reise von diesem nicht trennen.*)

Zu seiner großen Freude hatte Goethe in Köln ein frisches, freies Streben und alle Erfordernisse zu einem neuen, der großen Vergangenheit würdigen Aufschwung der Kunst, der Wissenschaft und des Handels gefunden; auch schien ihm der überkommene republikanische Geist recht förderlich, wenn er sich nur nicht die staatliche Leitung anmaßen wollte. Die meisten, mit denen die beiden Excellenzen verkehrten, hatten sich dieser Bekanntschaft zu erfreuen, mochte auch Wallraf sich von dem mit seinen Anschauungen wenig übereinstimmenden und kaum darauf achtenden Freunde Boisserées bei aller äußern Höflichkeit nicht ganz befriedigt finden. Arndt schrieb Tags darauf an Charlotte von Kathen: „Dieser Tage war unser Stein mit Goethen hier beisammen und haben eine sehr lebendige Theilnahme erregt." Die Kölnische Zeitung berichtete nichts weiter, als daß sie am 27. „nach Wiesbaden" zurückgekehrt seien.

Am Abend dieses Tages fuhren Goethe und Stein in Begleitung des Malers Fuchs, wohl mit Extrapost, nach Bonn. Goethes Bericht vom folgenden Tage lautet: „Kanonikus Pick. Mittag Andernach. Ueber Laachen (so!), die Steinbrüche, nach Koblenz." In „Kunst und Alterthum" schrieb er später: „Nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich ausgestellten antiken Monuments unterhielt in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Kanonikus Pick." Unter den „mehrern Kirchen" sind wohl das der Sage nach von der Kaiserin Helena gegründete Münster mit seinem stolz sich erhebenden Mittelthurme, die Remigiuskirche mit dem Altarbilde von Spielberg und die Jesuitenkirche gemeint. Das „öffentlich ausgestellte antike Monument" wird von Fr. Strehlke seltsamer Weise auf „die Bildsäule der Helena", die im Münster steht, bezogen; offenbar ist der auf dem Remigiusplatz (Römerplatz) seit 1809 aufgestellte römische Altar der Victoria (jetzt im „rheinischen Museum vaterländischer Alterthümer bei der

*) Urlichs „Briefe Goethes an Johanna Fahlmer" S. 12 hat dies nicht beachtet, noch weniger Scherer in dem Aufsatze „Goethe und Adelaide" (Im neuen Reich 1875 S. 859).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universität Bonn") gemeint. Auch des herrlichen Anblicks vom „alten Zolle" (der „Terrasse des Schloßgartens") gedenkt Goethe in „Kunst und Alterthum"; er fand sie so entzückend, daß man sich kaum eines Versuchs enthalten könne, sie mit Mühe zu beschreiben. Dort „besprach man die Ansprüche Bonns auf die Rheinuniversität". Goethe konnte den Einwohnern, welche die reizend gelegene Stadt dazu besonders geeignet hielten, nicht Unrecht geben. Wer den Reisenden diese Ansprüche der Stadt entwickelt, hören wir nicht; man könnte zunächst an den Kreisdirektor Nehfues denken, der auch in einer in Köln bitter empfundenen Schrift öffentlich für Bonn aufgetreten war. Besonders erfreulich war für Goethe der Besuch der Sammlungen des muntern und geistreichen Kanonikus Franz Pick. Dieser selbst wie seine Sammlung bildete das volle Gegenstück zu dem ihm befreundeten, drei Jahre ältern Kanonikus Wallraf, dem bei seiner Leidenschaft des Sammelns, seiner begeisterten Liebe zur Vaterstadt und seinem phantastischen Schwärmen gerade die innere Sammlung eines des Genusses sich rein freuenden Geistes abging. Pick hatte als geschmackvoller, heiterer und gern Heiterkeit um sich verbreitender Mann Haus und Garten mit seinen mannigfaltigen Schätzen in einer Weise ausgeschmückt, daß alles einzelne durch den angewiesenen Platz und seine Umgebung gehoben wurde und den Besucher auf das anmuthigste ansprach.*) Alle Ein- und Ausgänge waren mit sinnigen oder launigen Inschriften versehen, was zu manchen heitern Scherzen Veranlassung gab, wovon Berghauptmann Nöggerath viel zu erzählen wußte; leider kam dieser nicht dazu, meinen Wunsch einer schriftlichen Mittheilung zu erfüllen. Ueber dem Eingang zur Bibliothek las man:

„Kein Griechisch und Latein!"
Schreit Pastor Zoglio.
„Kein Griechisch und Latein!
Die Heiden sprechen so."

Als Goethe unter einer Thüre stand, las er über sich den Spruch

Nullum grande ingenium
Sine mixtura dementiae.

*) Vgl. L. Kaufmann in den „Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein" XXI. XXII, 12.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf seine Frage, ob dies auch von ihm gelte, lautete Picks rasche Antwort: „Nulla regula sine exceptione.“ Goethe, der den wunderlichen aus Straßburg nach Frankfurt übergesiedelten Arzt Christian Ehrmann aufgefordert hatte, auch ihn in seinen Orden der verrückten Hofräthe aufzunehmen, doch mit einem guten ob [mit ob führt das lateinische Diplom den Grund der Aufnahme an*)], nahm dies am wenigsten übel. Höchlich ergetzte es diesen, daß auch eine gewisse Bedürfnißanstalt ihres weisen Spruches nicht ermangelte. Den anziehendsten Anblick boten die Hauskapelle und die an den Weg stoßende Terrasse, in deren Nähe man den Extrapostwagen bestellt hatte, der die von dem guten Kanonikus Pick ganz erfüllten Reisenden nach Andernach entführte. Von Andernach kamen sie zu den Niedermendiger Steinbrüchen. Was Goethe dort sah, konnte ihn nicht überzeugen, daß hier vulkanische Wirkungen, die er z. B. in Böhmen nicht leugnete, wirklich vorlägen; es werde dem Vulkanismus, meinte er, schwerer als dem Neptunismus fallen, die Mendigersteine als Lava durchzuführen und vollständig zu erklären, wie sie geflossen und wie sie dahin gekommen. Abends gelangten sie nach Koblenz.

Die Tagebuchangabe vom 29. lautet: „Frühstück auf der Karthause, veranstaltet durch Görres und Familie. Zu Wagen ferner. Nach Nassau.“ In „Kunst und Alterthum“ gedenkt Goethe des Blickes von der Karthaus auf die köstliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, auch der schönen Straßen und Gebäude und des weitläufigen Schlosses (vgl. S. 48.) Von Görres wollte man Näheres über den Stand von Kunst und Wissenschaft erfunden. In Nassau forderte Stein den Dichter zu einem an Hardenberg zu sendenden Bericht über die Kunst und die Alterthümer im Rheinlande auf. Den 31. speiste Goethe Mittags in Schwalbach, von wo er Abends nach Wiesbaden zurückkehrte. Am folgenden Morgen sandte er einen Boten an den in Schlangenbad weilenden Boisserée. Nach Mittheilung seines kurzen Tagebuches, das des Auftrages von Stein gar nicht gedenkt, schrieb er diesem: „Daß ich nach allem

*) Er erhielt später ob Orientalismum occidentalem wegen des „westöstlichen Divans“; ein früher im gegebenes ob soll wegen seiner Unverständlichkeit zurückgenommen worden sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diesem Sie verfehlen mußte*), war mir sehr schmerzlich. Bis Sonntag den 5. bleib' ich hier, dann wohl noch acht Tage in Frankfurt. Uns zu besprechen ist höchst nöthig, wär' es nur eine Stunde. Herzlichst." Denselben Tag meldet er dem Minister Voigt in Weimar: eine achttägige Reise, deren Diarium sein Sohn August vorlegen werde, sei sehr fruchtbar an Vergnügen und Belehrung gewesen; daß er mit Herrn von Stein in so nahe Berührung gekommen, sei für ihn in vielfachem Sinne sehr bedeutend, und es würden sich aus diesem Anfange für ihn und andere gewiß erfreuliche Folgen ergeben. Sein Brief traf Boisserée erst, als dieser Abends nach Schwalbach zurückkehrte, wo er vernahm, Goethe habe dort den vorigen Mittag gespeist. Den folgenden Tag kam er nach Wiesbaden, wo er blieb, bis er mit Goethe nach Frankfurt ging. Dieser theilte ihm Steins Aufforderung mit, berichtete über das, was er in Köln gesehen, und nahm wegen des abzufassenden Berichtes seinen Rath in Anspruch. Da der wesentlich bei der Sache betheiligte jüngere Freund der Ansicht war, er dürfe, um dem nächsten Parteiwesen zu entgehen, Steins gar nicht gedenken, sondern müsse sich geradezu an den Fürsten Hardenberg wenden, bei dem er wegen seines politischen Benehmens wohl angeschrieben sei, sprach er den Gedanken aus, den Bericht zugleich an Metternich zu schicken, dem er noch wegen des vor kurzem ihm ertheilten Leopoldsordens zu danken habe. Hauptgrundsatz müsse sein, daß jede Stadt ihre Kunstwerke und Alterthümer behalte und wiederbekomme, aber ein Mittelpunkt gegeben werde, von wo aus die Ueberwachung des Ganzen stattfinde. Von allem, was Einzelne gethan und was mit der Unterstützung der Regierung zu erwarten sei, wolle er reden; man solle nur Malern und Künstlern zu leben geben, mit Kunstschulen werde nichts erreicht. Dagegen ging er auf Boisserées Plan einer deutschen Gesellschaft für Alterthum und Kunst, bei welcher es auf Sammlung ankomme, anerkennend ein, nur sollte die Regierung keinen Antheil daran haben, ihr bloß volle Freiheit gestatten und sie begünstigen. Das Schema des Berichtes ward am folgenden Tage näher besprochen;

*) Soll wohl heißen „Sie ... mich verfehlen mußten". Boisserée war nach Schlangenbad gereist und hatte Goethe in Wiesbaden besuchen wollen, da er glaubte, er sei schon von seiner Gebirgsreise zurück.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beide sollten die Ausarbeitung für sich beginnen. Den 4. äußerte Goethe, der heilige Geist habe ihm offenbart, daß sie die Entwürfe erst in Wiesbaden fertig machen und deshalb noch acht Tage verweilen müßten, ehe sie nach Frankfurt gingen. Stein kam Tags darauf selbst nach Wiesbaden, wo Boisserée ihm dankte, daß er Goethe nach Köln geführt habe. Auch Staatsrath von Süvern, der mit der Ordnung des kölnischen Schulwesens und der Frage der rheinischen Hochschule betraut war, fand sich in Wiesbaden ein und besprach sich mit Goethe und dessen jüngerm Freunde. Am 9. dankte Goethe in einem höflichen Briefe Wallraf für die ihm ihn Köln erzeigten Gefälligkeiten. „Ew. Wohlgeboren bin ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Köln so viel schuldig geworden," schrieb er, „daß ich diese Gegenden nicht verlassen darf, ohne meinen lebhaftesten Dank aufrichtig zu wiederholen. Ihre ausgebreiteten Kenntnisse, Ihr geistreicher Blick in die Kunsterfordernisse haben wir in wenigen Stunden so manche frohe und bedeutende Ansicht gegeben, daß ich nichts mehr bedauere, als Ihres heitern und mittheilenden Umgangs nicht länger genossen, besonders aber auch Dero eigene Kunstschätze nicht gründlicher durchschaut zu haben. Lassen Sie mich bei meiner nächsten Wiederkehr auf einen gleichen freundlichen Empfang hoffen und empfehlen mich zu derselben Gunst allen Freunden, Künstlern und Kunstliebhabern. Möge mein Andenken in jenem schönen Kreise immer lebendig bleiben! Ergebenst verbunden." Dies war der freundliche Abschiedsbrief an die kölnischen Freunde, deren Altmeister der mit möglichstem Lobe zu begrüßende Wallraf war. Zwei Tage später war Boisserées Entwurf fertig. In Mainz, wohin beide in der Frühe des 12. fuhren, wurden die Gemälde und Alterthümer des Bibliothekars Professor Lehné besucht. Nachmittags gingen sie mit diesem in zwei andere Gemäldesammlungen, darauf in den noch halb als Getreidemagazin dienenden Dom, später nach den Trümmern des römischen Lagers und der Wasserleitung bei Zahlbach. In einem nahegelegenen Weingarten belehrte der taube Professor zu Goethes Ergetzen seinen Freund, daß es mit der gothischen Baukunst nichts sei. Als sie am andern Morgen nach Frankfurt fuhren, erklärte sich Goethe entschieden gegen die von Boisserée in Anregung gebrachte Uebersiedelung nach Weimar, wo sie keinen Ersatz für das schaureiche

und mannigfach bewegte Leben Kölns finden würden. Auf der Gerbermühle bei Frankfurt beschäftigte sich Goethe, der hier das anziehende Verhältniß zu seiner dichterisch begabten Suleika, der Gattin seines freundlichen Wirthes von Willemer, weiter fortspann, sehr lebhaft mit Boisserées Entwurf, den er auf seine Weise ausführen wollte, damit es eine Komposition in rhetorischer Form werde. Boisserée erfreute ihn mit einigen römischen Töpfen, Lampen und Krügelchen nebst Asche, die ihm Lehué für den Dichter überließ.*) An seinem Geburtstag las er dem jüngern Freunde, der ihn herzlich beglückwünscht, auch mit einem Abdruck der heiligen Barbara von Eyck und den ersten Versen, die er in seinem Leben gemacht hatte, beschenkte, dasjenige vor, was er von Köln gschrieben hatte. Den jungen Freund „muthete es an, wie ein Kapitel aus seinem Leben". Dieser sollte ihm zu seinem Berichte das liefern, was er über seine Sammlung gesagt wünschte. Als der eben zum Oberpräsidenten des Großherzogthums Niederrhein ernannte Reichsgraf Solms von Laubach Boisserée in Frankfurt versichert hatte, es würden ihnen nächstens Anträge von der preußischen Regierung zugehen, meinte Goethe, sie bedürften jetzt seiner nicht mehr, er könne seine Schrift ruhen lassen, was dieser freilich nicht zugeben wollte. Der Bericht sollte die Ueberschrift führen „Von Kunst und Alterthum im südwestlichen Deutschland", doch bestand Boisserée darauf, daß der Rhein genannt werden müsse; dann dürfe aber auch der Main**) nicht vergessen werden, meinte Goethe. Wiederholt lehnte Goethe Boisserées Gedanken an eine Uebersiedelung nach Weimar ab; auch nach Frankfurt dürften sie nicht, sie müßten durchaus nach Köln, unter eine monarchische Regierung, die ihre Zwecke mächtiger fördern könne. Unter dem 16.***) schreibt Boisserée: „Goethe liest mir, was er von den Steinmetzen geschrieben. Die kölner Reise. Wallraf. Die Kapelle. Von Fuchs†). Von uns. Vom Dom. Ausbau

*) Vgl. Schuchardt II S. 333, Nro. 85. Auch Nro. 86—88 und S. 332 Nro. 71—74 mögen von dort stammen.

**) Hier steht in Boisserées Tagebuch der sinnlose Druckfehler „Meyer".

***) ‚Sonntag den 9.', und die weitern Datirungen sind irrig.

†) So ist zu lesen statt ‚Die Kapelle von Fuchs'. Unter ‚der Kapelle' meint Boisserée die Nachahmung einer Hauskapelle als Dekoration.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

desselben. Kanonikus Pick. Von Frankfurt hat er ein dickes Heft, will aber noch nichts lesen lassen." Man könnte daraus schließen wollen, die Anordnung sei damals noch eine andere gewesen, bedächte man nicht, daß Boisserée dies aus dem Gedächtnisse schrieb. Der Anfang ward fast ganz unverändert später gedruckt. Der Dichter begleitete Boisserée nach Heidelberg, wo er beim Anblicke des Domrisses ganz neue Aufschlüsse über Architektur erhielt. Jetzt erst begreife er recht, äußerte er, warum Boisserée den kölner Dom für das Höchste in seiner Art erkläre; er sehe, wie alles andere dagegen verschwinde, wie ein Prinzip mit der größten Konsequenz darin durchgeführt sei, doch hielt er es noch nicht an der Zeit, dieses auszusprechen. Als von ihren Wünschen für die Zukunft die Rede war, meinte er, man müsse von Frankfurt aus immer den Rhein auf- und abwärts fahren und so sein Wesen treiben. Daß er nach Köln gegangen sei, empfand er als ein wahres Glück. Der Herzog hatte gewünscht, er möge noch einmal zu ihm nach Frankfurt kommen, wo er den eben von Paris zurückkehrenden Stein sprechen wollte, aber am 6. Oktober fühlte er sich so krankhaft aufgeregt, daß es ihn zur raschen Heimkehr trieb; den Domriß nahm er mit. So endete dieser höchst bedeutende Ausflug an den Rhein auf etwas unbehagliche Weise. Die vielen neuen Eindrücke, die Goethe empfangen, in Verbindung mit der leidenschaftlichen Neigung zu seiner Suleika, hatten den Dichter zu sehr angegriffen, so daß er einen Rückschlag fürchtete. Aber bald stellte sich seine Natur wieder her, und unter den angenehmsten Erinnerungen, die ihm von der Reise geblieben, standen neben Suleika, Boisserées Sammlung und Steins Bekanntschaft die Tage, die er mit dem deutschesten Staatsmanne in dem zu neuem Leben berufenen Köln genossen.

In Weimar war des Dichters erste Arbeit die Durchsicht der „Reise am Rhein und Main", deren Anfang wenig verändert zu werden brauchte. Goethe benutzte dazu auch Dielhelms „Rheinischen Antiquarius". Vor dem Erscheinen des Aufsatzes, der langsam in die Druckerei wanderte, wollte er eine Anzeige desselben ins „Morgenblatt" geben, und dazu alles benutzen, was er bei Seite gelassen, das nur Angedeutete deutlicher aussprechen. „Und so müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn der löbliche Zweck verfehlt

würde," schrieb er an Boisserée, „wenn unsere patriotischen Feuerchen, die wir auf so vielen Bergen und Hügeln des Rheins und Mains anzünden, nicht auch patriotische Gesinnungen erregen und glücklich fortwirken sollten." So war er sich des schönsten vaterländischen Zweckes, der Förderung der Kunst an beiden Flüssen bewußt, und besonders war es Boisserées Vaterstadt, für die er bestens zu wirken gedachte, wenn er auch die dort so leidenschaftlich gewünschte Hochschule ihr nicht ohne weiteres zuerkennen konnte. Die Rückkehr des Großherzogs, der mit Stein kurz vorher das von ihm sehr geliebte Köln besucht hatte, brachte ihm die alte Reichsstadt mit allen ihren Schätzen und dem neuerwachten Streben wieder in frischeste Erinnerung.

Während der Köln und Bonn behandelnde Anfang der „Reise" in der Druckerei war, ließ ihn Staatsminister Schuckmann durch Süvern um Mittheilung seiner daselbst gemachten Beobachtungen ersuchen. Schon am 1. November antwortete er: er habe eine Schrift dem Drucke zu übergeben begonnen, in welcher er über die merkwürdigsten Orte von Köln rhein- und mainaufwärts bis Basel und Aschaffenburg theils nach eigener Anschauung, theils nach erhaltenen Berichten gehandelt; die nach und nach fertig werdenden Bogen werde er zu übersenden sich erlauben. „Bei meinem Aufenthalt in Köln", schrieb er, „fand ich unter den Einwohnern sehr viel Neigung und Freude an Kunst und Alterthum, bedeutende Reste ältern Besitzes, Lust zu sammeln, zu erhalten, zu benutzen und zu genießen, zugleich einen Durst nach Wissenschaft, das Gefühl des Bedürfnisses einer höheren Ausbildung. Wie diese schönen, aber zerstreut liegenden Elemente zu vereinigen sein möchten, darüber wurde vielfach verhandelt, und man verlangte zuletzt, daß ich aufzeichnen solle, was ich gesehen und erfahren, gehört und gedacht, was vorhanden, was erwartet, was geäußert und gehofft werde." Geschickt wird hier verschwiegen, daß die Anregung dazu von Stein ausgegangen und Boisserée sich dabei lebhaft betheiligt habe. Als er drei Tage später den ersten beim Anfange der Besprechung des Doms abbrechenden Druckbogen übersandte, bemerkte er, es seien diese Blätter bloß ein exoterischer Text, über den man, wenn er von einigem Nutzen sein solle, mit Personen von Ansehen und Ein-

fluß vertraulich kommuniziren müsse, was er denn in Bezug auf Köln zu thun nicht anstand. „Ohne mich voreilig*) in die Frage einzulassen, inwiefern die Kölner hoffen können, des Wunsches theilhaft zu werden, die Universität in ihren Mauern zu sehen, so darf ich wahl voraussetzen, daß die Sammlungen von dem, was zu Kunst und Alterthum gerechnet wird, daselbst ihren Hauptsitz finden werden. Deshalb wäre zuvörderst ein geräumiges Lokal auszumitteln. In dem Gebäude, welches sonst den Jesuiten angehörte, soll, außer der schon dorthin verlegten Schulanstalt, noch Raum genug sein. Doch wäre vielleicht nicht einmal darauf zu bestehen, alles unter einem Dache zu versammeln. Es gibt in Köln mehrere große Häuser, welche wohl irgend eine Abtheilung des Museums fassen könnten. Doch werden dieses die dortigen Behörden näher beurtheilen. Der zweite Punkt betrifft die Sammlung des Herrn Kanonikus Wallraf, mit welchem man baldmöglichst eine Unterhandlung zu eröffnen hätte, um die von demselben aufgehäuften Schätze dem öffentlichen Wesen für die Zukunft zu sichern und auch schon gegenwärtig auf diesen wunderlichen Mann einigen Einfluß zu gewinnen. Er gehört nämlich zu den Personen, die, bei einer grenzenlosen Neigung zum Besitz, ohne methodischen Geist, ohne Ordnungsliebe geboren sind, ja die eine Scheu anwandelt, wenn nur von weitem an Sonderung, schickliche Disposition und reinliche Aufbewahrung gerührt wird. Der chaotische Zustand ist nicht denkbar, in welchem die kostbarsten Gegenstände der Natur, der Kunst und des Alterthums übereinander stehen, liegen, hangen und sich untereinander umhertreiben. Wie ein Drache bewahrt er diese Schätze, ohne zu fühlen, daß Tag für Tag etwas Treffliches und Würdiges durch Staub und Moder, durch Schieben, Reiben und Stoßen einen großen Theil seines Werthes verliert.**) Die Negotiation selbst, wodurch diese Masse in landesherrlichen Besitz käme,

*) Er war eben darüber nicht befragt worden.

**) In den von Dr. L. Ennen herausgegebenen ‚Zeitbildern aus der neuern Geschichte der Stadt Köln, mit besonderer Rücksicht auf F. Fr. Wallraf' S. 355 ist in dem Briefe diese Wallraf ungünstige Aeußerung Goethes ohne jede Andeutung einer Lücke weislich unterdrückt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird keine großen Schwierigkeiten finden. Er ist bei Jahren, genügsam, seiner Vaterstadt leidenschaftlich ergeben, und wird sich glücklich schätzen, wenn das, was er hier gesammelt, auch künftig an Ort und Stelle zusammen bleiben soll.*) Schwieriger aber, ja kaum zu lösen wird man die Aufgabe finden, diese Dinge ihm aus den Händen zu ziehen, Einfluß zu gewinnen auf Ordnung derselben, und eine Uebergabe einzuleiten, wo derjenige, der das Ganze übernimmt, sich nur einigermaßen legitimirin kann, was er denn erhalten." Goethe beruft sich hierbei auf den vielen Verdruß, den er in Jena zwanzig Jahre lang mit einem ähnlichen Manne, Hofrath Büttner aus Göttingen, gehabt, der seine Bibliothek dem Herzoge gegen eine jährliche Rente überlassen hatte. Hiernach glaube er, daß bei Wallrafs Lebzeiten nicht anders als mit großer Vorsicht und Gewandheit etwas Schickliches auszurichten sein werde. In ehrenvollster Weise spricht er dann von der in ihrer Art einzigen Sammlung der Gebrüder Boisserée. Die Absicht der Besitzer sei nicht etwa, Conservatoren eines todten Schatzes zu sein, sondern eine Anstellung zu finden, in welcher sie durch Kenntnisse und Thätigkeit zum öffentlichen Besten fortwirken könnten. Sie hätten eigentlich nur zwischen Frankfurt und Köln zu wählen; von seiner eigenen Vaterstadt seien bereits Anträge an sie gestellt, er selbst aber habe ein gewisses, von Gründen unterstütztes Gefühl, daß er die Sammler und die Sammlung am liebsten in Köln sähe. Auch sprach er den Wunsch aus, daß eine öffentliche Kasse für das von ihnen herauszugebende bedeutende Kupferwerk über den Dom mit einigem Vorschuß eintrete. Als Goethe einige Wochen später den zweiten, mit Bonn beginnenden Bogen Schuckmann übersenden wollte, wies er wiederholt auf eine Unterstützung des boisséeschen Domwerkes hin, hob die Stiftung zur Unterhaltung und zum Fortbau wenn auch nur einiger Theile des Doms als wichtigste Angelegenheit hervor, und empfahl gleichfalls das von Boisserée vorbereitete Werk über die Geschichte der niederrheinischen Baukunst bis zum

*) Wallraf hatte nach der Taxirung auf eine jährliche Rente von etwa 2000 Thaler gerechnet, aber seine Hauptbedingung war, daß die Sammlung zum öffentlichen Gebrauch einer Hochschule in Köln erworben werde.

13. Jahrhundert. In seinen zusätzlichen Bemerkungen fortfahrend, äußerte er: „Vielleicht wäre es gefällig, dem Domvikarius Hardy, den wir wohl nicht lange mehr besitzen werden*), etwas Freundliches zu erzeigen. Er würde sich geehrt und gefördert finden, wenn man ein halbes Dutzend seiner Wachsbilder bestellte und sie einstweilen bei einem dortigen Vorgesetzten aufbewahren ließe. Ueberhaupt würde es räthlich sein, ein Interimslokal einzurichten, wohin man schon jetzt manches Vorkommende zu retten Gelegenheit fände. Die Beantwortung der Frage, wie sein Schüler Hagbold, den in fleißiger Ausführung wohl niemand übertrifft, zu beschäftigen und in seiner Kunst zu steigern sei, würde hier zu weit vorgreifen, und dürfte erst später, wenn die Hauptpunkte bestimmt sind, vorzunehmen sein. Die Argumente der Kölner, wodurch sie ihre Wünsche, die Universität in ihren Mauern zu sehen, unterstützen, habe ich nur registrirt und redigirt. Der eigentliche Zustand des Herrn Kanonikus Pick in Bonn wäre von dortigen Behörden zuerst genau zu erforschen. Seine Sammlung kann man sich von seinem Hause nicht getrennt denken, sie vom Platze rücken hieße sie zerstören, wie man umgekehrt die Wallrafische translociren muß, um etwas daraus zu machen." So suchte Goethe, so weit er nach seiner Ueberzeugung konnte, für Köln förderlich zu wirken. Von Jochem war keine Rede. Sein Brief blieb, da der Abdruck des zweiten Bogens sich verzögerte, einige Zeit liegen, so daß er bei der Absendung auch den dritten bis Mainz reichenden hinzufügen konnte. Dabei erklärte er, daß vor allem die Entscheidung wegen des Ortes der Hochschule abzuwarten sei; dann würde die Bestimmung eines hinreichenden Lokals und die Einleitung der Unterhandlungen mit den Herren Wallraf, Pick und Boisserée das Nächste sein. Aber in Berlin wollte man die Boisserée'sche Sammlung in die Residenzstadt ziehen, während die Besitzer sich für den Rhein erklärten, namentlich für Köln, wo sie aber nur dann eine gedeihliche Wirksamkeit hoffen könnten, wenn dort durch Errichtung einer bedeutenden Hochschule, vielleicht auch durch die Oberregierung der Rheinlande,

*) Er starb im Jahre 1819. Das Beiblatt der kölnischen Zeitung brachte damals einen würdigen Nekrolog.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein neues Element geistiger Geselligkeit und geistigen Lebens geschaffen sei.

Unterdessen war das kölnische „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst" erschienen, das außer Gedichten von Carové, Groote, von der Hagen und Schenkendorf den „Hugdietrich und Wolfdietrich" aus dem „Otnit" von von der Hagen, ein Märchen von Grimm, altdeutsche Minnelieder von Görres, einen Aufsatz „Ansichten der Kunst des deutschen Mittelalters" und die Märe „Yta von Toggenburg" von Carové, ein Drama „Der Geist am Godesberg" von Groote und zum Schlusse Wallrafs Abhandlung über das Dombild brachte. Boisserée spottete gegen Goethe über diese Erscheinung, die auch ihm wohl eine ähnliche Schadenfreude gewährt haben möge, wie das Gemälde einer heiligen Familie in altdeutscher Toilette, das er bei Schlosser gesehen hatte. Besonders scharf äußerte er sich über Wallrafs von größter Urkenntniß zeugendem Aufsatz, worin dieser wohlweislich *seinen* Namen zu nennen vermieden. „O du liebe, heilige Albernheit! Wallraf mag Gott danken, daß ich ein so guter Gesell bin und das Alter ehre; sonst würde ich nicht unterlassen, mein Pritschholz zu schwingen." Goethe erwiderte, in dem Taschentuche möge hie und da ein Amulet stecken, im ganzen aber könne er darin trotz aller Frömmelei keine wahre Frömmigkeit, d. h. nicht Ernst noch Kritik noch Methode finden, doch bat er Boisserée, sich darüber nicht öffentlich zu äußern, da er offenen Zwiespalt besorgte.

Die Ausführung der „Rheinreise" hielt, bei manchen zudringenden Geschäften, den alles sorgfältig erwägenden Dichter länger auf, als er gedacht hatte. Erst am 8. Februar 1816 meldete er, das Heftlein, das ein wunderliches Ansehen habe, nahe seinem Ende. Im „Morgenblatt" gab er in den Nummern vom 9. bis zum 12. März eine vorläufige Anzeige des „so eben" bei Cotta erscheinenden ersten Heftes „über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden". Besonders ausführlich war darin der Auszug aus den über Köln gegebenen Mittheilungen und der Besprechung der Boisséréeschen Sammlung. Als Liebhaber, welche die alten Schätze der Kunst zu retten und zu sammeln bedacht gewesen, wurden „die Herren Gebrüder Boisserée und Bertram, die Herren Walraf, Lieversberg

und Focham (so!)" genannt, eine Folge, die Wallraf und dessen Freunden nicht behagen konnte. Bitter mußte die auf Wallrafs Abhandlung bezügliche Bemerkung über das Dombild wirken, dasselbe verdiene große Aufmerksamkeit, nur wünsche man, daß es nicht übertrieben erhöht, durch Hymnen versüßlicht und durch enthusiastische Mystik verständigen Kennern widrig gemacht werde. Auch die „Rederei und Verselei", deren er gedachte, deutete auf das Taschenbuch hin. Zuletzt sprach er den Wunsch aus, daß eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, weches eigentlich nur als fortwährender Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute anzusehen sei, die Fortsetzung befördern möge. Eine solche fand es aber bei seinem erst im Mai erfolgenden Erscheinen am wenigsten in Köln, wo man es Goethe verdachte, daß er entschieden für Boisserée gegen den fast nur als Sammler genannten Wallraf Partei genommen, ja über dessen Beschreibung des Dombildes im Taschenbuch, das „eine sehr willkommene Abbildung dieses vorzüglichen Werkes" vor Augen lege, die Bemerkung gemacht: „Wir würden sie mit reinerm Dank erkennen, wenn nicht darin eine enthusiastische Mystik waltete, unter deren Einfluß weder Kunst noch Wissen gedeihen kann." Diese kalte Aufnahme mußte außer Wallraf besonders Eberhard von Groote treffen, der, als Schenkendorf ihm „recht mit Feuer und Liebe die Bekehrung Goethes" vor Boisserées Bildern geschildert, schon geträumt hatte: „Und so sollen also die ‚Propyläen' sinken nnd mit ihnen die Götterbilder in den ‚Elegien', und wer weiß, ob statt der ‚Iphigenie' nicht noch eine große, herrliche christliche Heldin Goethen den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzen soll." Noch mehr verstimmte die Kölner gegen den großen Dichter, daß derselbe in der brennenden Frage nach dem Sitze der künftigen Hochschule sich nicht entschieden für Köln und gegen Bonn ausgesprochen hatte, da er doch nicht der Regierung vorgreifen wollte, und im Grunde der Ansicht war, Vortheile und Nachtheile hielten sich hier ziemlich die Wage, so daß es für die Sache selbst gleichgültig sei, wie die Entscheidung falle, mußte er auch freilich glauben, daß, wenn es gelingen sollte, die boisserésche Sammlung neben der wallrafschen der Stadt zu gewinnen, dies der Hochschule sehr zu Gute kommen würde. Wenn schon J. Grimm, der damals gegen

Goethe verstimmt war, dessen Unentschiedenheit in dieser Frage auffallend schien, wie groß mußte der Aerger darüber erst in Köln sein, mochte er auch noch so theilnehmend auf die Erhaltung und den Fortbau des Domes hingedeutet, mochte er auch noch so warm der Förderung aller anerkennenswerthen Kunstbestrebungen das Wort geredet haben.

Goethe sollte Köln und den Rhein, er sollte auch den Main und Neckar nicht wiedersehen. Der Unfall, der ihn bei der am 20. Juli 1816 mit Meyer angetretenen Reise an den Rhein betraf, bestimmte ihn, nicht bloß in diesem Jahre auf den so sehr erwünschten Ausflug zu verzichten, sondern er scheint denselben als einen Wink des Schicksals betrachtet zu haben, nicht mehr der Heimat sich zuzuwenden, wo er in seiner Vaterstadt eine so außerordentlich liebe Freundin gefunden hatte. Mit Köln kam er zunächst in keine weitere Verbindung. Eberhard von Groote konnte keine Neigung fühlen, dem Dichter seine zur Michaelismesse 1816 erschienene, seinen Freunden gewidmete sonderbare Dichtung „Fausts Versöhnung mit dem Leben" zuzusenden. Daß das Beiblatt der kölnischen Zeitung die Freundlichkeit hatte, sich am 29. September 1816 Goethes gegen den so bärbeißigen als dummdreisten Beurtheiler von „Dichtung und Wahrheit" im Edinburgh-Review anzunehmen, erfuhr er wohl ebenso wenig, als er an der Weise, wie es geschah, hätte Freude haben können. Boisserées Sammlung kam nicht nach Köln, wo dieser neben Wallraf kaum eine freundliche Stätte gefunden haben würde, nicht einmal nach Berlin, da die Bestätigung des bereits abgeschlossenen Vertrages leider, wie es zu geschehen pflegt, durch ungehörigen persönlichen Einfluß hintertrieben und die Sache wunderlich verschleppt wurde, bis die Besitzer Weihnachten 1818 die Uebersiedlung der Gemälde nach Stuttgart beschlossen, wo diese vorläufiig eine freie Stätte fanden. Auch die Erwerbung der Sammlungen von Wallraf und Pick von Seiten des Staates erfolgte nicht. So wenig hatte Goethes eifriger Wille, zum Besten der rheinischen Kunst zu wirken, sich irgend eines Erfolges in Berlin zu erfreuen, wo man doch seinen Rath sich erbeten hatte. Sein Antheil an Köln schwand unter so vielen andern Bestrebungen und Neigungen, wenn auch seines Großherzogs wieder-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

holter Besuch der Stadt im Jahre 1817 ihm die Erinnerung an das rheinische Kunst- und Genußleben wieder auffrischte. Die Frage der Hochschule hatte sich zu Bonns Gunsten entschieden, und die allgemeine politische Unzufriedenheit, welche die Rheinlande wegen der Verweigerung einer landständischen Verfassung ergriffen hatte, fand in Köln dadurch einen um so fruchtbarern Boden. Was vom Staate in Bezug auf Wallrafs reiche Sammlung versäumt worden, gelang der Stadt. Auf dem Krankenbette hatte Wallraf am 9. Mai 1818 Köln zur Erbin seines Nachlasses eingesetzt, der glücklich Genesene aber ward von seiner Vaterstadt durch die Gewährung einer Jahresrente von 4000 Francs erfreut, welche dieser größtentheils zur Bereicherung seiner leider immer mehr verderbenden Sammlung verwandte. Freilich hatte Graf Solms dafür gesorgt, daß zwei Zimmer des Jesuitenklosters zur Aufstellung eines Theils der Sammlung bestimmt wurden; aber dieser kam leider aus dem Regen in die Traufe, da jene Räume bald für Schulzwecke in Anspruch genommen werden mußten, und so die Kunstgegenstände auf Gänge und Speicher verwiesen wurden. Was würde Goethe zu solchem patriotischen Vandalismus gesagt haben!

Im Frühjahr 1819 ging Schillers zweiter Sohn Ernst, der Freund von Goethes August und seinem Schwesterenkel Franz Nicolovius, weil er sich in Weimar zurückgesetzt glaubte, als Assessor nach Köln. Beim Abschiede sprach der Dichter ihm von der Neigung der Rheinländer, sich über politische Dinge frei zu ergehen, was wenig rathsam und förderlich sei, und er bat ihn dringend: „Ernst, vergiß nicht, was ich dir hier sage.“ Zu Köln besuchten ihn im Sommer Franz Nicolovius und seine Tante Frau von Wolzogen, durch welche in Goethe wohl das Bild der Stadt wieder aufgefrischt wurde. Große Freude machte ihm Mollers Facsimile seiner Zeichnung des Doms. „Das hat man hier“, schreibt er den 7. August an Boisserée, „auf Leinwand gezogen, schattirt und illuminirt, wodurch denn ein sehr schöner Begriff uns entgegenkommt. Worin ich besonders die Sagazität des alten Künstlers bewundert habe, ist die schickliche Größe des Maßstabes. In der Entfernung, in der man das Ganze übersehen muß, macht es gerade ein Bild, das sich in der Einbildungskraft an die Stelle der Wirklichkeit setzt, woraus eine sehr

angenehme Befriedigung für Auge und Sinn sich hervorthut." Oberbaudirektor Coudray hatte mit einigen Gehülfen dieses perspektivische Bild des Domes auf das schönste zur Darstellung gebracht.

Im Oktober sollte der Dichter durch eine besondere Veranlassung an die Rheinmetropole wieder erinnert werden. Ein Zufall spielte ihm die Handschrift eines lateinischen Büchleins in die Hände, welches die Legende der heiligen Dreikönige und ihres Sternes vom Auszuge der Kinder Israel aus Aegypten bis zur Verehrung ihrer heiligen Reste in Köln enthielt und mit einem Anrufe an die Dreikönigenstadt schloß, worin diese wegen der ihr von Gott erzeigten Gnade selig gepriesen wurde. Das Büchlein gefiel ihm so sehr, daß er sich nichts Anmuthigeres und Zierlicheres denken zu können glaubte. Boisserée theilte ihm mit, daß es schon längst gedruckt sei und einen Johann von Hildesheim zum Verfasser habe. Bereits im folgenden Jahre gab Goethe in „Kunst und Alterthum" II, 2 davon ausführliche Kunde. Das Büchlein sei offenbar für Köln geschrieben und auf die Menge berechnet, die sich, ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an allem erfreue, was der Einbildungskraft anmuthig geboten werde; ins Deutsche übersetzt, würde es sich unmittelbar an die Volksbücher anschließen. Daß es wirklich ein Volksbuch gewesen, entdeckte Simrock erst viel später. Es scheine, bemerkte Goethe weiter, in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zu fallen, also in die Zeit des Dombildes, und es frage sich, ob noch andere Zeugnisse vorhanden, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung dieser heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht. Auf dem Umschlage von II, 3 konnte er Johann von Hildesheim als Verfasser nennen, den er aber noch für den bekannten Bischof jener Stadt hielt; zugleich theilte er mit, das Büchlein sei schon gedruckt. In demselben Heft gedachte er einer als Titelvignette zu Boisserées Domwerk gestochenen Ansicht der Stadt Köln. „Reich und prächtig breiten sich Stadt und Strom, welcher uns entgegenfließt, vor dem Auge des Beschauers, und einer gedrungenen Häusermenge entsteigt alles überragend das mächtige Domgebäude." An Boisserée hatte er am 16. Juli geschrieben, es habe sie sehr gefreut, die Stadt von dieser ganz eigenen Seite so malerisch und zweckgemäß zu sehen. Im folgenden Jahre gab er (III, 1) Kunde von der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch Boisserée entdeckten deutschen Uebersetzung des Dreikönigenbüchleins; zur Vergleichung sandte er diesem die Handschrift. Gustav Schwab entschloß sich zur Bearbeitung der Legende. Goethe nahm die von Schwab gedichteten Romanzen freundlich auf und schrieb selbst dazu eine Strophe, um deren Aufnahme er bat. Endlich ergab sich, daß der Verfasser der Schrift ein Karmelit aus Westfalen gewesen, der 1375 in Marienau gestorben sei. Der Arbeit von Schwab gedachte darauf in allen Ehren eine „Die heiligen drei Könige noch einmal" überschriebene Anzeige Goethes im zweitfolgenden Heft von „Kunst und Alterthum" (1822).

Anfang 1820 hatte Hofrath Dr. Dorow von Hardenberg die Direktion eines zu Bonn zu errichtenden vaterländischen und alterthümlichen Museums erhalten, zu welchem dieser seine eigenen im Nassauischen gefundenen Alterthümer schenkte.*) Da Goethe vernahm, Dorow sei in Köln, um dort ein großes Museum zu gründen, so ersuchte er ihn um Nachricht von seinen Bemühungen, damit er derselben in seinen Heften „über Kunst und Alterthum" gedenken könne. Dabei bemerkte er: „Da die vorgefundenen Alterthümer besonders in jener Gegend sich unzählige Male wiederholen, so könnten Sie vielleicht einiges zur Vermehrung meiner eigenen Sammlungen in diesem Fache beitragen." Wir wissen nicht, inwiefern Dorow auf diesen Wunsch einging, auch nicht, wie Goethe zu den in seiner Sammlung befindlichen Stücken aus Köln gekommen, wobei man an den ihm befreundeten Stadtkommandanten von Ende denken könnte. Nach Schuchardts Verzeichniß von „Goethes Kunstsammlungen" II, 330 f. enthält dasselbe zwei römische Schalen und ein rundes zierliches Gefäß aus Siegelerde (Nr. 54. 55. 57), die bei dem kölnischen Festungsbau gefunden worden, und er also nicht im Jahre 1814 von Wallraf erhalten hatte. Da sich im Herbste in Köln die Angst verbreitete, man wolle auch Wallrafs Sammlung nach Bonn ziehen, bat dieser schriftlich Dorow, darauf zu dringen, daß das Museum nach Köln komme, wo dessen natürlicher Sitz sei.

*) Er schien Goethe trotz seiner gefälligen Bereitwilligkeit mit Recht „wunderlich, nicht ganz erklärlich". So nennt er ihn im Brief an Boisserée vom 23. März 1820.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser trat Wallrafs Ansicht bei, da ihm der Aufenthalt in Bonn den Professoren gegenüber schon verleidet war. Wallrafs Behauptung, die Kölner hätten auch Goethe in ihr Interesse gezogen und dieser dafür gestimmt, scheint kaum begründet. Im nächsten Jahre wandten sich viele der gebildetsten Einwohner der Stadt, die unterdessen manche bedeutende Stücke aus Italien für ihre Sammlung erworben hatte, in einer weitläufigen Wallrafs pathetische Salbung nicht verleugnenden Bittschrift an Hardenberg, um diesen zu bestimmen, den Sitz des Centralmuseums nach Köln zu verlegen. Auch die Regierung unterstützte sie. An Goethe hatte man sich nicht gewandt; dieser würde sich auch gehütet haben, sich zum zweitenmal zu überzeugen, daß man in Berlin ihn reden lasse, ohne auf ihn zu achten. Dorow verwandte sich lebhaft für die Sache. Dieser behauptet, Graf Solms habe ihm versprochen, dieselbe zu befürworten, aber sie scheiterte eben an dem Widerspruche des Grafen, da dieser glaubte, man entziehe dadurch der Hochschule, die er für seine Schöpfung hielt, einen nothwendigen Theil ihrer Wirksamkeit. Daß die Bittsteller sich bei dem ablehnenden Bescheide vom 27. Mai 1821 nicht beruhigten, half ihnen gar nichts.

Mit Boisserée, der sein großes Domwerk zu fördern und für die kostbare Gemäldesammlung einige passende Stücke zu gewinnen suchte, blieb er in der innigsten Verbindung. Im Juni 1821 sah Goethe mit großem Antheil das kolorirte Bild des großen Chorfensters in der Kunibertkirche zu Köln.*) Da die Bilder zu Boisserées Baudenkmalen am Niederrhein, in denen sich das Chorfenster findet, noch nicht angefertigt waren, so muß die Abbildung wohl diejenige sein, die der Großherzog (wohl durch den Maler Fuchs) hatte machen lassen.**)

Köln nahm an Goethe so wenig weitern Antheil, daß an der Spitze des Beiblattes der kölnischen Zeitung vom 27. Mai 1822

*) Vgl. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedr. von Müller S. 43, wo Burkhardt „Kumbert" hat drucken lassen, was schon der vielkundige Reinhold Köhler verbessert hat.

**) Vgl. Boisserées Brief an Goethe vom 7. März 1832. Von Mering in seiner „Geschichte der Kuniberts- und Apostelnkirche" gedenkt einer verkleinerten Abzeichnung desselben durch Fuchs.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein „J. v. N." (er mag in seiner Dunkelheit ruhen!) unterzeichnetes Epigramm erschien, welches sich für die falschen Wanderjahre erklärte, wie sich dies schon in dem vorgesetzten Worte: Per quod quis peccat, per idem punitur et idem, aussprach.

Nach Köln war unterdessen Werner von Haxthausen als Regierungsrath gekommen, den Goethe im Sommer 1815 zu Wiesbaden kennen gelernt hatte. Dieser hatte ihm damals eine Sammlung neugriechischer Heldenlieder in Original und Uebersetzung vorgelegt und deren baldige Herausgabe versprochen.*) Da er aber nichts weiter von ihm vernahm, bat er in dem anfangs 1823 erscheinenden Hefte „Kunst und Alterthum" (IV, 1), der Freund, der ihm im Sommer 1815 jene Lieder vorgelegt, möge sie doch endlich zum Abdruck bringen. Ende März 1823 besprach sich Goethe darüber mit dem Kanzler von Müller. „Nichts ist verderblicher", äußerte er hierbei, „als sich immer feilen und bessern zu wollen, nie zum Abschluß zu kommen; das hindert alle Produktion." Damals wurde auch des kölnischen Karnevals gedacht, der in diesem Jahre zum erstenmal auf ganz neue, glänzende Weise gefeiert worden war und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Haxthausen aber wandte sich darauf an Goethe, wie wir aus dem Briefe von Therese Jakob vom 23. Mai 1824 an Kopitar ersehen**): „Goethe schreibt mir darüber [über die neugriechischen Gedichte]: „Die griechischen Gedichte hat mir Herr von H. im Jahre 1816 (?) in Wiesbaden zum Theil vorgelesen, wo ich ihn dann zur Herausgabe sehr ermunterte und Theil zu nehmen versprach. Da er mir in der Folge ganz aus dem Auge kam, rief ich ihn auf (Kunst und Alterthum IV, 168), worauf er sich wieder hören ließ, und zwar in einem Briefe, in welchem er sich ganz als Herausgeber solcher Gedichte legitimirt und qualifizirt. Auch war die Rede davon, daß sie zu Michael voriges Jahr bei Cotta herauskommen und der französischen Ausgabe den Schritt abgewinnen sollten. Jedoch dies geschah nicht und die Erklärung des Räthsels scheint mir in der Unentschlossenheit des

*) Vgl. Picks „Monatsschrift" V, 80 ff. Ikens „Leukothea" I, 263.

**) Miklosisch „über Goethes Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga" S. 56 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

werthen Mannes zu liegen; ihm schwebt zu vieles vor." Haxthausen war unterdessen nach Baiern übergesiedelt.

Als Freund Zelter im November 1823 nach Köln kam, hörte er nirgends, selbst nicht in der Singgesellschaft des Generalmajors und Stadtkommandanten von Ende, der in Köln durch seine Leutseligkeit und seine Pflege der Gartenpflanzen sehr beliebt war, irgend ein Wort von dem großen Dichter; nur mit Ernst von Schiller, den er an der Tafel des Gasthofs traf, konnte er über Goethe sprechen. Auch zu diesem war die Kunde gedrungen, daß Goethe ein junges Mädchen heiraten werde, worüber man zu Köln natürlich nur schadenfroh die Achseln zucken mochte.

Aber noch einmal sollte die Stadt Goethe nahe gebracht werden. Und wodurch anders hätte dies geschehen können als durch seinen Karneval? Wunderlich genug geschah dies von der Hochschule Bonn aus durch einen der bedeutendsten Botaniker der Neuzeit, durch Nees von Esenbeck, mit dem Goethe schon vor dessen Berufung nach Bonn in Verbindung gestanden hatte. Diese ward bald so herzlich, daß Nees schon im Juni 1820 Goethe nach Poppelsdorf bei Bonn einzuladen wagte, wo er ihm seine eben fertig gewordenen Zimmer, dem Siebengebirge gegenüber, den entstehenden botanischen Garten unter den Fenstern, anbot. Es waren dieselben, die später Kinkel bewohnte. Aber alle Lockungen konnten den alternden Dichter nicht wieder an den Rhein ziehen. Erst nach seiner im Februar 1823 überstandenen schweren Krankheit hatte es ihn wirklich gedrängt, noch einmal die Heimat zu besuchen, und diese durch die Zeitungen verbreitete Kunde hatte alle Freunde am Rheine freudig aufgeregt, aber durch den Rath der Aerzte und den Wunsch des Großherzogs war er bestimmt worden, sich auch diesmal wieder Böhmens Heilquellen zuzuwenden. „Während Euer Exzellenz in den Bädern waren", schrieb Nees im August, „verbreitete sich hier zu wiederholten Malen das Gerücht, daß Sie in Bonn angekommen seien. Auch in Köln hatte die Sage Wurzel gefaßt und mancherlei wurde zum Empfange vorbereitet. Die Studirenden hatten sich bereits Erlaubniß zu einem Fackelzug eingeholt, und man fing zuletzt an, selbst an die erwünschte Nähe zu glauben, so sehr man auch die Grundlosigkeit des Gerüchts, dessen Urheber niemand enthüllen konnte, fürchtete, ja einsah."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nees wohnte dem folgenden, zu Köln auf das glänzendste gefeierten Karneval bei. Da bei seinen dortigen Freunden die Rede auf seine Verbindung mit Goethe gekommen, ward er von einem der thätigsten Freunde des zu neuer Blüthe erstandenen Festes, dem jüngern Zanoli, Inhaber einer Eau-de-Cologne-Fabrik, der im Zuge den Helden Karneval dargestellt hatte, dringend aufgefordert die diesjährige Karnevalsliteratur, Programm, Lieder und Zettel, dem berühmten Dichter, dem klassischen Schilderer des römischen Narrenfestes, zu übersenden und ihm die Bitte zu äußern, daß er den kölnischen Karneval durch irgend eine öffentliche Erwähnung ehren möge. Nees entledigte sich dieses Auftrages auf anmuthige Weise bei Uebersendung eines herzlich glückwünschenden Dankes der von ihm als Präsidenten vertretenen leopoldinischen Akademie der Naturforscher für eine von ihrem berühmten Mitgliede empfangene Gabe. „Wie sich oft seltsam in die ernstesten und wichtigsten Beziehungen des Lebens eine lustige Person mit eindrängt, die nicht gern sieht, daß man Lust oder Schmerz zu einseitig festhalte", äußerte er, „so ging es auch diesmal, und ich will den heitern Gast nicht von der Thüre weisen, vielmehr wage ich, ihn weiter, an Euer Exzellenz zu empfehlen. Es sind die Nachklänge des kölner Karnevals, der in diesem Jahre mit ungewöhnlicher Wichtigkeit, Ernsthaftigkeit und Pracht begangen wurde. Die Idee, eine Einholung und Verlobung der Prinzessin Venezia mit unserm Karneval zu begehen, hatte sich aller Köpfe bemächtigt, ihre Reiseroute war ein wichtiger Zeitungsartikel geworden, Programme und Gedichte nährten die Einbildungskraft in gemessener Folge, und man glaubte in der That selbst zuletzt an die Zauberprinzessin, der sogar die öffentlichen Behörden huldigten, und die endlich mit dem ganzen hier verzeichneten Gefolge sammt ihrem edlen Freund in verschiedenen Aufzügen aufs anständigste und mit würdigem Ernst zu aller Freude wirklich öffentlich sichtbar wurde. Was ich hier sende, ist ein kleiner, doch, wie mich dünkt, der bessere Theil der hierher gehörigen Literatur. Sollten Euer Exzellenz in dem Studium der klassischen kölnischen Sprache noch nicht weit genug gekommen sein, um sich alles einzelne gehörig verständlich machen zu können, so bin ich bereit mit einer Interpretation zu Hülfe zu kommen. Ein Wörtchen über diesen

Karneval in ‚Kunst und Alterthum' würde die biedern Kölner sehr entzücken". Goethe erwiderte freundlich, Nees habe sich durch die übersendeten Karnevalsblätter wieder eine neue Last aufgelegt. Die Sache komme ihm sehr wichtig vor; auch habe ja schon die Haude- und Spenersche Zeitung zu Berlin ihrer mit Anstand gedacht. Wenn er schließt: „Beiliegendes Blatt empfehle daher zu geneigter Förderniß", so ist eben das betreffende Blatt der berliner Zeitung gemeint, das er beilegte. Einige Zeit später schrieb er: „Das Karnevalspacket liegt bei der Reisebibliothek, auf dessen Bearbeitung in freien Sommertagen ich mich ihm Geiste vorbereite. Sagen Sie dem Uebersender schönsten Dank und beantworten mir nur noch eine Frage. Hat man, so will es wenigstens scheinen, am Haupttage des Festes bei hellem Tageslicht Kerzen angezündet, und also die Stadt ganz widersinnig, aber dem Karnevalsgeiste gemäß, illuminirt? Ich wünsche wirklich, daß es sich so verhalte; denn der Einfall ist höchst glücklich und das römische Karneval, welcher nur am Abend seine Stümpfchen anzündet, sinnverwirrend-trefflich überboten".*) Die Reise kam diesmal gar nicht zu Stande, aber Goethe verfehlte nicht, den Wunsch der Kölner am Schlusse des neuen Heftes „über Kunst und Alterthum" (V, 1) zu erfüllen. Nachdem er der beiden ersten eben erschienenen Hefte des großen mit unendlicher Mühe unter seiner wärmsten Theilnahme so weit gediehenen boisseréeschen Domwerkes ehrenvoll gedacht hat, fährt er fort: „Es ist ein artiger, heiterer Zufall, daß in dem Augenblick, da wir von dem tüchtigsten, großartigsten Werk, das vielleicht je mit folgerechtem Kunstverstand auf Erden gegründet worden, dem Dom zu Köln, gesprochen, wir sogleich des leichtesten, flüchtigsten, augenblicklichst vorüberrauschenden Erzeugnisses einer frohen Laune, des Karnevals von Köln, mit einigen Worten zu gedenken veranlaßt sind. Warum man aber doch von beiden zugleich reden darf, ist, daß jedes, sich selbst gleich, sich in seinem Charakter organisch abschließt, ungeheuer und winzig, wenn man will; wie Elephant und Ameise, beide lebendige Wesen und in diesem Sinne nebeneinander zu betrachten, als Masse sich in die Luft erhebend, als Beweglichkeit an dem Fuße wimmelnd." Nach

*) Man hatte die Straßenlaternen bei Tage angezündet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kurzem Bericht, wie das alte Fest im Jahre 1823 sich neu gestaltet, und der Angabe des Planes für den jüngsten Karneval fährt er fort: „Sehr treffend war der Gedanke, alles in drei Tage und eigentlich auf einen zu konzentriren. Dergleichen rauschartige Freuden müssen auch als ein leichter Rausch vorübergehen. Durch freundliche Mittheilung ist uns genauste Kenntniß dieses merkwürdigen Ereignisses geworden, und wir hoffen zu guter Stunde davon ausführliche Darstellung zu geben; denn merkwürdig ist's auf alle Fälle, daß in den jetzigen Tagen ein solcher Humor sich hervorthut, den man geistreich, frei, sinnig und gemäßigt nennen kann. Alle Mitwirkende sind zu bewundern, die ersten Unternehmer, die Beitretenden, die Einstimmenden und Zuschauenden; alle Hochachtung verdienen die Zivil- und Militärbehörden, welche mit freisinniger Würde die Sache geschehen ließen, Ordnung und Zucht von Ihrer Seite befördernd, so daß dieses ganze exzentrische Wesen mit ungewöhnlicher Wichtigkeit, Ernsthaftigkeit und Pracht begangen werden konnte." Daran schließt sich fast wörtlich die Stelle aus dem Briefe von Nees: „Die Idee (hier „der Gedanke") — öffentlich sichtbar wurde." Der Schluß lautete: „Von dem sittlich-ästhetischen Werth eines Symptoms dieser Art mag künftig die Rede sein; so viel aber ist gewiß, man darf dem Fürsten Glück wünschen, unter dessen Schutz und Schirm sich etwas der Art ereignen konnte." Als er am 10. August das Heft an Nees sandte, bemerkte er: „Das Wenige, was ich vom kölner Karneval noch auf den letzten Seiten von ‚Kunst und Alterthum' sagen konnte, sei wenigstens Zeugniß einer wohlgemeinten, aufmerksamen Theilnahme. Indessen habe ich in der ‚Abendzeitung' eine Darstellung gelesen, die mich sehr befriedigte und die ich in Abschrift zu den übrigen Akten genommen. Dabei fiel mir auf, daß ich durch den ersten Eindruck mich hatte verleiten lassen, an die Schilderung eines individuellen Festes zu denken, dessen Eigenthümlichkeit man doch nur in der Gegenwart ergreifen und eine Darstellung derselben nur durch Wiederbelebung eines lebendigen Anschauens wagen und hoffen kann. Indessen danken Sie verbindlichst für die reichlich mitgetheilten Papiere. Ungenutzt sollen sie nicht bei mir liegen bleiben". Man sieht, der Dichter hatte sich vom kölnischen Karneval, wie von allem, woran er nähern Antheil nahm, ein Aktenfaszikel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angelegt. Goethe sandte später das Heft auch an Zanoli durch Vermittlung von Nees, der den 24. Oktober nach Weimar berichtete: „Das Heft von ‚Kunst und Alterthum' mit den erhebenden Zueignungsworten habe ich unverzüglich an Herrn Zanoli den Jüngern zu Köln befördert und von ihm die lebhaftesten Ausdrücke seiner Empfindung und Dankbarkeit zur Antwort erhalten, die ich Euer Exzellenz mittheilen soll. Er versichert mich, daß er und seine Freunde gerade jetzt, wo sich tiefes Nachdenken über den Gang und die Verhängnisse des nächsten Faschings vorbereite, in den köstlichen gedruckten wie geschriebenen Zeilen eine wahre Herzstärkung empfangen hätten, und ermangelt nicht, mich vertrauensvoll auf diese Tage zu sich einzuladen. Wäre Weimar nicht zu weit entlegen — ich würde diese Einladungsworte weiter laufen lassen, wo nicht an Euer Exzellenz, doch an manchen lieben Hausgenossen, der vielleicht Neigung haben könnte, die schönen Weimarischen Redouten einmal mit diesem Volksjubel zu vergleichen." Hat sich das Widmungsexemplar an Zanoli erhalten? Es sollte neben dem gleich zu nennenden Gedichte als würdigstes Ehrendiplom des kölnischen Karnevals aufbewahrt werden. Aber es scheint verflogen zu sein; wenigstens gedenkt niemand mehr dieser Auszeichnung. Zwei Tage später brachte das Beiblatt der kölnischen Zeitung die Stelle aus ‚Kunst und Alterthum' unter der Ueberschrift: „Goethe über das kölnische Karneval" mit einer W.....*) unterzeichneten Einladung, in welcher es heißt: „Die freundliche Beurtheilung unseres Volksfestes von Seiten des geistreichen Veterans der Gelehrtenrepublik rechtfertigt gewiß aufs vollkommenste den Antheil, der von allen Seiten an der frohen Feier genommen worden ist; und gewiß jeder Frohsinnige wird jetzt schon im Stillen den Wunsch hegen, auch im nächsten Karneval die Wintervergnügungen durch ein würdiges allgemeines Volksfest endigen zu sehen." Nees berichtete darauf von der Preisbewerbung zu Entwürfen für das nächste Karneval, welche von den Kölnern eröffnet worden. Den 4. Dezember meldete er, vor der Hand scheine man demjenigen Entwurf den Vorzug „zuzunicken",

*) Der Einsender war ohne Zweifel der Oberlehrer des Jesuitengymnasiums Wilmann, der sich lebhaft am Karneval betheiligte.

der auf die Darstellung der wichtigsten Thaten und Lebensereig= Don Quixotes antrage. Goethe fand in seiner Erwiderung vom 25. Januar diesen Gedanken recht glücklich. „Die Fabel mit allen ihren Figuren ist alt und allbekannt, doch in der neuen Zeit gewissermaßen verschollen und durch die Schwindeleien des Tages in Schatten gesetzt, so daß das Ganze wieder neu sein wird, wobei zu berechnen ist, daß die Gestalten, lebendig hervortretend, auf eine entschiedene Weise der Einbildungskraft für alle Zeit zu Hülfe kommen. Lassen Sie mich an dem Fernern theilnehmen!“ Doch schon fünf Tage früher hatte das Karnevalskomite den Vorschlag des Gymnasiallehrers Dr. Dilschneider angenommen (das wirkliche Ausschreiben war erst am 2. Januar erfolgt), wonach „der Kampf der Freude mit dem Leide (Kummer, Griesgram ꝛc.) und der Triumph des erstern“ zur Darstellung kommen sollte. Den 1. Februar sprach Nees Goethe sein Bedauern aus, daß der von ihm gebilligte Plan, vermuthlich wegen einer Krankheit Zanolis, aufgegeben und dafür die Idee eines Kriegszustandes und einer nachmaligen Entsetzung der Stadt aufgenommen sei, die ihm noch nicht recht klar sei. Nees wußte noch nicht, daß das Komite, wahrscheinlich auf Dilschneiders Veranlassung, sich an Goethe gewandt und diesen zum Feste eingeladen hatte. Die am 29. Januar als Beilage zur kölnischen Zeitung ausgegebene erste Nummer der „offiziellen Karnevalszeitung von Köln“ berichtete, das festordnende Komite habe es für seine Pflicht gehalten, Goethe, den Altvater der deutschen Dichtkunst in Weimar, der für die Wiedergeburt des Karnevals sein gewichtiges Wort eingelegt, unter Beilegung der Skizze des Planes durch folgendes von Gymnasiallehrer Dr. Dilschneider, dem Urheber des neuen Planes, der für diesen zum Ehrenmitglied ernannt worden, verfaßte Sonett zum Feste einzuladen:

Es nah'n des heitern Faschings bunte Tage,
Woran, der Väter schönem Brauch getreu,
So gern der Kölner, sonder Arg und Scheu,
Vergißt des Alltagslebens Sorg' und Plage.

Was auch der kalte Finsterling drob sage,
Ist dennoch sein Gerede uns nur Spreu,

Seitdem Dein Genius, stets hell und neu,
Der Welt verkündet, daß es bei uns tage.

Und daß die Freud' uns immer mehr entzücke,
Erklären wir des Griesgrams schnöder Tücke
Auf ew'ge Zeiten heuer Haß und Krieg.

An Dich nun wenden dringend wir die Bitte:
Kehr' ein bei uns, zu schauen unf're Sitte,
Dann feiern doppelt wir den schönen Sieg.

Es war ein kühner Gedanke, dem alten Dichter, der um diese Jahreszeit das Haus, meist das Zimmer hütete, eine solche Reise zuzumuthen, aber darauf hatte man auch kaum im Ernste gerechnet, man wollte ihn nur durch diese Einladung ehren und zugleich durch seinen Namen einen besondern Glanz auf das Fest werfen, was auch wirklich gelang. Schon am 3. Februar übersandte Goethe das bekannte Gedicht. Man ließ dasselbe durch einen von der Post besonders abgeordneten Boten in die am 6. stattfindende Generalversammlung bringen. Der erste Sprecher, der Rentner von Wittgenstein, verlas es, worauf ein dreimaliges jubelndes Hoch dem Dichter gebracht wurde. Ein „Extrablatt, bekannt gemacht im Auftrage des Karnevals-Comites, den 9. Februar 1825", in Quart brachte zuerst Goethes Gedicht mit einer nicht angedeuteten Zensurlücke. So erschien es denn auch in Nr. 6 der „Karnevalszeitung". Der Zeitungszensor Polizeirath Dolleschall, von dessen Weisheit und den vielen glücklichen Versuchen, ihm einen Possen zu spielen, die Zeitungsredaktionen zu erzählen wußten, hatte die Strophe:

Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Moria scherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obskuren
Derbe Lanzenkiele brach.

nicht durchgehen lassen*), und so für Köln wenigstens Goethes Wort widerlegt, keine Zensur solle ihn hindern, zu sagen, was er

*) Sonst zeigt das Blatt folgende Abweichungen von der Fassung in den Werken, wie sie sich schon in dem Weimarischen ‚Journal für Literatur, Kunst,

denke. Doch nein, auch Dolleschall vermochte dies nicht; denn nicht nur war das Gedicht vollständig in der Generalversammlung verlesen worden, sondern die unterdrückten Verse gingen von Mund zu Mund, man spielte darauf in launigen Anzeigen an, wie z. B. als „Druckfehlerberichtigung" mitgetheilt wurde, daß in den allbekannten Versen „Selbst Erasmus" nicht Maria, sondern „Moria (*Μωρία*, Narrethei)" zu lesen sei. Die Antwort wurde diesmal dem katholischen Religionslehrer am Gymnasium und Domprediger, dem bekannten Dichter Dr. Wilhelm Smets aufgetragen, der sich (es ist dies der dritte Lehrer des Jesuitengymnasiums, dem wir hier begegnen) an den Sitzungen betheiligt hatte. „Das Karnevalsfest ist vorüber", schrieb dieser am 5. März an seine Mutter, „und aus den Beilagen werden Sie mit Staunen sehen, daß ich, ein katholischer Geistlicher, darin eine sehr ehrenvolle Rolle gespielt habe; so was mag den Wienern nicht recht begreiflich scheinen. Da mich das Comite zur Antwort an Goethe aufforderte, da vermochte ich nicht dieser Einladung zu widerstehen. . . . Durch dieses Gedicht, welches sich, wie das allgemeine, von Gelehrten und Ungelehrten ausgesprochene Urtheil aussagte, neben dem goetheschen nicht unwürdig zeige, habe ich mir einen neuen großen Stein im Spielbrette der öffentlichen Meinung gewonnen." Das Gedicht wurde in der Karnevalszeitung auf der Rückseite des goetheschen mit der Bemerkung gedruckt, in der Erwiderung „von Seiten eines vaterländischen Dichters" werde der muntere Kölner seine eigenen Gefühle ausgesprochen finden. Es lautet:

An Goethe.

Griesgram, Neidhard, Störefried,
Düstere Gesellen,
Euch zum Trotze soll dies Lied
Meiner Brust entquellen.

Steht ein Sänger, weiß von Haar,
Auf dem alten Thurme,
Hehr und männlich wunderbar,
In der Zeiten Sturme.

Luxus und Mode' 1825 Nr. 13 findet: V. 3 War statt Wär', 10 das Irren statt die Thorheit, 12 Wenn man statt Wenner, 19 f. ‚Daß noch Heiterkeit im Leben Gibt besonnenem Rausch Gewinn.' Die Aenderungen rührten ohne Zweifel von Goethe selbst her, da ohne dessen Genehmigung das Journal sein Gedicht nicht gebracht haben könnte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und er schlägt die Saiten frisch,
Singet Welt und Leben:
Drob im gaukelnden Gemisch
Gnomen sich erheben.

Pustend sie zum Thurme zieh'n,
Werfen gift'ge Kuchen*),
Glover-Ritter gegen ihn
Ihre Lanz' versuchen.**)

Tiefen Schweigens bittrer Hohn
Scheuchet sie von hinnen,
Götterstark des Ruhmes Sohn
Raget von den Zinnen.

Und es naht ein neuer Troß,
Siechthum, ihn zu äffen,
Und des Todes herb Geschoß
Soll den Heros treffen.

Doch er lächelt ob der Noth,
Greift zum Zaubertranke,
Glut färbt ihm die Wangen roth
Von Champagners Ranke.***)

Und er schweigt zu jedem Drang,
Läßt kein Lied ertönen;
Das ist Pein wie Höllenzwang:
Sängers ernst Verhöhnen.†)

Da mit einmal, Tra ra ra!
Kommt ein lustig Schreiben,
Wie sie's in Colonia
Pudelnärrisch treiben,

Wie die Freude ewig jung
Sie im Geist bewahren,
Und im raschen Jubelschwung
Ernst und Scherz verpaaren.

Sieh, bedeutsam nun das Haupt
Hebt der alte Sänger,
Und die Harfe, reich umlaubt,
Schweiget nun nicht länger.

„Alter schützt vor Thorheit nicht,
Freude freut noch innig;
Spielt das lustige Gedicht,
Spielt es kurz und sinnig!"

Das war freilich treu gemeint und recht fein gemacht, aber konnte doch kaum als Dank gelten. Ein lustiger Herzensgruß der Narren aus schlichtem, weniger anspruchsvollem Munde würde den Alten mehr angemuthet haben.

*) Anspielung auf des Predigers Pustkuchen-Glanzow falsche ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre'.

**) Die in Halberstadt 1823 erschienene Schmähschrift: ‚Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Fr. Glover' ist gemeint. Ueber sie und ihren Verfasser und Verleger habe ich in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung' 1866 Nr. 7 gehandelt. Smets hielt den Verfasser noch für einen Engländer.

***) Hindeutung auf die Sage, Goethe sei von der schweren Krankheit Ende 1823 dadurch genesen, daß er wider den Rath seines Arztes Champagner getrunken. „Ranke" für „Rebe" muß die Reimnoth entschuldigen.

†) Die Strophe soll wohl auf die zurückgebliebene Schwäche deuten, die ihn am Dichten hindere.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nees berichtete am 23. Februar höchst erfreut von den in Köln verlebten Narrentagen als einem wahren Eldorado. „Wie auch hier die Begeisterung für Euer Exzellenz überall hervorleuchtete, habe ich mit herzlichster Freude gesehen. Kaum konnte ich die dülkener berittene Akademie abhalten, Euer Exzellenz ein Diplom zuzufertigen." Zanoli wolle ihm alles zusenden, doch habe er selbst auch eine Sammlung von Karnevalsschriften veranstaltet, von denen er eine Sendung am 5. März abgehen ließ. Goethe scheint den Artikel über das letzte Kölner Karneval veranlaßt zu haben, welchen das „Journal für Luxus und Mode" in Nr. 15 brachte; in ihm war das Einladesonett nebst Goethes Antwort abgedruckt, auch der größte Theil der ihm eingesandten Skizze. Der von M. De Noel verfaßte diesjährige „Karnevals-Almanach" berichtete auch über Goethes Antheil und theilte die betreffenden Gedichte, das Goethes mit der Zensurlücke, aber in den Anmerkungen auch vollständig nach dem angeführten „Journal", mit. Der Bücherzensor Direktor Grashof hatte natürlich Ulrich Huttens Kampf „mit Obskuren" nicht beanstandet. Ein hübscher Widerspruch zwischen beiden Zensoren.

Goethes Verbindung mit den kölner Karnevalsfreunden hatte hiermit schon ihr Ende erreicht, wenn er auch ihr Volksfest noch mit Antheil verfolgte. Es war nicht das erstemal, daß man ihn aufgab, nachdem man ihn zu seinem Zwecke benutzt hatte. Doch wie hätte er den kölnischen Narren grollen sollen, von denen ihm weder zu seinem Geburtstage noch zur Feier seines Jubiläums, über welches freilich das Beiblatt zur kölner Zeitung nach weimarischen Blättern ausführlich berichtete, ihm ein gutes Wort zukam! Am 24. März 1826 schrieb er an Nees: „Unsere kölner Fastnachtsfreunde kann ich diesmal nicht loben, das Programm war nicht gut erfunden und viel zu abstrakt; auch verdient der gute Gruithausen*) eine solche Behandlung nicht. Was er gesehen und

*) Franz Paula von Gruithuisen hatte sich in der Aufsehen erregenden Abhandlung: ‚Entdeckung deutlicher Spuren der Mondbewohner' zu dem seltsamen Vorschlage hinreißen lassen, riesenhafte Holzstöße als Signale für die Mondbewohner anzuzünden. Goethe war ein abgesagter Feind solcher Verhöhnungen von Männern der Wissenschaft vor der unkundigen Menge.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mittheilt, ist aller Ehre werth, und man sollte ihm die Freude lassen, es nach seiner Weise zu kommentiren und zu erklären. Ein jeder darf ja die Bemühungen des fleißigen Mannes auf eigene Weise benutzen." Goethe muß nur unvollständig vom diesjährigen Zuge unterrichtet gewesen sein. Nees klärte ihn darüber auf. „Die Basis des Festes war nicht Gruithuisen, wie man sagen hört", schreibt er, „und dieser spielt kaum in dieser Komödie die Rolle des Sokrates in den Wolken. Die eigentliche Grundlage war vielmehr die Fiktion der berittenen Mondsakademie zu Dülken, die in hiesigen Gegenden durchaus populär und in allen Stücken, mit Ausnahme des großen Mysterii, von Groß und Klein gar wohl gekannt ist. Ich selbst, als Doktor dieser Akademie und Ritter des jungen Lichts wie auch des Windmühlenordens mit den drei Flügeln, kann mit Einsicht davon reden. Dadurch nun, daß alle die vielbesprochenen Aemter und Würden unserer Akademie, ihre seit 3000 Jahren fleißig aufgezeichneten Schicksale auf Erden und im Monde, sowie insbesondere die große Gefahr, der im Jahre 1800 der Mond nur allein durch die Weisheit der Akademie und die Entschlossenheit einiger akademischen Schwestern entging, leiblich und anschaulich umgingen, erhielt dieses Karneval jene Popularität, die man an dem vorigjährigen vermißt hatte. . . . Was nun unsern Freund Gruithuisen anbelangt, so mögen die Kölner wohl geahnt haben, was Euer Exzellenz für ihn anführen: daß ein jeder die Bemühungen des fleißigen Mannes auf seine eigene Weise zu benutzen habe. Das Programm und die Karnevalszeitung hatten leider Herrn De Noel verloren und blieben hinter dem Gegenstand zurück."

Begeisterte Liebe für Goethe war bei den Kölnern, trotz seines Antheils an ihrem Dome und Karneval, am wenigsten zu finden, wie eifrig auch die berüchtigten, fast typisch gewordenen und in der Stadt selbst mit Spott und Verachtung gestraften kölner Nachdrucker hinter seinen Werken her waren*); die wenigen, die seine Größe, wenn auch nur von ferne, ahnten, hielten sich für sich.

*) Auch das Karneval strafte die Nachdrücke von Spitz durch einen neuen Verlag von „Spitz und Bub" und durch Verspottung der entsetzlichen „Druckfehler" als „Drufkehler".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Während im nahen Bonn, wie an manchen andern Orten, schon viel früher Goethes Geburtstag von einem Kreise Verehrer des einzigen Mannes gefeiert wurde, ging dieser in Köln wie ein gewöhnlicher Werkeltag vorüber. Im Jahre 1830 brachte freilich das Beiblatt der kölnischen Zeitung ein gutgemeintes, aber herzlich schwaches Gedicht zu diesem Tage, dessen Verfasser zwei Striche zur Chiffre gewählt hatte. Für den großen Dichter hatten die Bürger der heiligen Stadt weder Herz noch Sinn, nur der einzige Boisserée, für den sich in Köln keine Stelle hatte finden wollen, hing mit unverbrüchlicher liebevoller Treue an dem herrlichen Greise, dessen Schwächen er um so zarter zu schonen wußte, je wärmer er seine menschliche, dichterische und wissenschaftliche Größe bewunderte und seine häuslichen Verhältnisse kannte. Und Goethe verehrte in Boisserée einen würdigen Sohn der alten Reichsstadt, in welchem lebendige Tüchtigkeit und geistvoller Blick sich mit rheinischer Herzlichkeit paarten.

Von dem Rheine [Nees war in Folge eines verübten wunderlichen Jugend-, fast Fastnachtstreiches von dort nach Breslau versetzt worden], Köln und seiner Umgebung hörte Goethe manches durch Reisende, besonders durch Frau Schopenhauer und ihre Tochter Adele. Als diese im Frühjahr 1830 nach Unkel übersiedelten, von wo sie ihren Winteraufenthalt in Bonn nahmen, besorgte Adele, die mit ihm im Briefwechsel stand, für ihn manche Aufträge; so verschaffte sie ihm eine Zeichnung des schönen aus Italien stammenden Medusenhauptes im Museum. Wallraf war schon seit ein paar Jahren gestorben, und Boisserée kam kaum noch an Köln; König Ludwig von Baiern hatte ihn und seine Sammlung für München gewonnen. Goethe hatte den innig von ihn verehrten Kölner noch einmal im Jahre 1826 bei sich gesehen, sein herzliches Wesen genossen und sich seiner Kunsteinsicht gefreut. Sein langsam, aber vortrefflich fortschreitendes Domwerk erfreute ihn außerordentlich und daneben begannen die Vorarbeiten zu seinen „Baudenkmälern am Niederrhein", die auch mehrere Kirchen Kölns brachten. Und Strixners Lithographien der Hauptbilder der Boisseréeschen Gemäldegalerie, von denen so Schönes aus Köln stammte, gereichten ihm gleichfalls zur Freude.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mehr als fünf Jahre nach dem heitern Rufe zum lustigen Karneval sollte den Dichter eine von Köln aus ergehende Einladung zur himmlischen Seligkeit in eine ärgerliche Laune versetzen. Die Wittwe des daselbst verstorbenen Konsistorialrathes und Pfarrers J. G. Krafft, geborene Luise Vorster aus Hamm, sandte ihm die von Ch. G. Bruch und B. Jacobi herausgegebenen Predigten ihres Gatten, die zur Michaelismesse 1830 in Köln erschienen waren. Sie muß ihm hierbei scharf zugesetzt und ihn dringend gemahnt haben, sich zu bekehren und sein ewiges Heil zu bedenken. Es ist bekannt, mit welcher innigen Herzlichkeit, mit welcher rührenden Liebe er vor sieben Jahren die zarte Sorge der nie gesehenen Jugendfreundin Auguste Gräfin von Bernstorf geborene Reichsgräfin von Stolberg für sein jenseitiges Leben aufgenommen hatte: aber bei dieser scharfen Mahnung der ihm ganz fern stehenden evangelischen Pfarrerswittwe des heiligen katholischen Köln riß ihm, mochte diese auch in ihrem Kreise noch so brav und tüchtig und von frommem Glaubenseifer beseelt sein, doch die Geduld. Er rächte sich insgeheim durch die erst nach seinem Tode unter den „Invektiven" gedruckten Verse:

Wenn schönes Mädchen sorgen will
Für meine Seligkeit,
So ist ihr zartes Herzchen still
Der Liebe schon geweiht.

Doch Pfarrers Wittwe mahnt mich an
Aus ihrem Ofenwinkel:
Fürwahr, ich sehe nichts daran
Als Eitelkeit und Dünkel.

Beim Heiland möcht' ich euch nicht gern
Für die Empfehlung danken:
Gesunde kennen unsern Herrn
Weit besser als die Kranken.

Die beiden letzten Verse, welche die Worte des Heilandes an die Pharisäer und Schriftgelehrten: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken", launig wenden, deuten darauf, daß er die Gottheit reiner zu empfinden und ihr würdiger zu dienen glaube als die bei ihrer beschränkten Glaubensseligkeit anmaßlich

über ihn sich erhebende Wittwe Pfarrerin mit ihren Predigtbänden des seligen hochwürdigen Gemahls. Daß die Erwähnung des Ofenwinkels auf den Winter hinweise, ist ein verzweifelter Versuch, einen Haltpunkt zur Bestimmung der Jahreszeit zu gewinnen, in welcher diese derbe Erwiderung entstanden. Offenbar wird das schöne Mädchen, dessen Herz sich nach einem andern Herzen sehnt, in welchem ihr das volle Leben erblühe, der verlebten, keinen Anspruch an die Welt mehr erhebenden, sich hinter den Ofen verkriechenden Pfarrerswittwe entgegengesetzt, die auch von dort her ihr Schmollen nicht lassen kann, da sie keine Ahnung von der in ihm wirkenden Naturanschauung und seiner wahrhaft andächtigen Stimmung beseelt, welche ihn einmal äußern ließ, er sei ein wahrerer Christ als die, welche sich dafür ausgeben.

Die nach Köln gerichtete, aber im Pulte verschlossene Mahnung, ihn ungeschoren zu lassen, fällt kurz vor die im November ihn schrecklich treffende Kunde von dem in Italien unerwartet, aber nicht ungeahnt erfolgten Tode seines einzigen Sohnes, die auch die ihm ferner Stehenden ergreifen mußte. Bald darauf war er selbst dem Tode nahe. Die kölnische Zeitung brachte am 4. Dezember die vom 26. November datirte Nachricht, daß der Schlaganfall, der Goethe betroffen, wenig Hoffnung zur Herstellung lasse. Aber schon am 5. konnte sie des Arztes hoffnungsvollern Bericht mit der Bemerkung begleiten: „Möchten wir doch bald die Bestätigung dieser Hoffnung melden können!“ Und gleich darauf brachte sie die Aussicht baldiger Wiederherstellung. In Bonn war man tief ergriffen; Niebuhr ergoß seinen Zuhörern gegenüber den vollen Seelenschmerz über den nahe bevorstehenden Verlust des einzigen Dichters mit der ihm eigenen scharfen Leidenschaftlichkeit. Für Köln war es nur eine Zeitungsneuigkeit, daß der alte Goethe dem Tode nahe sei: und doch war unter allen, die seinen Boden betreten, keiner, der ihn so sehr geweiht hatte, wenn reine Menschheit und menschliche Durchbildung auf der Wage des Richters mehr gelten als jeder sonstige Werth.

Goethe erlebte noch das Erscheinen des Schlusses des Domwerkes und des größten Theiles der „Baudenkmäler“. Am 7. März 1832 sandte Boisserée den Schluß des Textes zum erstern und vom

andern Lieferung 7 bis 9. Aber Goethe sollte ihm seinen Dank dafür nicht mehr aussprechen können. In der Nacht vom 15 auf den 16. erkrankte er; der Beginn des Frühlings sollte Deutschlands großen Dichter und Weisen, geistig noch ungebrochen, der Erde entrücken. Es war ein seltsamer Zufall, daß die kölnische Zeitung drei Tage nach seinem Tode noch die (vom 16. datirte) Nachricht brachte: „Goethe erfreut sich seit geraumer Zeit der besten Gesundheit, . . . genießt eines ausgezeichnet glücklichen Alters." Erst am 27. las man in ihr die Kunde von dem vor fünf Tagen erfolgten Hinscheiden. Einen ehrenden Nekrolog auf Goethe brachte eine Beilage zu Nr. 92; voraus gingen ihm einige, wenn gleich nicht bedeutende Verse auf den großen Dichter, den endlich der Tod bezwungen, von dem jetzt als katholischer Pfarrer in dem großen Dorfe Hersel bei Bonn lebenden Dichter Dr. Smets. Wenn christliche Glaubenseiferer diese Gelegenheit ergriffen, um ihr vornehmes Bedauern darüber auszusprechen, daß ein so begabter Geist in starrem Unglauben dahin geschieden, so wirkt das volle Verständniß für den großen Verlust, den Deutschland in diesem Todesfall erlitten, in den Versen des katholischen Pfarrers höchst erhebend.

Als auch der in späten Jahren der rheinischen Heimat wiedergewonnene Boisserée hingeschieden war, faßte einmal die gutmütige Grille eines Verwandten den Plan, dem Dichter vor Kölns Dome ein Denkmal zu errichten. Köln war keine Stadt der Denkmäler, am wenigsten solcher, die hoher dichterischer Begabung geweiht sind. Die hehren Genien deutscher Dichtung nennt hier keine Straße, zeigt hier kein Standbild. Erst aus vollem Verständniß geht reine Verehrung eines Dichtergenius hervor, und wo beide fehlen, soll man sie durch kein Denkmal erlügen. Viel gemüthlicher war der Einfall des kölnischen Rentners Cornille, den Sohn eines hier geborenen Taglöhners Goethe auf den großen Namen Johann Wolfgang taufen zu lassen und die Mittel zu dessen voller geistigen Ausbildung bereit zu stellen. Die pfiffige Spekulation auf einen neuen Johann Wolfgang Goethe und die Ehre, dieses sehnlich erwarteten Wunderkindes Pflegevater zu sein, verdiente es, daß sie mißglückte. Wir halten uns an den einzigen Sohn der Kaiserstadt Frankfurt, dessen sich auch Köln an seinem Theile rühmen

mag; auch hier hat sein großes Herz warm geschlagen, er hat hier einige seiner herrlichsten Augenblicke gelebt, an Kölns Aufschwung redlichen Antheil genommen, seinen Dom als das Höchste der gothischen Baukunst bis zu seinem letzten Hauche verehrt, ja sogar Kölns zweites Panier, das Narrenthum, hat er eine zeitlang mit aufrecht gehalten. Und er fehlt ja auch jetzt Köln nicht ganz; in das Museum Wallraf-Richartz hat er seinen Einzug gehalten. Die Wittwe von Sulpiz Boisserée hat im Jahre 1876 diesem Goethes Bild, das der Dichter Weihnachten 1814 mit launigen Versen den „Drillingsfreunden von Köln, gegenwärtig in Heidelberg", gesandt hatte, zum Geschenk gemacht. Der damals in Weimar weilende Maler, der Schlesier Joseph Raabe hatte ihn im Geschmacke der damaligen Zeit, ein Drittel Lebensgröße, als Brustbild gemalt. Neben dem Bilde sind auch die eigenhändigen drei größern Strophen, mit denen Goethe dieses begleitet hatte, in würdiger Weise dem freien Anblicke dargeboten. Und neben Raabes Porträt sehen wir jetzt auch, Dank der Freigebigkeit eines langjährigen Wohlthäters des Museums, ein den Altmeister deutscher Dichtung günstiger darstellendes von Kolbe. Ja auch Memlings Christophorus (vgl. S. 82 f.) ist in der herrlichen Sammlung neuerer Glasgemälde, die das Museum der letztwilligen Verfügung von Melchior Boisserée verdankt, bei uns eingekehrt und mag den Beschauer an Goethes begeisterte Wonne über dieses auch ohne alle hereingetragene Mystik hochbedeutende Bild erinnern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Vor vier Jahren sprach ich gelegentlich (Goethe-Jahrbuch I, 154) die Ueberzeugung aus, daß man dem Dichter zu Liebe seinen Aeußerungen über das „Jahrmarktsfest" ein „herzhaftes ἀπιστεῖν" entgegensetzen müsse. Erich Schmidt hatte an dem „herzhaften ἀπιστεῖν" eine solche Freude, daß er in burschikosem Spotte sich desselben mehrfach bediente. Den damals in Aussicht gestellten Beweis, daß der Versuch, Goethes Aufstellung über den Charakter dieser genialen Schnurre wahr zu halten, zu den abenteuerlichsten, die aus sprudelnder Laune geflossene Dichtung arg entstellenden, seinen satirischen Witz in ein gar schlechtes Licht setzenden Deutungen führe, gedenke ich jetzt zu erbringen, nachdem ich zunächst meine Ansicht über die Entstehungszeit des „Jahrmarkts" Scherer gegenüber begründet habe.

Die erste Erwähnung des „Jahrmarkts" findet sich in einem Briefe von Karoline Flachsland an Herder (Aus Herders Nachlaß III, 489, Brief 129). Die damals gegen Goethe verstimmte, wider Merck erbitterte Freundin Leuchsenrings, des sich hinter die Frauen steckenden Apostels der Empfindsamkeit, berichtet ihrem in nächster Zeit erwarteten Bräutigam: „Junker Berlichingen erwartet dich in Frankfurt am Main und kommt vielleicht mit dir hierher. Merck hat ihn auch schon gegen Leuchsenring gestimmt, und er hat neulich einen Jahrmarkt in Versen hieher geschickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und Leuchsenrings Person darin aufzuführen. Die ganze Geschichte ist mir für diesmal recht fatal." Das hier Berichtete muß Karoline von Merck gehört haben, da sie damals nicht in brieflicher Verbindung mit Goethe stand. Ich habe den Brief „anfangs April" gesetzt; auf ihn folgen in meiner nach einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abschrift gemachten Ausgabe*) unter derselben Zeitbezeichnung zwei Briefe Herders, dann ein weiterer vom 10. April. Scherer schreibt (Frühzeit S. 37): „Mercks Geburtstag fällt auf den elften April. So mochte Goethe sein Geburtstagsgeschenk etwas früher an den ‚Kaiser Ahasverus' schicken"; denn den Kaiser Ahasverus, vor dem Haman im „Jahrmarktsfeste" mit „Verdruß und Klag'" an dessen Geburtstag erscheint, deutet Scherer auf Merck. Schröer hat dies unbedenklich angenommen. Wir wollen keinen Werth darauf legen, daß Karoline nicht von Mercks Geburtstag spricht, was sie wohl gethan haben würde, hätte Goethe die Verse zu diesem geschickt, aber aus der Vergleichung der Briefe hätte Scherer leicht ersehen können (und er durfte sich einer solchen Untersuchung nicht entziehen), daß seine Aufstellung unmöglich ist. Wann ist der Brief geschrieben? Schon aus der Nachschrift: „Der Markgraf und die Markgräfin von Durlach kommen mit ihren Prinzen nach Ostern", ergiebt sich, daß dies vor Ostern geschehen, das im Jahre 1773 gerade auf Mercks Geburtstag, den 11. April, fiel. Ist nun der Brief spätestens in die Woche vor Ostern zu setzen und der „Jahrmarkt in Versen" von Goethe „neulich", also wenigstens mehrere Tage vorher, geschickt worden, so kann er unmöglich ein Geschenk zu Mercks Geburtstag, dem 11. April, gewesen sein. Wir bemerkten bereits, daß Herder im April vor dem 10. (einem Sonnabend) zwei Briefe an Karoline sandte. Da er wöchentlich höchstens zweimal schrieb, Mittwochs und Sonnabends, so würde der zweite dieser Briefe frühestens Mittwoch den 7., der erste Sonnabend den 3. geschrieben sein. Dieser Brief (Nr. 130), der jedenfalls nicht vor dem 3., höchstwahrscheinlich gerade an diesem geschrieben wurde, ist die Antwort auf den in Rede stehenden Brief (Nr. 129); denn die Anfangsworte: „Hier

*) Ich habe ausdrücklich angegeben, welche Briefe ich nach einer bloßen Abschrift gegeben; dennoch ist mir mehrfach die Auslassung von Stellen, die nicht in meiner Abschrift standen, vorgeworfen worden, da doch jeder überzeugt sein mußte, daß ich jene Stellen nicht weggelassen haben würde. Auch in der Angabe der fehlenden Datirungen war ich auf diese angewiesen, da dem Anfertiger der Abschriften (bei dem dritten Bande Regierungsrath Emil Gottfried von Herder) äußere Haltpunkte zur Bestimmung der Zeit der Briefe vorliegen konnten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben Sie auch einen Brief, liebste Lina", beziehen sich auf Karolinens Sendung des von Leuchsenring im vorhergegangenen Jahre an Merck gerichteten Schreibens, die mit 129 erfolgte. Demnach ist 129 frühestens Mittwoch den 31. März geschrieben, und wenn Karoline in diesem sagt, neulich habe Goethe einen Jahrmarkt in Versen nach Darmstadt geschickt, so muß dies im letzten Drittel des März geschehen sein. Der „Ende März" gesetzte Brief Karolinens Nr. 128 ergibt sich als Antwort auf den herderschen vom 24. März (Nr. 127), und ist deshalb Sonnabend den 27. geschrieben. Karoline hörte in der Zeit vom 27. bis zum 30. von Goethes Sendung an Merck, wahrscheinlich Sonntag den 28. bei einem Besuche Mercks. Demnach gehört Goethes Sendung des „Jahrmarkts in Versen" in die erste Frühlingswoche (vom 21. bis zum 27. März).

Kann aber dieser von Scherer drei Wochen zu früh gesetzte „Jahrmarkt" unser „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" sein? Scherer erklärte dies ohne weiteres für „unzweifelhaft" (Frühzeit S. 25). Wilmanns, der (Preußische Jahrbücher XLII, Juliheft) außer der bisherigen Deutung des Mardochai auf Leuchsenring noch manche andere Personen mehr oder weniger sicher entdeckt zu haben glaubte, mußte gestehen, daß dies nach seiner Deutung nicht der Fall sei, weshalb er zu der Annahme sich verirrte, der „Jahrmarkt in Versen" sei „Pater Brey", was schon nach dem, was wir über die Entstehungszeit desselben wissen, unmöglich ist; aber auch nach den Worten Karolinens, da Leuchsenring nach der Deutung von Wilmanns eben so wenig persönlich auftritt als die gleichfalls unter Masken erscheinenden Freunde Merck und Herder, oder wenn man das „Aufführen der Person" dem Sinne des Ausdrucks zuwider im weitern Sinne fassen wollte, die Personen aller drei Freunde „darin aufgeführt" würden. Scherer aber rühmt sich (Goethe-Jahrbuch I, 115), nach seiner berichtigenden und ergänzenden Erklärung treffe Karolinens Aeußerung vollkommen zu, da Leuchsenring als Mardochai vorkomme und dem Freunde Merck in der Person des Ahasverus die Cour gemacht werde. Aber sehen wir einstweilen von der Richtigkeit dieser Deutung ab; selbst nach dieser würde hier Leuchsenrings Person nicht aufgeführt, wie Karo-

line sagt, wenn dieser auch unter der Maske steckte, und wollte man dies behaupten, so würde dies ganz in derselben Weise von Mercks Ahasverus gelten, von dem Karoline sagt, ihm werde die Cour gemacht. Aber wie konnte Karoline im Ernste sagen, Goethe mache Merck als Ahasverus die Cour, da dieser hier, immer Scherers Mißdeutung als richtig angenommen, in nichts weniger als vortheilhaftem Licht erscheint. Was thut denn Scherers Ahasverus-Merck? Auf Hamans Fluch, wollte sich der arme Schelmen- (oder Schöpfen-) haufe, der noch zu unserm Herrgott laufe, nicht zum Unglauben bekehren, „so sollen sie alle Teufel zerreißen", erwidert er trocken: „Insofern ist mirs einerlei"; er will sie ruhig dem Teufel überlassen, sich nicht darum kümmern.

Doch brauchts all*), dünkt mich, nicht's Geschrei.
Laßt sie am Sonnenlicht sich vergnügen,
Fleißig bei ihren Weibern liegen,
Damit wir tapfre**) Kinder kriegen.

Und auf Hamans Bekenntniß, nur die Vernunft solle sie führen, „ihr himmlisch klares Angesicht", entgegnet er spottend:

Hat auch dafür keine Waden nicht.
Wollens ein andermal besehen.
Beliebt mir jetzt zu Bett zu gehen.

Wie hätte Karoline meinen können, mit diesem Kaiser, der gern in Ruhe gelassen sein will, nur auf sinnlichen Genuß denkt, der im zweiten Akt als „Königssau" und „Schwein" bezeichnet wird,

*) „All" im volkstümlichen Gebrauch im Sinne von „eben".

**) Mommsen (bei Scherer) vermuthet „tapfer" im Sinne von „tüchtig". Aber „tapfer" scheint auf die Soldaten zu gehen, die der Kaiser gut brauchen kann, wobei der Spott auf den Soldatenverkauf deutscher Fürsten zu Grunde liegen mag. Bei „tapfer" würde man auch für „wir" lieber „sie" lesen. Daß Ahasverus wirklich an Soldatenverkauf denkt, beweist Hamans Antwort, so etwas leide kein Prophet; denn Haman stellt sich als Prophet der Vernunft dar. Ich verstehe nicht, wie Scherer (Frühzeit S. 39) die Worte: „Das leidt sein Lebtag kein Prophet!" auf die Indiskretion beziehen möchte, mit welcher Leuchsenring, dessen doch bis dahin noch gar nicht gedacht ist, sich eingemischt habe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

habe Goethe Merck „die Cour machen" wollen. Eine saubere Cour! Und woher wäre Karolinen die Einsicht gekommen, unter Mardochai sei Leuchsenring gemeint? Mußte sie dann nicht auch Esther für Mercks Gattin nehmen und über die schmähliche Darstellung derselben empört sein? Auch spricht entschieden gegen die Deutung Mardochais auf Leuchsenring der rohe, gemeine Ausdruck, den ihm Goethe zugleich mit dem Bekenntnisse giebt, daß es bei seinem Kapern nicht ganz rein zugehe, da beides auf das schärfste dem weichen, empfindsamen, schwärmerischen Tone Leuchsenrings widerspricht. Haman soll nach Scherer Herr von Laroche sein. Aber was hat dieser Freidenker, der freilich von unversöhnlichem Haß gegen das Pfaffenthum und von bitterm Widerwillen gegen alle Empfindsamkeit erfüllt war, mit dem leidenschaftlichen Christenverfolger Haman zu thun? Sah er ja vielmehr in verständiger Aufklärung das einzige Mittel zur Bekämpfung des herrschenden Aberglaubens

Hier zeigt sich gerade die leidige Folge des durchaus irrigen Verfahrens der neuern Deuter, die, statt auf den eigentlichen Kern der Dichtung einzugehen, an die einzelnen Personen sich halten, über der Frage, wer mit ihnen gemeint sei, die Hauptsache, die dichterische Entwicklung, übersehen. Will man ja auch Wilhelm Meisters Lehrjahre literarisch deuten! Fragen wir, was wollte Goethe mit den beiden Akten des Stückes auf der Bühne des Marktschreiers? Dieser selbst bemerkt, das „treffliche Trauerstück", die „Historia von Esther in Drama", sei „nach der neuesten Art, Zähnklapp und Grausen gepaart"*). Es galt eine übermüthige parodische Darstellung der biblischen Geschichte gegenüber dem feinen ergreifenden Drama von Racine. Die Hauptpersonen waren in der Geschichte gegeben; sie sollten nur alle ins Rohe und Lächerliche im schärfsten Gegensatze zur französischen Eleganz gezogen werden. Daß dabei einzelne Züge von den empfindsamen Separatisten und von den Aufklärern hergenommen wurden, war sehr natürlich, ohne daß deshalb bestimmte Personen vorschweben müssen, denen freilich einzelnes zum Theil entspricht, aber kein einzelner

*) Auffallend steht hier dem Reim zu Liebe „gepaart", da Zähnklappen und Grausen die Folge desselben Schreckens sind, den das Stück erregen soll.

ist gemeint, alle Personen sind frei ins Barocke gezeichnet. Daß das ganze Stück Zähnklappen und Grausen hervorbringen solle, ist nicht ernst zu nehmen, so wenig als beim zweiten Akt, von dem Hanswurst verspricht, es sollten den Zuschauern Thränen in die Augen kommen. Dem Dichter genügen hier die beiden ersten Akte; wie das Stück enden wird, konnte dem Bibelkundigen nicht zweifelhaft sein, aber Goethe läßt es gelegentlich durch den Amtmann verkünden, und schon der gleich am Anfange auf der Bühne sichtbare Galgen deutet darauf.

Wir sahen, daß Karolinens Aeußerung über den von Goethe gesandten „Jahrmarkt in Versen" trotz der von Scherer versuchten Deutung der beiden Akte des Dramas Esther nicht auf unser „Jahrmarksfest in Plundersweilern" paßt. Demnach muß er von diesem verschieden gewesen sein. Wir denken uns den „Jahrmarkt" viel kürzer, vielleicht eingeleitet durch Verse an Merck. Neben andern auf einen Jahrmarkt gangbaren Personen trat wohl Leuchsenring als Tiroler auf wegen seiner „Briefe und Bänder" bedeutender Personen, die er als Heiligthümer vorzeigte. Herder sagt von ihm, er trödele mit den Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern. Seine Einführung muß so bezeichnend gewesen sein, daß man die persönliche Beziehung nicht verkennen konnte. Ob außer ihm noch andere persönliche Beziehungen unter den Jahrmarktsmasken sich gefunden, können wir nicht errathen, Leuchsenring muß aber jedenfalls am ausgeführtesten gewesen sein. Diesen ursprünglichen „Jahrmarkt in Versen" wird Goethe später weiter ausgeführt, ja vielleicht völlig umgestaltet haben. Neuerdings hat Wilmanns auf diese Möglichkeit hingewiesen, und ich selbst habe in meinem Leben Goethes, wie schon lange vorher*), das „Jahrmarksfest zu Plundersweilern" als vom „Jahrmarkt" verschieden erklärt. Dafür spricht auch, daß Goethe als Frau von Laroche im Sommer 1773 ihn um den „Jahrmarkt" bat, von dem sie durch Merck erfahren haben mochte, ablehnend erwiderte (am 11. Juli): „Meinen ‚Jahrmarkt' halt' ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen und Ihnen viel zu erzählen." Wir möchten glauben, die

*) Vgl. meine „Neuen Goethestudien" (1860) S. 36, wo ich in dem ältern „Jahrmarkt" einen Streit zwischen einem feinen empfindsamen Schleicher und einem derben Geradeaus vermuthet habe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weigerung sei deshalb erfolgt, weil er das Gedicht zu erweitern beabsichtigte. Bald darauf kam Frau von Laroche mit ihrer ältesten Tochter auf acht Tage nach Frankfurt, aber daß Goethe, obgleich er damals sehr viel mit ihr verkehrte, ihr den „Jahrmarkt" vorgelesen, glauben wir deshalb bezweifeln zu müssen, weil er dies auch nicht that, als Fritz Jacobis Gattin, die einige Zeit später mit dessen Halbschwester Charlotte in Frankfurt verweilte und mit Goethe sehr vertraut war, die lustige Dichtung nicht hörte, ebenso wenig Jacobis angeheiratete Tante, Johanna Fahlmer, die seit dem vorigen Herbste mit ihrer Mutter in Frankfurt wohnte und viel mit Goethe verkehrte. Jenen Freundinnen versprach er, als Johanna sie im Herbste zu längerm Aufenthalt nach Düsseldorf begleitete, die Sendung des „Jahrmarktes". Dies dürfte darauf deuten, daß er die Dichtung auch damals noch nicht für fertig hielt, sondern sie weiter ausführen wollte. Johanna, das „liebe Täntchen", scheint ihn von Düsseldorf aus daran gemahnt zu haben. Am 18. Oktober antwortete Goethe: „Mit meiner Autorschaft stehts windig. Gearbeitet hab' ich, aber nichts zu Stande gebracht. Den ‚Jahrmarkt' sollen Sie haben, aufs Wort, ihn nicht aus der Hand zu geben, noch — Ich brauche keine Konditionen mit Ihnen." Daß es sich nicht um die Abschrift eines den Freundinnen schon aus einer Vorlesung bekannten Gedichtes handle, zeigt ihre Aufnahme des „Jahrmarkts", den Goethe erst mit dem zweitfolgenden Briefe sandte, dem er auch Muster von Kleiderstoffen beilegte. Am 31. schrieb er an Johanna: „Daß unsere Expedition schnell gehe zu beiderseitiger Ergötzung, folgt hier das Schönbartsspiel und die Läppchen." Auf diese Sendung bezieht sich die sechs Tage spätere Aeußerung von Jacobis Gattin: „Das geschenkte Drama ist sehr wohl angebracht. Täntchen [Johanna] macht ein saures Gedicht, indem sie dieses schreibt; sie spricht, es sei gemauset [weil manches nicht gehörig ausgeführt, nur angedeutet war]. Allein das thut nichts dazu; Ihre Venusrede darin hat mich nach Würden ergötzt; und ich danke Ihnen recht sehr für dieses Vergnügen. ‚Orgelum Orgeley, Dudeldumdey' haben wir gestern einigemal angestimmt. Ergo!*)

*) Das den aus den Vordersätzen gefolgerten Schluß einführende lateinische Ergo liebte wohl Goethe in launiger Unterhaltung, weshalb Betti sich hier desselben scherzhaft bediente.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Scherer (Goethe-Jahrbuch I, 86) meint der „Venusrede" wegen, Goethe habe gleichzeitig auch „Künstlers Erdewallen" oder etwas ähnliches gesandt: aber die Bezeichnung des „Jahrmarktsfestes" als Drama ist nach dem Gebrauch der Zeit, die sogar eine einzige Szene also nannte (vgl. „des Künstlers Vergötterung" in den „Briefen Goethes an Frau von Laroche" S. 55.), und seine „Venusrede" konnte Betti doch in dem unvergleichlichen Wohllaut, in dem frischen Flusse und der treffenden Bezeichnung des lustigen Stückes finden. Auch ist es sehr unwahrscheinlich, daß Goethe damals etwas anderes Dramatisches geschickt habe, als das, was der Brief ausdrücklich nennt. Jacobi schreibt gleich nach der Ankunft des Packets an Wieland: „Ich wollte, ich könnte Ihnen eine allerliebste Schnurre mittheilen, die dieser wunderbare Kopf [Goethe] ausgeheckt hat; sie heißt ‚der Jahrmarkt zu Plundersweilern'." Dieser würde, hätte das Packet auch „Künstlers Erdewallen" enthalten, dessen wohl eher als dieser Schnurre gedacht haben. Und wir werden gleich sehen, daß „Künstlers Erdewallen" erst dem folgenden Jahre angehört. Goethe schenkte im Frühjahr 1774 das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" und „Pater Brey" unter der Bezeichnung „Neueröffnetes moralisch-politisches*) Puppenspiel" seinem in Gießen studirenden jungen Freunde Klinger, mit der Erlaubniß, damit anzufangen, was er wolle, auch sie herauszugeben. Prof. Höpfner, bei dem er wohnte, bot sie Nicolai an. „Wollten Sie," schreibt dieser (bei Rieger S. 26), „noch Possenspiele von Goethe verlegen? Es sind keine persönliche Satiren darin. Goethens Name ist statt alles Lobes. Ein Freund von Goethe, der bei uns studirt, besitzt das

*) Moralisch- und politisch, sittlich und praktisch; denn politisch deutet auf die im Leben sich bewährende Klugheit, wie seit Christian Weise (1642—1708) eine Masse Schriften erschienen, die im Titel den Namen politisch führten, so „der politische Redner", „der politische Näscher". Vgl. Goedekes Grundriß I, 523 f. Gar nicht hierher gehört die von Schröer angeführte Politica dramatica (die Politik dramatisirt) von Mitternacht. Die Bezeichnung ist eben so launig zu nehmen, wie das aus Horaz vorgesetzte Motto: Et prodesse volunt et delectare poëtae, und die Vignette einer Violine mit Bogen. Dem Dichter war es nur um eine heitere, anspruchslose Abschilderung des Lebens zu thun.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Manuscript als Geschenk des Verfassers. Das Ganze ist 5 bis 6 Bogen stark." Die Betheurung, daß keine Satiren darin seien, kann wenigstens nicht beweisen, daß das „Jahrmarktsfest" ohne persönliche Beziehung sei, da wir dies von dem andern Stücke, „Pater Brey", bestimmt wissen; freilich müssen die Beziehungen eben so wenig, wie in diesem Stücke, allgemein verständlich gewesen sein; sonst würde Höpfner sich gehütet haben, sich in dieser Weise zu verbürgen. Da Nicolais Antwort sich verzögerte, drängte Höpfner am 14. Juli; zugleich meldete er: „Die Goetheschen Manuscripte wachsen wie ein Schneeball. Ich habe wieder ein kleines Drama [„Künstlers Erdewallen"] und einen ‚Prolog', zusammen drei Bogen, von ihm erhalten." Alle vier Stücke zusammen nehmen im ersten Drucke nur 6 Bogen ein. Nicolai lehnte, noch ehe Höpfners wiederholte Frage eintraf, den Verlag „einiger Possenspiele" Goethes ab. Nicht gern möchte er an solchen persönlichen Satiren auf irgend eine Art theilnehmen, schrieb er; er müsse gestehen, daß er sie gar nicht billige. „Gelehrte müssen sich in Acht nehmen, dem Namen eines Gelehrten, auf den die Weltleute ohne dies mit Verachtung schauen, nicht zu schaden.... Das ungezogene Spotten geht itzt ohne dies schon, besonders in den ‚Frankfurter Anzeigen' und in dem ‚Wandsbecker Boten', zu weit." So wenig traute er der Versicherung Höpfners, es seien keine Satiren darin, da ihm Goethes Farze gegen Wieland und der „Prolog zu Bahrdt" im Sinne lagen. Auch gegen Merck muß sich Nicolai über Goethes Pasquillen erklärt haben. Darauf bezieht sich dessen Antwort: „Keine Pasquillen sollen Sie weiter nicht von ihm sehn.... Die Pasquinaden, die er gemacht hat [es können nur die von Höpfner angebotenen Possenspiele gemeint sein], sind aus unserm Zirkel in Darmstadt, und alle Personen sind gottlob so unberühmt und unbedeutend, daß sie niemand erkennen würde." Auch Scherer muß annehmen, daß Merck damit nicht strenge die Wahrheit sage (Frühzeit S. 42), doch er spiele dabei den Diplomaten, besonders da Nicolai in dem „Jahrmarktsfeste" vielleicht als Bauer kritische Besen verkaufe. Wir wissen nicht, ob Merck bekannt war, daß das „Puppenspiel" einen Verleger an Weygand gefunden; aber durch Unwahrheit Goethe für die Vergangenheit zu vertheidigen konnte ihm den wider

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wieland und Bahrdt erschienenen Spottschriften gegenüber kaum einfallen; er will diesen nur gegen den Vorwurf der Böswilligkeit in Schutz nehmen und die Pasquinaden als Gesellschaftsscherze entschuldigen, deren Entstehung er kenne, und so bezieht er sie alle auf Darmstadt. Dabei mögen ihm besonders „Pater Brey" und der „Jahrmarkt in Versen", vielleicht auch das „Concerto drammatico" vorschweben; am wenigsten folgt daraus, daß alle Figuren der Puppenspiele auf bestimmte Personen des darmstädtischen Kreises gehen, was selbst die kühnste Deutung bisher nicht zu behaupten gewagt. In nicht geringem Widerspruche mit Mercks Ausspruch, den die neuere Deutung, soweit er ihr günstig ist, für sich verwerthet, während sie das ihr Widersprechende einfach zur Seite läßt, steht Goethes eigene Aeußerung aus dem Jahre 1813 im dreizehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung". Dort heißt es, nach der Dichtung von „Werthers Leiden", die mit einem schon 1809 im Schema sich findenden Irrthum in das Jahr 1772 gesetzt wird, habe ihn von der Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Lust zu dramatisiren abgehalten, die „über jene Gesellschaft gekommen". Lassen wir die Richtigkeit dieser Behauptung hier auf sich beruhen, wer ist unter „jener Gesellschaft" gemeint, die gleich darauf „jene produktive Gesellschaft", weiter unten „jene Sozietät" genannt wird? Es ist der frankfurter Kreis, nicht der darmstädtische, dessen in diesem ganzen mit dem Besuche in Thalehrenbreitstein beginnenden Buche noch nicht gedacht ist, obgleich es auch von der Anwesenheit Mercks und seiner Familie in Frankfurt berichtet; es ist dieselbe kleine Gesellschaft, deren genialtolle Lebensart im fünfzehnten Buche bei der Anwesenheit von Salis erwähnt wird. Freilich ist derselben vorher nicht genauer gedacht, nur schwebt sie bei den „jüngern Freunden" vor, denen er „Werthers Leiden" vorgelesen. Auch bei Klopstocks Anwesenheit spricht er von sich und seinen Freunden. Die bedeutendsten Mitglieder derselben waren Horn, Riese, Crespel, Kayser und Klinger. Die genauere Bekanntschaft des letztern machte Goethe im Winter 1772/73; Klingers Zimmerchen im Rittersgäßchen war Sonnabends der Schauplatz ihrer lustigen Versammlungen. Wie es mit jener Lust zu dramatisiren sich verhalten, setzt Goethe an der bezeichneten Stelle auseinander, und er leitet dann „kleine

Produktionen“ davon her, die man belebte Sinngedichte nennen könnte; sie seien „ohne Schärfe und Spitzen, aber mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet“ gewesen. Man habe Gegenstände, Begebenheiten, Personen an und für sich, sowie in allen Verhältnissen bestehen lassen, nur sie deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden gesucht; das Urtheil darüber, billigend oder mißbilligend, habe sich vor den Augen des Beschauers in lebendigen Formen bewegen sollen. Dieser Art sind wirklich einige kleinere Gedichte, auf die Goethe weiter unten deutet, aber er schreibt sie irrig den „gemischten“ Gedichten zu; auch erschienen sie erst später, in der dritten Ausgabe der Werke. Zuerst nennt er die Gedichte in dramatischer Form. „Das ‚Jahrmarktsfest‘ ist ein solches [belebtes] Sinngedicht“, fährt er fort, „oder vielmehr eine Sammlung von Epigrammen.“ Zur Erklärung fügt er hinzu: „Unter allen dort auftretenden Masken [das Stück heißt ja „ein Schönbartsspiel“, wie Goethe auch noch später Schönbart, das man schon damals statt Schembart sagte, für Maske gebraucht] sind wirkliche, in jener Sozietät lebende Glieder oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den meisten verborgen; alle lachten und wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten.“ Demnach würden wir meist frankfurter Persönlichkeiten und solche, die mit dem frankfurter Kreise in Verbindung standen, hier zu suchen haben. Aber die bisherigen Deutungsversuche stehen hiermit in entschiedenem Widerspruche, da unter den entlarvten Masken, alle noch so großen Wagnisse zugegeben, nur die meist kaum angedeuteten zuschauenden Honoratioren auf Frankfurter gehen, keiner seiner jüngern Landsleute sich findet, die man vor allen erwarten müßte, dagegen er selbst, von dem in jener Aeußerung gar keine Rede ist, und der Spott geht meist auf literarische, nicht auf persönliche Verhältnisse, ja die ganze Charakteristik, die Sinngedichte seien ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattete belebte Bilder gewesen, paßt gar nicht. Es begegnet hier Scherer dasselbe, was auch sonst zuweilen, seine Behauptung widerstreitet geradezu dem Zeugnisse, von dem er ausgeht. Wenn Goethe seinen belebten Sinngedichten Schärfe und Spitzen abspricht, so sitzt nach Scherer „die

höchste, bewunderungswürdige Kraft in den literarisch-satirischen Beziehungen". Goethes eigene Behauptung, in diesen belebten Epigrammen hätten die eigensten Eigenheiten von wirklichen Personen des frankfurter Kreises und der mit ihm Verbundenen zum Scherze gedient, läßt sich der Dichtung selbst gegenüber nicht halten. Solche Eigenheiten erscheinen so wenig in lebendiger Auffassung und Darstellung, daß die meisten Masken nur ins Leben gesetzte typische Ausprägungen des bestimmten allgemeinen Charakters sind, so der Tiroler, die Tirolerin, der Besenbinder, der Nürnberger, das Pfefferkuchmädchen, Marmotte, der Schweinemezger, der Ochsenhändler, der Wagenschmeermann, in denen sich auch nicht der allergeringste individuelle persönliche Zug findet, so daß der Deuter, statt die betreffende Beziehung darin nachzuweisen, sich begnügen muß, ihnen einen Zettel mit das ist in die Hand zu geben, damit sie die von ihm gewollte Person darstellen. Scherer behauptet sogar, oft finde sich „schlagende Charakteristik durch eine einzige Zeile". Ich erinnere mich, daß Geheimerath Brügemann von Berlin auf der Philologenversammlung zu Frankfurt in seiner leichtfertigen Weise einmal behauptete, es hätten sich lateinische Dichtungen aus dem Zeitalter der Zwölftafelgesetze erhalten, die sich mit dem Nibelungenliede vergleichen ließen: als aber Prof. Rudolf von Raumer bemerkte, es würde ihm sehr interessant sein, durch den geehrten Herrn Redner diese kennen zu lernen, mußte er gestehen, freilich könne er nicht solche lateinische Gedichte nachweisen. Wie fern wir auch sind, jenen berliner Geheimerath von sehr beschränktem und oberflächlichem Wissen mit Scherers gründlicher Gelehrsamkeit und lebendiger Anschauung irgend in Vergleich zu stellen, so möchten wir ihn doch um ein Beispiel einer solchen schlagenden einzeiligen Charakteristik bitten. Wie sehr er sich auch mit Aufwendung aller literarischen Kenntniß und allen Scharfsinns bemüht hat, Stützpunkte für seine persönliche Ausdeutung zu finden, ich suche vergebens nach einem solchen Beispiel schlagender Charakteristik. Oder liegt etwa in dem Worte, welches das den Kram anstaunende Milchmädchen dem Zigeunerhauptmann erwidert: „Man sieht sich an den sieben Sachen blind", eine schlagende Charakteristik des „Geschmackes an kraftloser Sentimentalität", der Karoline Flachsland zugeschrieben wird. Ganz

erstaunlich wäre es doch, wenn Goethe bei dem Bestreben, in den Masken persönliche Charakterzüge anzubringen, so gar unglücklich gewesen, daß dies ihm auch in keinem einzigen Falle wirklich gelungen wäre. Auf den Gedanken, in allen Jahrmarktsfiguren Beziehungen auf persönliche Bekannte anzubringen, konnte dieser überhaupt nicht kommen, da ein solcher, völlig unkünstlerischer Plan ihn an der glücklichen Zeichnung eines belebten Bildes des Jahmarktstreibens hindern, ihm beschwerliche Fesseln anlegen mußte. Scherer hat nicht verkannt, daß dem Dichter hier ein solches Bild „von Anfang bis zu Ende interessant und komisch“ gelungen; es ist eine geniale Humoreske, die nicht durch die Absicht, immer ein Janusgesicht zu zeigen, zugleich die typische Maske und eine individuelle Person, beengt werden konnte. Wenn Goethes Aeußerung nicht allein Scherers Deutung, sondern auch der Dichtung selbst widerspricht, so muß sie auf Irrthum beruhen, der sich aus der Abblassung seiner Erinnerung erklärt. Die Aeußerung, daß diese Schnurre ein solches belebtes Sinngedicht sei, könnte man Goethe zugeben, aber unmöglich das daran sich schließende „oder vielmehr eine Sammlung solcher Epigramme“. Man halte sich nur recht vor, was dieser Ausdruck besagt, wonach durch das Ganze kein dramatischer Faden gehen, nur einzelne für sich bestehende Epigramme mit einander verbunden sein würden, um die Unmöglichkeit der Annahme einer solchen Komposition (in der eigentlichen materiellen Bedeutung dieses von Goethe mehrfach bespotteten Ausdrucks) zu erkennen. Wir halten es nicht für unmöglich, daß die ganze Stelle „oder vielmehr ... zum Scherze dienten“ einer der manchen bei der Durchsicht gemachten Zusätze ist; wenigstens würde auch der Zusammenhang durch diese Annahme gewinnen. Aber wenn Goethe auch ursprünglich so geschrieben hatte, wie leicht konnte er darin irren, da die ursprüngliche Gestalt des „Jahrmarktsfestes“ ihm damals jedenfalls nicht mehr vorlag, er auch der erweiterten Fassung von 1778, die schon in die erste Ausgabe der Werke übergegangen war, kaum noch ganz genau sich erinnert oder sie zu diesem Zwecke angesehen haben dürfte. Einen ganz ähnlichen Irrthum habe ich Goethe-Jahrbuch V, 338 ff. in den „Jahr- und Tagesheften“ unter dem Jahre 1802 in Bezug auf das „Stiftungslied“ nachgewiesen, von dem es dort heißt, die Gesellschaftsglieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hätten sich darin unter leichten Masken verhüllt gar wohl erkennen können. In dem am Anfange bezeichneten Aufsatze ist der Nachweis geliefert, daß manche Aeußerungen, die Goethe über seine eigenen Werke in „Wahrheit und Dichtung" gethan, den vorliegenden Thatsachen widersprechen; davon ist nichts abzudingen, weder durch Verschweigen noch durch Verdrehen der einfachen Sachlage. Ein solcher Irrthum in Bezug auf eine vierzig Jahre vorher fallende Dichtung ist doch sicher keineswegs unglaublich: die Erinnerung war getrübt und dem Dichter hatte sich eine andere Vorstellung vom Charakter jener Schnurre untergeschoben, die er frei ausführte.

Doch wenden wir uns zu dem Nachweise der Willkürlichkeit und Haltlosigkeit der einzelnen von neuern Forschern vorgebrachten persönlichen Deutungen. Den Spuren von Wilmanns und Scherer ist Richard Maria Werner (Goethe-Jahrbuch I, 174—185) entschlossen nachgegangen, der es leicht hatte, aus noch unbenutzten Schriften des Vielschreibers Schmid und den erfurtischen gelehrten Zeitungen manche Anspielungen herauszufinden, an welche freilich nur der glauben kann, der überall bei der entferntesten schattenhaften Aehnlichkeit handgreifliche Beziehungen zu sehen vermag. Weil der Marktschreier bemerkt, sie hüteten sich in ihrer Tragödie vor Zoten und Flüchen, seit der Landkatechismus in einer Nacht die Gegend sittlich gemacht habe, und jener Schmid in einer Beurtheilung dem goetheschen „Briefe des Pastors zu ***" dieselbe „Naivetät und Treuherzigkeit" zuschreibe, die im „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" so sehr gefallen habe, ist das „Jahrmarktsfest" erst nach jener Beurtheilung vom 1. Februar geschrieben und wurde gleich darauf vollendet; denn auf unsere Schnurre beziehe sich Goethes Aeußerung an Kestner vom 11. Februar: „Ehester Tage schick' ich euch wieder ein ganz abenteuerlich novum." Freilich verwirft Werner mit Recht Scherers Beziehung dieser Worte auf das „Concerto drammatico", aber es kann keine Frage sein, daß mit dem novum, wie ich längst bemerkt, die „Zwo biblischen Fragen" gemeint sind, die das Datum des 6. Februar tragen und gleich gedruckt wurden. Unsere Schnurre ward in der ersten Frühlingswoche an Merck gesandt, wie oben gezeigt ist. Kurz vor den "Zwo biblischen Fragen" war der „Brief des Pastors" erschienen. Der

„Jahrmarkt" sollte nicht gedruckt werden.*) Eine andere, ebenso haltlose Entdeckung theilte Werner im folgenden „Goethe-Jahrbuch" (S. 445) mit. Den Bauer mit den Besen verwies er nach Schwaben, für welches die Besenbinder charakteristisch seien. Es bedurfte dagegen kaum des Verweises von Boxberger (daselbst III, 364), daß Günther Schlesien das Besenbinderland nenne. Welche Gegend Deutschlands hätte denn keine Besenbinder und müßte sich seine Birkenreiser aus der weiten Ferne kommen lassen? Birkenwälder sind über ganz Deutschland verbreitet. Von gleichem Werthe ist die noch spätere Entdeckung, der Lichtputzer, der als Hanswurst auftreten muß, sei der erfurter Professor Meusel. Aber freilich noch wichtiger war es, daß Werner zur langen Rede des Marktschreiers, wie er sich ausdrückte (Goethe Jahrbuch I, 181), „die Vorlage gefunden". Armer Goethe, der sich für seinen Marktschreier, von dem er so viele lebendige Exemplare gesehen hatte, nach einer „Vorlage" umsehen muß! Und nach welcher? Wenn Schmid schreibt: „die größte Belohnung der kleinen Mühe", welche ihm seine „Anthologie" verursacht, sei die Bekanntschaft mit vortrefflichen Männern gewesen, so ist dies die Vorlage zu der Aeußerung des Marktschreiers, er könne Brief und Siegel zeigen von der Kaiserin aller Reußen und von Friedrich dem König von Preußen; aus den „vortrefflichen Männern" hat Goethe die beiden Majestäten gemacht. Wir scherzen nicht, nein Werner behauptet dieses im Ernste. Wenn der Marktschreier renommirt, Menschenliebe habe ihn den „weiten Weg" geführt, so hat Goethe, wie Werner mit seltenem Scharfsinn herausgefunden, Schmids Worte benutzt: „Zu einer solchen Sammlung wäre allerdings ein Greis geschickter, der unsere ganze Literatur von Blatt zu Blatt hätte entstehen sehen, als ein Jüngling, der sich schon mehr als zwanzig Jahre zurückstudiren muß." Was will man mehr! Läßt sich das Haschen nach Anspielungen bitterer parodiren? Doch kehren wir zu Scherer zurück,

*) Am 6. hatte Goethe an Kestner geschrieben: „Merck hat das einliegende novum mitgebracht, das ich euch sende." Dieses novum war sein „Brief des Pastors zu ***", den Merck hatte drucken lassen. Den 12. Dezember hatte er seinen Bogen über die Baukunst gesandt. Das Freitag den 6. Januar gesandte Impressum comicum war nicht von Goethe. Vgl. Brief 42 an Kestner.

der sich durch Werner fast überflügelt sieht. Zunächst müssen wir rügen, daß er über seiner Personensuche den dramatischen Zusammenhang ganz außer Acht läßt. Er beginnt: „Plundersweilern ist natürlich Frankfurt. Und an die frankfurter Messe wird gedacht." Aber der Ort der Handlung ist, wie deutlich vorliegt, ein Landstädtchen, als dessen Honoratioren der Amtmann und dessen Frau, der Arzt, der Pfarrer, ein adliges Fräulein und deren Gouvernante auftreten. Der Name ist frei gebildet; er bezeichnet einen Plundermarkt. Eigentlich sollte er Plundersweiler heißen; weiler tritt am Ende vieler Namen auf, wie bei andern hagen, heim, dorf, kirch, hof, haus, und bei den letztern findet sich auch die Erweiterung durch en. Schon der Name deutet darauf, daß hier von keiner bedeutenden Messe die Rede ist; denn wenn auch auf solchen sich ein gewöhnlicher Krammarkt findet, so ist das Treiben auf demselben und die Bewegung des Ortes viel bedeutender als hier hervortritt. Goethe hatte ohne Zweifel auch an andern Orten Jahrmärkte gesehen, bei denen, wie hier, Kram- und Viehmarkt verbunden waren. Unsere Dichtung fällt einige Wochen vor die mit Osterdienstag (1773 den 13. April) beginnende frankfurter Ostermesse.

Vor allem muß der dichterische Rahmen vom Jahrmarkt selbst geschieden werden. Das gnädige Fräulein, von dessen Herkunft wir nichts hören, läßt den Doktor, auf dessen Verwendung der Marktschreier die Erlaubniß zu seinen Vorstellungen erhalten hat, durch einen Bedienten ersuchen, sie zur Frau Amtmann zu begleiten, um dort das Gaukelspiel zu sehen. So geht dieser denn mit dem Fräulein durch das Meßgewühl, während die Gouvernante in Begleitung des Pfarrers folgt. Das Eintreten des ersten Paares beim Amtmann wird durch ein paar Worte angedeutet, wogegen die Gouvernante mit dem Pfarrer stumm eintritt; beim Abschiede empfiehlt sich auch die Gouvernante, doch der Pfarrer kommt auch hier nicht zu Wort. Auffallend genug hat hier auch die spätere Bühnenbearbeitung nichts geändert. Die von Wilmanns begonnene, immer weiter gehende persönliche Deutung hat zwischen diesem dramatischen Faden und dem eigentlichen Jahrmarkt keinen Unterschied gemacht, nur der Bediente ist glücklicherweise (hier ist noch ein Kranz zu

gewinnen!) der Deutungssucht entgangen; es ist ihm gelungen, als simpler Bedienter durchzukommen. Nachdem Tiroler, Bauer und Nürnberger ihre Sachen ausgeboten, sehen wir das Fräulein am Arm des Doktors. Bei einer Tirolerin, die vom Fräulein angeredet wird, bleiben sie stehen; die Gouvernante, die mit dem Pfarrer nachkommt, hat sie bemerkt, und fordert den Pfarrer zur Eile auf, damit sie bald zum Fräulein gelangen. Dem geistlichen Herrn aber sticht das lustige Pfefferkuchenmädchen in die Augen, so daß er sich nochmals mahnen lassen muß*); des Pfarrers verlegene Antwort: „Wie sie befehlen!" wirkt dadurch komisch, daß sie als Erwiderung auf die Frage: „Sticht Sie das Mädchen?" erscheint, während dieser nur die Aufforderung: „Geschwind, Herr Pfarrer, dann!" im Sinne hat. Es wäre hierüber weiter nichts zu sagen, da die Sache ganz einfach ist (die Gouvernante will nicht von ihrem Fräulein getrennt sein und drängt deshalb den säumigen Pfarrer zur Eile): aber auch hier hat sich eine falsche Deutung eingedrängt. Scherer, der in dem Doktor Goethe sieht, hält es für verhältnismäßig sicher, daß Goethe als ein gefährlicher Mensch galt (diese schon in seinem Aufsatze über „Stella" vorgebrachte Behauptung werden wir unten bei Besprechung derselben ins Licht setzen), und er „sich darüber in dieser diskreten Weise lustig macht". Man sollte doch denken, wäre der Doktor der Gouvernante gefährlich vorgekommen, so würde sie der Einladung des Fräuleins sogleich sich widersetzt haben. Nein, sie will, wie sich gebührt, von ihrem Fräulein nicht getrennt sein, ist dabei etwas ungehalten, daß Seine Hochwürden sich von der Welt etwas zu sehr anziehen lassen. Auch Schröer meint, die Gouvernante sei besorgt, der Doktor könne ihrem Fräulein gefährlich werden, und er scheint anzunehmen, nur deshalb sei sie darüber aufgeregt, daß der Pfarrer sich beim Pfefferkuchenmädchen aufhalte.

Zum Rahmen des Auftritts gehört auch der erste einleitende

*) In den Worten: „Geschwind, Herr Pfarrer, dann", scheint dann nicht, wie oft, unserm jetzigen denn zu entsprechen, da es in diesem Falle nach geschwind stehen müßte, es ist, wie auch sonst, verkürzte Form von dannen, das freilich gewöhnlich mit von verbunden ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auftritt zwischen dem Doktor Medikus (so heißt er ausdrücklich in der Personenangabe*)) und dem Marktschreier. Der letztere hat sich an den Arzt des Landstädtchens, den er, weil er auch Heilmittel verkauft, als seinen Kollegen betrachtet, mit der Bitte gewandt, ihm den Erlaubnißschein zur Theatervorstellung auf dem Markte (wohl beim Amtmann) zu verschaffen; er ist zu diesem gekommen, der ihm den Erlaubnißschein eben eingehändigt hat, wofür er ihm seinen Dank ausspricht. Sodann hören wir den Marktschreier den sittlichen Charakter seiner Bühne hervorheben, nur bedauern, daß sein Hanswurst erkrankt sei, so daß er ihn durch einen andern ersetzen lassen müsse, wie wir später erfahren, durch den Lichtputzer. Freilich sollte eigentlich der Marktschreier selbst diese Rolle übernehmen, wie auch die Bedeutungen von Marktschreier und Hanswurst ineinander übergehen, aber ihn nimmt sein anderes Geschäft in Anspruch. Eine höchst glückliche humoristische Erfindung ist es, daß der Arzt sich den Marktschreier, dessen Heilmittel er sonst wohl zu prüfen beauftragt ist, als Kollegen gefallen läßt, ja ihm auch die Erlaubniß zur Vorstellung auf dem Theater erwirkt, dessen Prinzipal, „Entrepreneur" dieser ist. Beide Figuren zeigen durchaus keinen individuellen Zug, der uns berechtigte, bestimmte Personen in ihnen zu suchen. Nimmt man „Marktschreier" im bildlichen Sinne, so kann es freilich nicht schwer halten, Originale zu solchen Prahlhansen zu finden, aber wir haben hier einen wirklichen Marktschreier, der seine Medikamente auf offenem Markte charlatanmäßig ausruft, und es fehlt jede Berechtigung, daneben eine bestimmte Person zu erkennen. Fast noch weniger ist dies beim Doctor Medicus, dem angesehenen Arzte des Landstädtchens, der Fall, dem Goethe durch die Kollegialität, welche er dem Marktschreier beweist, einen humoristischen Anstrich gibt. Einen sachlich treffenden Beweis, daß unter dem Marktschreier der Vielschreiber Professor Schmid, Dr. juris, in Gießen, unter dem Doktor Goethe selbst zu verstehen sei, hat weder Wilmanns noch Scherer noch irgend ein anderer von allen, die ihnen beigestimmt, erbracht oder nur zu er-

*) In der spätern Bearbeitung, die sonst genaue szenarische Angaben hat, ist diese ganz weggefallen, und auch hier die Szene nicht bezeichnet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bringen versucht. Scherer scheint etwas mit der Bemerkung zu sagen: „Beide im Leben Doctores juris, werden hier in die medizinische Region übertragen." Das ist eben nichts als Redensart. Zu einer höchst unwahrscheinlichen Annahme bedürfte es der allertriftigsten Gründe, die nicht darin liegen können, daß man annimmt, alle Masken unserer Schnurre seien Spottbilder wirklicher Personen und man keine andere dazu passendere findet. Freilich hieß Goethe unter den Bekannten allgemein „der Doktor", aber Doktor war der allgemeine gangbare Name aller Juristen, auch der bloß zum Lizentiaten promovierten, wogegen man für den Arzt gewöhnlich Medikus brauchte, wie das Wort auch noch im „Werther" steht. „Der Doktor ist tolerant", fährt Scherer fort, „gönnt dem quacksalbernden quasi-Kollegen den Profit, und weiß, daß die Kunst doch beiderseits nicht groß: ganz in Goethes lässiger Art, die Merck so entschieden bekämpfte." Ich bekenne, das letztere nicht zu verstehen. Wenn der Dichter den Doktor offenherzig bekennen läßt, die Arzneikunst könne im Grunde wenig bewirken, so daß man der Natur ihren Lauf lassen und nur die Hoffnung in den Kranken zu erhalten suchen müsse, so ist dies seine eigene, freilich manche Ausnahmen zugebende Ansicht.*) Aber was hat dies mit den schönen Künsten zu thun? Und läßt Goethe seine Personen Aeußerungen thun, die ihrem Charakter entsprechen, aber auch zufällig mit seinen eignen übereinstimmen, so berechtigt dies nicht zur Behauptung, er verstehe unter diesen Personen sich selbst. Konnte man auch dem gießener Schmid in gewisser Weise einen Marktschreier nennen, weil er alle Mittel in Anwendung brachte, um für seine Sache Reclame zu machen (Werner weist darauf hin, daß er sich selbst einmal unter dem Namen eines Schweigerhausen gepriesen habe), so ist er insofern von einem Marktschreier verschieden, als das Marktschreien dessen eigentliches Geschäft ist, er sich für einen solchen ausgiebt. Und wie kommt es, daß, wenn die Deutung Schmid-Goethe richtig sein soll, der Doktor Medikus in einem so freundlichen Verhältniß zu diesem Marktschreier Schmid steht, welcher doch Goethe so widerwärtig war,

*) Noch 1779 schrieb er, so lange die Medizin als Schlotfeger wirken solle, habe er immer Vertrauen auf sie. Vgl. Sprichwörtlich 171 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht seiner Marktschreierei wegen, sondern weil er sich in alles mischte, über alles urtheilen zu können glaubte. Nein, dieses sonderbare Paar erklärt sich rein aus der zur Einführung des Jahrmarkts, insonderheit des Puppenspiels, von Goethe äußerst glücklich erdachten Situation. Von Anfang an ist alles vortrefflich und zweckmäßig. Der Marktschreier verspricht dem Doktor, dem er sich als Kollegen aufdrängt, den besten Dank, wie ihn ein Mann dieser Art abstatten kann: in aller Welt will er seinen Ruhm ausposaunen, daß er ein Doktor aller Doktoren ist, und dabei so wenig vornehm, daß er allen gefällig sich erweise, wie er es an ihm erfahren, da ja sonst die Aerzte Marktschreier zu „kujoniren" pflegten.*) Dem Danke für den Erlaubnißschein fügt er den Ausdruck der Hoffnung hinzu, daß der Doktor ihn heute Abend mit seiner Gegenwart beehre, wo sie ihr Aeußerstes thun werden. Sonderbar steht der Ausdruck „auf allen Vieren", der wohl bildlich zu fassen ist, ähnlich wie „mit Händen und Füßen", welchen Gebrauch ich freilich nicht zu belegen vermag; denn daß sie wirklich auf Händen und Füßen gehen, wie Goethe einmal zu Leipzig den alten Direktor Koch als Crispin in Palissots „Philosophen" hatte auftreten sehen, paßt hier durchaus nicht, wollte man auch annehmen, der Hanswurst hätte sich so gezeigt oder es wären in den Zwischenakten auch Thiere erschienen; hier ist ja von der Hauptvorstellung die Rede.**) Zuletzt gesteht der Marktschreier gutmüthig zu, daß es ihm nicht um die Kunst, sondern bloß um den Erwerb zu thun sei. Der Doktor hält sich zunächst an das eigentliche Geschäft des Marktschreiers, durch das er sein Kollege ist, weshalb er ihn auch Bruder nennt. Darin wünscht er ihm den besten Erfolg, Gottes Segen, „unzählbar in Schnupf-

*) Ich habe bereits vor langer Zeit (Neue Goethestudien S. 74) bemerkt, daß in der aus dem Nachlasse von Jacobi stammenden Handschrift der spätern Bearbeitung, jetzt im Besitze der Großherzoglich Weimarischen Bibliothek, sich kujonirt an der Stelle des in den Werken stehenden schikanirt erhalten hat. Schroer kennt diese Handschrift nicht.

**) Wilmanns meinte, in den Worten: „Hoffe, ihr werdet ... amüsiren" stecke ein Zitat aus Schmid. Werner gibt ihm darin recht, kann aber keine solche Stelle nachweisen. Mit solchen leeren Vermuthungen täuscht man nur sich selbst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tuchs Hagelregen". Auf das Gerüst, auf welchem der Marktschreier steht, werfen die Käufer den zum Empfang der Medikamente nöthigen, in ein Schnupftuch gebundenen Batzen, worauf diese in demselben Schnupftuch das „Päckel" mit den Medikamenten erhalten.*) Gern gönnt er seinem Kollegen den Profit, trotz seiner Konkurrenz; er verachtet ihn nicht als Charlatan und Quacksalber, da er weiß, wie wenig auch der gelehrteste Arzt mit seiner Kunst vermag. Solche allgemeine Ausfälle auf einen ganzen Stand sind recht im Sinne des Puppenspiels, das dagegen, wenn es einem weitern Kreise verständlich sein soll, Anspielungen auf einzelne Personen möglichst meiden muß. Als unser humoristischer Doktor sich darauf nach der ersten Vorstellung erkundigt, bemerkt der Marktschreier, bei seiner heutigen Tragödia sei dem Verlangen der Zeit nach „süßen Worten und Sittensprüchen", durch die sich das französische Drama auszeichnet**), und der Abneigung vor allem Rohen, „Zoten und Flüchen", Rechnung getragen, wobei er hervorhebt, daß die ganze Gegend, in der er neuerdings herumgezogen, plötzlich sittlich geworden, was er in launiger Weise dem „Landkatechismus" zuschreibt. Das ist die einzige literarische Anspielung, die, weil nur zur Zeit und fast nur in der nächsten Umgebung verständlich, bei der spätern Bearbeitung durch eine allgemeinere Aeußerung ersetzt werden mußte. J. G. Schlosser hatte schon 1771 ohne seinen Namen einen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" in Frankfurt herausgegeben; dem eigentlichen Katechismus ging eine lange Einleitung voraus, worin der Verfasser berichtete, daß er bei dem Besuche eines Landgutes zu seinem Erstaunen die Tugenden des goldenen Zeitalters gefunden und auf nähere Erkundigung erfahren habe, dies hätten

*) Diese Erklärung verdanke ich R. Köhler. Schröer bemerkt: „In das ausgebreitete Schnupftuch des Marktschreiers werfen die Zuschauer ihre Gaben, die Hanswurst für ihn sammelt." Wie dieser sonderbaren, durch nichts belegten Deutung das „Schnupftuch 'rauf!" sich füge, sehe ich nicht. Hier ist zunächst nur von dem Profit die Rede, welchen der Marktschreier als Kollege des Arztes macht.

**) Selbst das allgemein gangbare, auch Goethe nicht fremde süß wird von Werner aus den „Erfurtischen gelehrten Zeitungen" hergeholt, in denen er ganz willkürlich überall Schmid sprechen läßt.

die weisen Lehren des Verwalters bewirkt, der den Landleuten die Tugend interessant und liebenswürdig gemacht, indem er gezeigt, wie die Ausübung der Pflichten mit dem eigenen Vortheil unzertrennlich verbunden sei. Denselben Zweck hat der darauf folgende nicht katechetische, sondern in zusammenhängendem Vortrage die Pflichten des Menschen abhandelnde Katechismus. Bei der anfangs 1773 erschienenen zweiten Auflage wurde der Katechismus auch als besondere Schrift gedruckt, was der Verleger am 8. Januar anzeigte. Der Marktschreier hat bei seiner Aeußerung keinen Spott im Sinne; er hat nur überall von dem „Katechismus der Sittlichkeit für das Landvolk" gehört, und daß auf dem Lande einflußreiche Personen durch dessen Verbreitung und in dessen Sinne zu wirken suchten, wodurch auch dort eine sittliche Richtung allgemein geworden, was er auf seine übertreibende Weise bezeichnet. Freilich spricht hieraus Goethes Spott, daß man durch solche Mittel auf die Sittlichkeit zu wirken hofft, er wird aber dadurch gemildert, daß er aus dem Munde des Marktschreiers kommt. Bei diesem ist eben alles reine Marktschreierei; denn was er von der Sittlichkeit seiner Tragödia sagt, ist einfach nicht wahr, da der Ton derselben äußerst roh und anstößig. Richtig ist Scherers Bemerkung, der Spott schließe sich an die Sonderausgabe des Landkatechismus. Dagegen äußert Werner den haltlosen Einfall, der Dichter deute auf eine Aeußerung Schmids über den Landkatechismus, der in einem von Frankfurt datirten Artikel der „Erfurtischen gelehrten Zeitungen" (daß dieser von Schmid sei, wäre noch zu erweisen!) die darin herrschende „Naivetät und Treuherzigkeit" gelobt und ihn mit zu den in den dasigen Gegenden von Zeit zu Zeit erscheinenden kleinen Schriften gezählt habe, welche auch andere Gegenden erhellen könnten. Was sollte hier eine solche den wenigsten verständliche Beziehung, die dazu ohne Witz wäre, gegenüber dem allgemein verbreiteten Enthusiasmus über den Landkatechismus, den Goethes Humor hier streift. Der Doktor wirft ihm ein, daß das Puppenspiel, wenn man es in solcher Weise sittlich beschneide, langweilig werde, was freilich auch Goethes eigene Ansicht war, die er, wie schon Wilmanns bemerkt, ganz im Einklang mit unserer Stelle kurz vorher, am 6. März, in einem Briefe an Salzmann ausgesprochen hatte. Der Marktschreier muß stillschweigend

beistimmen, und um so mehr bedauern, daß sein Hanswurst augenblicklich krank sei (der Marktschreier kann ihn leider nicht kuriren), da dieser, wenn die Leute über allen sittlichen Reden eingeschlafen seien, mit seinen drolligen Späßen sie aufwecke. Bei diesem wird es denn auch nicht an „Zoten und Flüchen" fehlen, die aus dem Stücke selbst glücklich, aber bei der dem Hanswurst gestatteten Freiheit vergebens, ausgeschlossen sein sollen. Und auch das Stück selbst ist trotz der Versicherung des Marktschreiers gemeinroh und plump.

Sonderbar fehlt dieser Szene der nöthige Abschluß; denn ohne weiteres tritt der Bediente des gnädigen Fräuleins mit dessen „Empfehl" und Einladung auf. Möglich wäre es, daß hier beim Drucke oder in der Klinger geschenkten Handschrift ein paar Verse ausgefallen wären, etwa die beiden, die wir in der spätern Bearbeitung nach der eingeschobenen längern Unterhaltung über die Noth eines Theaterdirektors lesen (75 f.). Kann man nach der frühern Fassung beim Theater des Marktschreiers noch an ein Puppenspiel denken, so ist hier von persönlich auftretenden Schauspielern die Rede.

Wir haben nicht die geringste Nöthigung gesehen, den Marktschreier auf Schmid und den Doktor auf Goethe zu deuten; zeigt sich ja kein einziger Zug, der nicht aus den typischen Charakteren beider Personen und dem Laufe des Gesprächs sich von selbst entwickelte, der rein auf Schmid und Goethe deutete. Die Suche in Büchern und Zeitschriften, um irgend etwas zu finden, was mit den Reden des Marktschreiers übereinstimme, kommt uns eben so seltsam vor, als wenn vor Jahren Heller nachweisen wollte, Goethes römische Elegien seien aus übersetzten Stellen der lateinischen Erotiker zusammengesetzt. Auf einzelne Aeußerungen eines von ihm wenig geschätzten Mannes zu fahnden und sie dem Marktschreier in den Mund zu legen, obgleich er fürchten mußte, kein Mensch werde die Anspielung wittern, konnte Goethe um so weniger einfallen, als er sein Puppenspiel leicht hinwarf, wie es ihm die Laune eingab. Die Unmöglichkeit, daß Schmid und Goethe zu verstehen, tritt am schlagendsten hervor, wenn man das Verhältniß beider zu einander mit dem zwischen dem Marktschreier und dem Doktor vergleicht. Goethe spricht von Schmid immer verächtlich, er spottet über dessen Sucht, sich überall hervorzudrängen, sich überall anzuhängen, und

hier soll er gutmüthig den Menschen unterstützen, damit er sein Brod finde, soll sich ihn als Kollegen gefallen lassen. Seine gute Laune, mit welcher er ihn einmal in Gießen fast vernichtete, müßte ihn ganz verlassen haben, wenn sein Spott hier so mattherzig ausgefallen wäre, er keinen einzigen bezeichnenden Zug von ihm angebracht, sondern sich begnügt hätte ihn als Marktschreier und Entrepreneur eines Puppenspiels zu bezeichnen; von allen den Seiten, an denen er ihn persönlich packen konnte, hätte er keine getroffen, den Spargel, wie Goethe sich einmal bei anderer Gelegenheit äußert, nicht tiefer aus der Erde herauszuheben vermocht.

Der Bediente richtet den Auftrag seines gnädigen Fräuleins, man möchte sagen, so unschuldig, so rein bedientenhaft aus, daß es bisher niemand eingefallen, in ihm eine bestimmte Person zu vermuthen, und doch müßte eine solche auch hier angenommen werden, wenn man Goethes Aeußerung streng nehmen wollte. An der eigentlichen Darstellung des Jahrmarkts ist der Bediente eben so wenig betheiligt, wie der Amtmann nebst Frau, der Pfarrer, das Fräulein und die Gouvernante. Aber nicht bei diesen Personen allein, auch bei den ersten Figuren des Jahrmarkts fällt jeder Versuch einer persönlichen Deutung in sich zusammen. Der Tiroler, der Besenbinder (Bauer) und der Spielsachen verkaufende Nürnberger sprechen nur ihre typischen Personen so rein aus, daß man für die Entdeckung irgend eines darüber hinausgehenden Zuges einer wirklichen Person kühn den höchsten Preis aussetzen kann. Und doch ist jede persönliche Deutung, welche dieses nicht leistet, auf Sand gebaut. Die Worte, mit denen jene ihre Waaren ausbieten, sind größtentheils den wirklichen Marktrufen dieser Leute entnommen oder darnach gebildet. Dies wollte auch wohl der Beurtheiler in den „Erfurter Zeitungen" mit der Bemerkung sagen, das Stück sei „besonders voll von Volksliedern". Es ist ein loses Spiel, wenn man im Tiroler deshalb Goethe oder dessen Verleger Deinet oder die „Frankfurter Anzeigen" sehen will, weil er Stück für Stück für sechs Kreuzer ausruft und in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" angegeben wurde, daß Goethes Bogen „Von deutscher Baukunst" so viel koste. „Sechs Kreuzer" war eben ein sehr geringer Preis, wie bei uns jetzt fünfzig Pfennig, und wer möchte, wenn auf unsern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Märkten „Stück für Stück fünfzig Pfennig" ausgerufen wird, darin eine besondere gelehrte Anspielung suchen! Nicht begründeter ist die Annahme, der Bauer, der die verschiedenen Arten seiner Besen und ihre Bestimmung so klassisch ausruft, gehe auf einen Kritiker, der „seine kritischen Künste prahlerisch ausschreie". Sie ist noch lächerlicher als die berüchtigte leutbecherische Erklärung, in den Versen der „Walpurgisnacht" des „Faust":

Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon,

sei Fichte gemeint, der Nicolai kritische Ruthenstreiche gebe. Sind denn die Besen bloß Ruthen und ertheilt der Besenbinder, der sie verkauft, die Ruthenstreiche? Trotz allem und dem Mangel jedes über den simpeln Besenbauer hinausgehenden Wortes dachte Wilmanns an Herder, Schröer an Nicolai, während Scherer die hier gemeinte „deutsche Recensir- und Reklame(?)-Anstalt" unbestimmt läßt, aber auf Schirachs „Magazin der deutschen Kritik" räth, Werner, wie oben bemerkt, die schwäbischen Besenbinder zu Hülfe ruft.*) Wir müßten also annehmen, dem Dichter sei die Absicht, auf Personen zu zielen, hier so schlecht gelungen, daß kein bestimmtes kritisches Blatt getroffen worden, man auf verschiedene rathen konnte. Aber eben die Absicht hatte er nicht und konnte er nicht haben, da sie in der Weise, wie er den Jahrmarkt darstellen wollte, nicht zu erreichen war. Nachdem es bei dem Tiroler und dem Bauer gar herrlich gelungen ist, muß auch natürlich der Nürnberger, der so beredt seine weltberühmten Spielsachen den Kindlein für ein paar Kreuzer anpreist, gedeutet werden. Scherer kommt auf einem merkwürdigen

*) In der spätern Bearbeitung hat Goethe den Bauer mit dem Tiroler in Verbindung gebracht. Der plumpe Besenbinder stößt, ehe er noch seine Waare ausruft, mit den Besen an das Reff des Tirolers, wodurch ein Theil der kurzen Waare (vgl. den Schluß des fünfzehnten Buches von „Wahrheit und Dichtung") herunterfällt. Während diese sich streiten, steckt Marmotte, der ursprünglich erst viel später auftrat, einen Theil der am Boden liegenden Sachen ein. Freilich wird der Jahrmarkt dadurch belebter, aber es entspricht dies kaum der frühern Absicht, wonach nur das laute Geschrei beim Ausbieten der Waaren durch mehrere Verkäufer dargestellt werden sollte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Umwege, da es sich hier „unausweichlich" um eine literarische Zeitschrift handelt, zur „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften". Der Herausgeber derselben war derselbe Weiße, welcher eine mit großem Beifall aufgenommene illustrirte Fibel angefertigt hatte, die der Verleger deshalb so billig verkaufen zu können erklärte, weil der Verfasser kein Honorar genommen. Und nun lese man des Nürnbergers „Liebe Kindlein, kauft ein, u. s. w.", und frage sich, wie es möglich ist, so etwas für möglich zu halten! Schröer glaubt das Richtige mit der Deutung auf Wielands „Merkur" getroffen zu haben: denn fünf Vierteljahr später schreibt Goethe an Schönborn: „Der Trödelkrämer Merkurius fährt fort, seine philosophisch-moralisch-poetische Bijouteries, Etoffes, Dentelles ꝛc., nicht weniger nürnberger Puppen und Zuckerwerck an Weiber und Kinder zu verhandeln." Aber der Nürnberger bietet seine Sachen als das, was sie sind, denjenigen an, die sie brauchen, und ist vollkommen in seinem Rechte, während Wieland sich schämen sollte, solches für Weiber und Kinder passende Zeug, unter dem auch Nürnberger Puppen genannt werden, seinem Publikum zu bieten, das etwas Besseres von ihm erwarten sollte: aber es ist ihm eben nur um den Erwerb zu thun. Wie kann man beides mit einander vergleichen? Ein Spott ist bei dem Nürnberger wie bei dem Tiroler und dem Bauer absolut ausgeschlossen, da sie alle drei ihre von vielen begehrten Waaren mit Fug und Recht anbieten, fast ohne ein preisendes Wort, da jeder sehen kann, was er käuft. Ihr lautes Geschrei (dieses ist es ja, weshalb sie vorgeführt werden) gehört zu ihrem Geschäft. Darauf gehen auch die Worte des Fräuleins und des Doktors, die wir jetzt auftreten sehen.

Die Aeußerung des Fräuleins, daß die Leute wie besessen schreien, spricht nur die Unannehmlichkeit aus, welche sie darüber empfindet, und ist eben so wenig persönlich bezeichnend, wie die Worte, die sie sonst zu sprechen hat, da die Gelegenheit sie ihr in den Mund legt. Auf die Ansprache der an ihrem Kram stehenden Tirolerin: „Kann ich mit meiner Waare dienen?" fragt sie: „Was führt sie denn?" Bei der Frau Amtmann leitet sie sich mit den Worten ein: „Frau Amtmann, Sie werden verzeihen," und beim Abschied sagt sie nichts weiter als: „Empfehlen uns!" Aber obgleich

sonst kein Wort über ihre Lippen kommt, behauptet man, auch mit ihr sei eine bestimmte Person bezeichnet, ohne zu merken, daß man dadurch dem Dichter die Unfähigkeit zuschreibt, dem Fräulein nur den geringsten individuellen Zug zu geben, der auf eine solche deutet. Der einzige denkbare Anknüpfungspunkt liegt in der falschen Deutung des Doktors als Goethe und der eben so irrigen Annahme, der Gouvernante erscheine dieser für ihr Fräulein gefährlich. Da will man denn an die reizende Maximiliane Laroche oder an die ältere Münch oder an Luise von Ziegler denken, alles mit derselben Willkür. Das Fräulein ist eben nur so weit ausgeführt, wie es der dramatische Zusammenhang forderte.

Wer die bisherigen Figuren des eigentlichen Jahrmarkts als rein typisch erkannt hat, wird auch in den weiter folgenden keine persönliche Beziehung vermuthen, nur durch die zwingendsten Gründe sich zur Annahme einer solchen bestimmen lassen. Die Tirolerin, welcher das Fräulein ihre Waare anbietet, zeigt sich nur als gewandte Verkäuferin; kein Wort mehr, das auf eine persönliche Beziehung deuten könnte.*) Aber was der Scharfsinn nicht thut! Scherer übersetzt die gewandte Verkäuferin, wie er sagt,

*) Die Waaren, die sie führt, auch die Pelzkragen, die Palatinen, wurden unzweifelhaft damals von Tirolerinnen, mochten diese wahre oder nur sogenannte sein, geführt. Am Schlusse ist die Interpunktion bei Schröer nicht richtig, wie sie auch ursprünglich und bei der Aufnahme in die Werke ungenau war, aber alle Ausgaben haben richtig was, nicht Was. Nach „Gemalt neumodisch Band“ muß Punkt stehen; es ist die unmittelbare Antwort auf die Frage: „Was führt sie denn?“ Auch nach Hand ist Punkt, nach an Ausrufungszeichen zu setzen. Die gewandte Verkäuferin bedient sich verschiedener Wendungen. Am Schlusse ist zusammen zu nehmen: „Die Fächer! was man sehen kann! niedlich, charmant!“ „Was man sehen kann“ ist eben stehender Ausdruck für „so schön man sie sehen kann“. — Später hat Goethe auch hier besonderes dramatisches Leben dadurch hereingebracht, daß der Doktor während des Beschauens der Waaren mit der Verkäuferin artig thut und zuletzt zudringlich wird, worauf diese ihn abfahren läßt. Aber das ist doch in Gegenwart des Fräuleins, das der Doktor begleitet, gar zu arg. Ursprünglich war gedacht, daß sie bei dem Kram stehen bleiben, aber die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch den Wagenschmeermann (später Wagenschmiermann), der sich jetzt vernehmen läßt, abgelenkt wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ins Literarische: „Frau von Laroche“. Und weshalb? „Von ihrer ‚Sternheim‘ erschien im Jahre 1772 eine Ausgabe unter dem Reklame-Titel: ‚Bibliothek für den guten Geschmack‘.“ Aber wie hätte Goethe der mütterlichen Freundin, die nicht einmal ihren Namen auf dem Titel ihres von Wieland herausgegebenen, mit begeistertem Beifall aufgenommenen Romans genannt hatte, auf eine solche Weise dieses aufmutzen können? Die Reklame wäre freilich arg, so arg gewesen, daß eine Frau wie Sophie von Laroche derselben durchaus unfähig war. Aber wie konnte Scherer übersehen, daß die sonderbare Ausgabe, die unter der Ortsangabe „Amsterdam und Bern“ erschien, ein Nachdruck war, woran die Verfasserin keine Schuld trug! Und in den Worten der Tirolerin findet sich durchaus nichts, als der durch ihr Geschäft geforderte Versuch, die Vorzüge ihrer Sachen herauszustreichen, was freilich bei schriftstellerischen Arbeiten in dieser Weise höchst ungehörig wäre. Ich frage, wo fände sich denn irgend eine Berechtigung, dieses „ins Literarische zu übersetzen“?

Ebenso wenig wie die Tirolerin bietet der mit seinem Esel kommende Wagenschmeermann irgend einen Anhalt zu persönlicher Deutung; er ist eben das, was er sein soll, er kündigt an, daß er mit seiner guten Waare und sein unzertrennlicher Genosse auch da sei. Aus der auf eine Beurtheilung von Schmid sich beziehenden Aeußerung Goethes an Kestner vom 25. Dezember 1772: „Als ein wahrer Esel frißt er die Disteln, die um meinen Garten wachsen, nagt an der Hecke, die ihn vor solchen Thieren verzäunt und schreit denn sein kritisches I! a! ob er nicht etwa dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: ich bin auch da!“ ersehen wir, daß der Eselsruf Goethe als Zeichen des Dranges, sich bemerklich zu machen, galt. Unser Wagenschmeermann reimt nicht blos auf Wagenschmeer mit dem beginnenden her! her, sondern er läßt auch dem Ya des Esels sein Recht wiederfahren, und weist auf die Anwesenheit seines unzertrennlichen Genossen hin. Scherer meint, es müsse jener Stelle wegen, wenn auch nicht gerade Schmid, doch ein Rezensent gemeint sein, der eigentlich nichts zu sagen habe, aber alles weichlich verschmieren wolle, dem jeder kräftige Laut zuwider sei. So faßt er zu seiner Deutung Eigenschaften des Wagenschmiers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und des Esels wunderlich zusammen! Aber unser Mann bietet seine Wagenschmiere nur für Achsen und Räder an, für die sie doch unentbehrlich ist, und rühmt bloß ihre sehr erwünschte ausgezeichnete Weiche. Kein einziger Zug eines Kritikers findet sich, zu dessen Bezeichnung der Wagenschmeermann gerade die allerungeeignetste Person in der Welt wäre. Mit dem Ya, das er, nicht der Esel schreit, gibt er diesem auch die Ehre; er will sich nur bemerklich machen, daß man seine Anwesenheit bei seiner unscheinbaren, aber nützlichen Waare nicht übersehen möge. So ist sein Ruf eben so sehr gerechtfertigt, als jede Nebenbezeichnung, vor allem eine solche, die seinem Wesen widerspricht, ausgeschlossen. Man kann fragen, ob wir uns den Wagenschmeermann fahrend oder stehend zu denken haben. Da die Tirolerin wohl von ihrem Kram aus das Fräulein anredet, dasselbe beim folgenden Pfefferkuchenmädchen anzunehmen ist und der Zigeunerbursche die Pistolen an einem Kram gesehen haben muß, so ist auch beim Wagenschmeermann eher anzunehmen, daß er Stand genommen, als daß er schreiend heranfährt, obgleich die Möglichkeit, daß er, wie die ersten drei Figuren, mit Esel und Karren über die Bühne sich bewegt, nicht abzustreiten ist. Einen Gegensatz zum Wagenschmeermann mit seiner widerwärtigen Waare bildet das lustige Pfefferkuchenmädchen mit seinen appetitlichen Pfefferkuchen und Pfeffernüssen. Vielleicht ist es nicht ohne Absicht, daß es mit demselben Reim beginnt, mit welchem der Vorgänger geschlossen, es dem Eselsrufe ya, ya, das lachende hahaha entgegensetzt. Wenn der Wagenschmeermann ruhig warten muß, bis einer auf ihn achtet, zieht das lachende Mädchen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich, ja selbst der Pfarrer wird von ihm gefesselt. Zu einer persönlichen Deutung desselben liegt nichts vor. Wilmanns denkt an Maximiliane von Laroche, die er aber auch schon für das Fräulein in Anspruch genommen, beides ohne den leisesten Schatten eines Grundes.

Gleich vergeblich sind alle Versuche, das beim Pfefferkuchenmädchen auftretende zweite Paar, die Gouvernante und den Pfarrer, auf bestimmte Personen beziehen. Die Gouvernante spricht bloß fünf Verse. Da sie ihr Fräulein mit dem Doktor an einem Kram stehen sieht, treibt sie den Pfarrer zur Eile, und sie wiederholt die

Aufforderung, da diesem das Pfefferkuchenmädchen in die Augen sticht. Als am Schlusse des Stückes das Fräulein schon Abschied genommen, erwidert sie auf des Amtmanns Einladung, sich morgen wieder einzufinden: „Man hat an einmal satt.“ Daß in diesen wenigen vom sachlichen Zusammenhange gebotenen Aeußerungen individuelle persönliche Züge liegen, müßte der nachweisen, der eine Deutung versuchen wollte. Gegen die durch nichts begründete Vermutung von Wilmanns, Fräulein von Ravanell, die Hofmeisterin der darmstädtischen Prinzessinnen, sei gemeint, hat schon Scherer bemerkt, daß wenig Witz darin läge, eine wirkliche Hofmeisterin als Gouvernante aufzuführen, wenn es auch mit dem Witze bei mehrern anderen von Scherer selbst behaupteten Deutungen ebenso schlecht bestellt ist. Hier räth Scherer auf Johanna Fahlmer, aber man sieht gar nicht, welchen Zug diese mit der Gouvernante gemein hat; denn daß die Gouvernante ihr Fräulein vor dem Doktor warnen wolle, ist ein, wie oben bemerkt wurde, haltloser Einfall, und von nicht größerm Gewicht ist Scherers Behauptung (Deutsche Rundschau VI, 73 f.), Johanna könnte gewarnt haben, man solle die Mädchen vor Goethe hüten. Auf demselben Felde verzweifelter Vermuthungen liegt Scherers Frage: „Oder ist es Frau Serviere, welche dem Dechanten Dumeix sehr nahe stand?“ Da wäre denn freilich auch der Pfarrer gefunden, für den Wilmanns kein Original finden konnte. Aber die Serviere war längst verheiratet, hatte Söhne und Töchter; sie führte das Parfümeriegeschäft ihres Mannes, der meist in Frankreich war, nur zu den beiden frankfurter Messen herüberkam. Was hätte Goethe veranlassen sollen, diese, wenn auch ernste, doch geistreiche und angenehme Frau, eine so höchst unbedeutende Rolle als Gouvernante eines adligen Fräuleins spielen zu lassen? Und was die Beziehung auf den Dechanten zu St. Leonhardi betrifft, so ist übersehen, daß wir uns unter dem Pfarrer nothwendig einen protestantischen Pfarrer zu denken haben, eben weil jede nähere Angabe fehlt und der Kreis, den das Puppenspiel ergetzen sollte, ein protestantischer war. Der Pfarrer, der die Gouvernannte zur Frau Amtmännin begleitet, spricht nur die Worte: „Wie Sie befehlen.“ Da könnte man nun freilich annehmen, dies beziehe sich auf eine bestimmte Geschichte, die im frankfurter Kreise

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bekannt gewesen. Wer kühn genug wäre, könnte den offenbacher Pfarrer Ewald hierher ziehen, da das Verhältniß zu dem Komponisten André in Offenbach wenigstens bis in den Sommer 1773 reicht. Aber wir sind weit entfernt einer solchen Deutung irgend eine Haltbarkeit zuzuschreiben, glauben vielmehr, daß Goethe, da er neben dem einen Paare, dem Fräulein mit dem Doktor, noch ein anderes Paar brauchte, das mit zur Frau Amtmännin ging, dazu ohne jede persönliche Beziehung eine Gouvernante und den Pfarrer wählte, die er aber eben nur so weit ausführte, als es nöthig war, um sie auf dem Jahrmarkte auftreten zu lassen. Freilich wäre der Beweis erbracht, daß unter dem Marktschreier, dem Doktor und den übrigen Masken wirkliche Personen versteckt seien, so würde die Rathlosigkeit, für das Fräulein, die Gouvernante und den Pfarrer entsprechende Originale nachzuweisen, nicht zu schwer in die Wagschale fallen, man würde dies auf Lückenhaftigkeit unserer Kenntniß des betreffenden Kreises schieben können: aber die Unmöglichkeit einer sichern Deutung tritt hier um so entscheidender hervor, als überhaupt das Fräulein, die Gouvernante und der Pfarrer nicht bloß aller individuellen Züge entbehren, sondern so unbestimmt gehalten sind, daß man ohne die Personenbezeichnung und die Anrede (bei der dramatischen Aufführung bezeichnet auch die Tracht den Pfarrer) gar nicht wüßte, wen sie vorstellten.

Nach den friedlichen Personen tritt nun ein Paar auf, das nicht von Neugierde oder der Kauflust, sondern von Beutegier getrieben wird, aber ganz vortrefflich zum Bilde des Jahrmarkts paßt, der die ganze Gegend aufregt. Der Zigeunerhauptmann und der Zigeunerbursch sind treffend gezeichnet. Mit Verachtung schaut der Zigeunerhauptmann zunächst auf den ganzen Markt, der ihm nur werthloses Zeug zu enthalten scheint, aber dem Burschen stechen zwei Pistolen in die Augen. Daß er gerade eine solche Waffe sich wünscht und sie nicht kaufen, sondern sich holen (mit List oder Gewalt sich ihrer bemächtigen) möchte, ist bezeichnend. Der Hauptmann aber weiß, daß diese Jahrmarktspistolen nichts werth sind, und sein Spott wendet sich gegen das dumme gaffende und kaufende Publikum, das für solches schlechte Jahrmarktszeug sein Geld weg-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirft: er schilt sie Bestien, Kinder und Fratzen,*) Affen und Katzen. Die beiden letzten Bezeichnungen sollen wohl nur andeuten, wie widerwärtig sie ihm vorkommen.**) Nicht den Kram möchte er, sondern über dieses ihm verhaßte behagliche Volk herfallen und seinen Muth an ihm üben, was ihm mit wenigen Leuten leicht gelingen würde. Daneben gedenkt er denn auch der Lust, sich des Krams zu bemächtigen, den der Bursch viel höher anschlägt als der Hauptmann. Der Bursche ist vom Dichter dem Hauptmann zugegeben, damit dieser gegen ihn sich offen äußere, er nicht zu einem weniger lebhaften Selbstgespräch genöthigt sei. Weiter unten erscheint der Hauptmann zweimal allein, weil dort eine solche Begleitung unnöthig ist. Obgleich das Auftreten des Zigeunerhauptmanns ganz vortrefflich dem typischen Charakter gemäß gehalten ist, er durchaus keinen individuellen, auf eine bestimmte Persönlichkeit deutenden Zug enthält, folgt man doch auch hier der einmal gegebenen Parole: „Wer steckt unter der Maske?" Scherer äußert keinen Zweifel gegen die Deutung von Wilmanns, daß der Hauptmann Herder, der Bursch Goethe selbst sei, obgleich letzterer schon für den Doktor in Anspruch genommen ist, und Scherer mit Recht sonst eine Beziehung zweier Masken auf dieselbe Person mißbilligt. Aber was hat Herder mit dem räuberischen Zigeunerhauptmann zu thun? Denn daß dieser oft höchst unmuthig und rücksichtslos sich äußerte, berechtigte doch zu nichts weniger als zu der gierigen Lust, über das arglos sich des Jahrmarkts freuende, sonst ganz anspruchslose Volk, das seine Kreise gar nicht trübte, herzufallen, Käufer und Verkäufer zu berauben und zu mißhandeln. Wir können uns wohl Herder, wie er sich selbst bezeichnet, als Dechant Swift mit einer Peitsche denken, mit der er anmaßende Schriftsteller abstraft, aber nimmermehr als Straßenräuber. Doch hat Herder sich neuerdings unter der Deutungswuth so Entsetzliches gefallen lassen müssen, daß man sich auch gegen ihn als Zigeunerhauptmann nicht mehr

*) „Ihr seid ein Fratz!" sagt Goethes Einsiedler zum Satyros, der seine Wunde nicht sehen noch verbinden lassen will.

**) Richtig stand ursprünglich nach kaufen Punkt. Das Komma, das die Ausgabe letzter Hand setzte, bringt den Ausruf „Bestienhaufen!" in ungehörige Verbindung mit „feilschen . . . kaufen".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sträubt. Freilich erscheint dieser im „Pater Brey" als Dragonerhauptmann, aber gerade wie Leuchsenring als Pfaff; es sind nur Verkleidungen, deren sich der Dichter zu seinem dramatischen Zwecke bediente. Herder tritt nicht deshalb als Dragonerhauptmann auf, weil er irgend eine Charakterähnlichkeit mit diesem hätte, sondern weil er im entschiedensten Gegensatze zu dem Pater Brey sich zeigen, dem weichen Pfaffen imponiren sollte. Leonorens Bräutigam mußte längere Zeit weg gewesen sein, um dem Pfaffen Gelegenheit zu geben, sich bei dieser einzunisten, und da Goethe jenen nicht wohl der Wirklichkeit gemäß gleichfalls als Geistlichen einführen konnte, der in beständiger Verbindung mit ihr geblieben, der nur durch seltsame Verhältnisse abgehalten worden war, sie gleich heimzuführen, so wählte er mit Absicht gerade den allerentgegengesetztesten Stand, den eines Hauptmanns, der auf gut Glück, um seinen Thatendrang zu befriedigen, in italienische Dienste getreten ist, wodurch der Dichter auch den Zweck erreichte, daß man gerade in der Verkleidung Balandrinos am wenigsten an Herder dachte.***) Nicht weil in Herders Charakter etwas von einem Dragonerhauptmann lag, verkleidete Goethe ihn in Balandrino, bei dem wir es zweifelhaft lassen müssen, ob dies sein wirklicher Name oder ein in Italien angenommener sein soll (ballandra heißt Kutter), sondern die freie dramatische Ausführung bedingte dieses. Von Herder hat Balandrino eigentlich nur die herzliche Liebe und die reine Gesinnung, ja der Hauptmann zeigt im Stücke so wenig etwas Soldatenmäßiges, das gerade Losgehen auf seinen Gegner, daß er zunächst auf des Würzkrämers Schnake eingeht. Wenn es deutlich vorliegt, weshalb Herder in dem später geschriebenen „Pater Brey" in einen italienischen Hauptmann, wie Merck in einen Würzkrämer verkleidet ward,

*) Wenn Schröer (in Kürschners Nationalliteratur, Goethe VI, 304) behaupten will, ich leugne die Beziehung des „Pater Brey" auf Leuchsenring, Herder und dessen Braut, so hat er mich leichtfertig mißverstanden; ich erkläre mich nur gegen die „genauere Deutung", d. h. die Zurückführung aller einzelnen Züge auf wirkliche Verhältnisse. Die dramatische Ausführung ist eben ganz frei, wie es sich am deutlichsten in der unsaubern Verhöhnung des alle Welt reformiren wollenden Pastors zeigt. Das starke Mißverständniß liegt hier einzig auf Schröers Seite.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so sieht man dagegen durchaus nicht, wie Goethe darauf gekommen sein sollte, auf dem Jahrmarkte ihn als räuberischen Zigeunerhauptmann einzuführen, wogegen der Zigeunerhauptmann an sich dort seine berechtigte Stelle hat. Nicht weniger seltsam ist es, daß Goethe sich ihm als Ziegeunerbursch zur Seite gestellt habe. Mochte dieser früher sich wohl eine ähnliche Unterordnung gefallen lassen können, wie wir es noch Ende 1772 sehen, schon anfangs 1773 war eine solche Spannung eingetreten, daß er sich nicht als einen unter diesem stehenden Zigeunerburschen darstellen konnte. Sein Zwist mit Herder würde ihn auf eine viel entsprechendere humoristische Darstellung geführt haben. Und hätte er wirklich sich unter dem Burschen zu denken vermocht, kaum hätte er die persönliche Beziehung mehr verhüllen, also seinen Zweck mehr verfehlen können.

Das Fräulein erscheint endlich am Arme des Doktors vor dem Hause der Frau Amtmann*), die auf dessen Entschuldigung das fast formelhafte: „Wir freuen uns von Herzen. Willkommener Besuch!“, erwiedert, sonst den Mund nicht aufthut, selbst nicht beim Abschiede, wo der Amtmann sie vertritt. Trotz dieser auffälligen Beschränkung auf das Allernothwendigste, trotz des Mangels an jeder Andeutung einer Individualität wagt man auch die Frau Amtmann persönlich zu deuten, entweder auf Frau von Laroche, mit der Wilmanns sehr freigebig ist, oder auf Goethes Schwester. Wie Goethe habe darauf kommen können, seine geliebte Schwester, die in der Gesellschaft die Herrschaft führte, so völlig unmündig, so ganz null und nichtig darzustellen, hätte man doch fragen sollen: aber Goethes unselige Aeußerung, alle Masken seien natürliche Personen, mußte auch die allertollsten Deutungen decken, nur der Bediente wurde ausgenommen. Im Namen Goethes und seiner Schwester lege ich ernsten Einspruch gegen die Beleidigung ein, die in dieser abgeschmackten Deutung liegt. Wäre in dieser Frau Amt-

*) So steht im Text, dagegen in der Personenbezeichnung Amtmannin, in der spätern Bearbeitung Amtmännin. — Diese spätere Bearbeitung fügt die szenarische Bemerkung hinzu „kommt aus der Hausthüre“. Schon vor dem Anfange des Jahrmarkts ist bemerkt, links sei eine Laube vor der Thür des Amtmanns, worin ein Tisch und Stühle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mann ein Zug ausgeprägt, so wäre es nur die völlige Unmündigkeit. Aber Goethe hat überhaupt den Eintritt beim Amtmann und den Abschied außerordentlich knapp gehalten, und auffallend genug auch bei der spätern Bearbeitung nicht weiter ausgeführt. Des Doktors Bemerkung: „Ist doch heute des Lärmens genug!“ scheint sich an den Amtmann zu richten, dessen Anwesenheit freilich erst aus dem folgenden erhellt.

Der Besuch im Amtmannshause hat den Bänkelsänger herangelockt. Dieser gehört ganz eigentlich, wie der Marktschreier, das Puppen- und das Schattenspiel, auf den Jahrmarkt. Daß der Bänkelsänger ein christlich sittlicher ist, mag durch die vorwiegende Neigung zur Sittlichkeit veranlaßt sein; wie man das Puppenspiel von volksthümlichen Flüchen und Zoten und allem andern Rohen frei gehalten wünschte, so hat auch der Bänkelsänger sich der Zeit gefügt; er empfiehlt den lieben Christen*) sich zu bessern und sich der Tugend hinzugeben, die allein glücklich mache, die auch so leicht zu haben sei, wenn man nur wolle. Der Amtmann, der freilich nicht leugnen kann, daß der Gesang erbärmlich genug sei, erkennt die gute Absicht an, ohne darauf zu achten, daß es dem Bänkelsänger nicht um die Sache, sondern nur um seinen Erwerb zu thun ist. Fehlten nicht alle szenarischen Bemerkungen, so würden wir hier lesen, daß die Gesellschaft den Sänger mit milden Gaben beschenkt hat. Sonderbar fehlt dieses auch in der spätern Bearbeitung. Dort lesen wir: „Bänkelsänger kommt mit seiner Frau und steckt sein Bild auf; die Leute versammeln sich“, und es heißt dann nach dieser Strophe: „Die folgenden Verse ad libitum.“ Das ist jedenfalls gegen die ursprüngliche Absicht, nach welcher der Sänger nicht ein Bild erklären, sondern bloß ein sittliches Lied singen sollte. Die folgenden Worte des Amtmanns: „Der Mensch meints doch gut!“ schließen sich nicht allein an diese einzige Strophe an, sonder sie reimen auch auf den fünften und sechsten Vers. Schröer bemerkt, diese siebenzeilige Strophenform finde sich auch in einer Romanze Geißlers von 1774 oder vielleicht 1773. Jedenfalls hat Goethe nicht nach einem solchen Vorbilde gearbeitet, vielleicht absichtlich eine ungefüge

*) Mehrere Lieder beginnen mit der Anrede: „Ihr Christen“.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Strophenform gewählt. Die regelmäßige Form wäre es, wenn auf V. 5 noch ein Reimvers zu V. 8 folgte. Natürlich hat man auch zu dem Bänkelsänger ein Original gesucht. Scherer denkt an J. G. Jacobi, der freilich auch damals viel von Tugend sang. Aber Jacobi stand damit nicht allein, und er gehörte nicht zu den schlechtesten Dichtern dieser Art. Wie verbreitet ein solcher Singsang damals war, zeigt die von Scherer selbst angeführte Aeußerung aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", wo es heißt: „Man ist endlich das Geleier mit der Tugend überdrüssig, wo der Leiermann mehr nicht sagt als: ‚Wie schön ist die Tugend! wie schön ist die Religion! und wie ist die Tugend und die Religion doch so schön!'" Goethe brauchte demnach nicht einen bestimmten Dichter im Sinne zu haben, sondern er konnte seinen christlichen Sänger, der eben um des lieben Brotes willen singt, ohne jede persönliche Beziehung sein fades Lied anstimmen lassen. Wäre es besonders auf Jacobi gemünzt gewesen, so würde der Amtmann nicht bloß die gute Meinung des Dichters mit Achselzucken über das Lied selbst hervorgehoben, sondern eine deutliche Beziehung auf Jacobis Liedlein haben einfließen lassen, die bald darauf Gotter in seinem Briefe an Goethe neben Kölbeles „frommem Judenkind" als ein Strafpensum nennt. Aber Scherer braucht seine Beziehung des Bänkelsängers auf Jacobi auch als Stütze für die Deutung des Amtmanns, den Wilmanns für Laroche ausgegeben hatte, da dieser bis 1771 Amtmann in Bönigheim gewesen war. Bezog Wilmanns den Amtmann auf einen gewesenen Inhaber einer solchen Stelle, so hatte Schlosser, den Scherer darunter versteht, ohne aber auf dessen Titel Amtmann Rücksicht zu nehmen, eine solche Stelle damals noch nicht. Als Goethe den „Jahrmarkt in Versen" dichtete, war Schlosser noch in Frankfurt und unverheiratet; bald darauf ging er nach Karlsruhe, wo er in die Regierung eintreten sollte; als Hof- und Regierungsrath kam er im Oktober nach Frankfurt und kehrte dann nach Karlsruhe zurück, von wo er darauf zu seinem und seiner Gattin Leidwesen nach Emmendingen als Amtmann gesandt wurde. Wenn Schlosser hier als Amtmann erscheint, so scheint es Scherer zwingend, daß die Frau Amtmännin Goethes Schwester sei; „daß beide im April 1773 noch nicht verheiratet waren, hindert die Kombination gar nicht." Aber es stützt

sie auch wahrlich nicht. Wie unangenehm hätte es Cornelien sein müssen, sich als Frau Amtmännin in ein solches Landstädtchen versetzt und dabei so völlig unbedeutend dargestellt zu sehen! Zu solchen Ungeheuerlichkeiten, welche die ganze neuere Goetheforschung bei den Verehrern des Dichters in Verruf bringen könnten, führt die leidige Aufspürung persönlicher Beziehungen. Und was spricht denn für Scherers Deutung des Amtmanns? Wenn Goethe den Amtmann als Freund der Sittlichkeit darstellt, so hängt dies mit dem damaligen Streben zusammen, auf die Sittlichkeit des Volkes zu wirken; daß Schlosser dies auch in seinem Landkatechismus gethan, beweist nicht das geringste für eine persönliche Beziehung, ja die gelegentliche Erwähnung des Landkatechismus scheint eher darauf zu deuten, daß dessen Verfasser sich nicht auch in einer Person des Stückes dargestellt finde. Freilich hat Scherer den Umstand, daß der Amtmann sich des Bänkelsängers (J. G. Jacobi) annimmt, weil dieser gute Gesinnungen verbreite, damit in Verbindung gebracht, daß Schlosser von jeher eine Vorliebe für Jacobi gehabt, dessen Gedichte er später herausgegeben. Von Schlossers früherer Verbindung mit Jacobi weiß wohl Scherer so wenig wi ich; diese scheint erst durch die Vermählung Schlossers mit Johanna Fahlmer entstanden zu sein; die ersten erhaltenen Briefe sind von 1780; Schlossers Ausgabe der „auserlesenen Lieder von Jacobi" fällt erst 1784, fünf Jahre nach der von Jacobi selbst besorgten Ausgabe seiner Werke. Und wenn der Amtmann von dem Bänkelsänger sagt: „Der Mensch meints doch gut", so ist dies doch das verächtlichste Lob, das man einem Dichter geben kann. Somit fallen alle Beweise, die Scherer für die Deutung des Bänkelsängers beigebracht hat, wenn man an sie rührt, in ihr Nichts.

Nach dem Bänkelsänger kommt ein Paar, das uns in einer echten Jahrmarktsszene zeigt, wie es hier auf den Erwerb abgesehen ist. Wir erleben den Streit zwischen einem Zitherspielbuben und einem Savoyarden nebst Murmelthiere. Beiden ist für ihre Leistung Geld zugeworfen worden; der Savoyarde hat auch den Kreuzer seines schwächern Konkurrenten an sich genommen, und er siegt, da der Rechtsstreit durch Balgen entschieden wird. Die Sache ist so kurz wie möglich ganz sachgemäß dargestellt (hier findet sich die

erste szenarische Bemerkung des Stückes); dennoch war auch hier die persönliche Deutung unausbleiblich. Die Beziehung des räuberischen Marmotte auf H. L. Wagner, die Wilmanns gegeben, ist nicht allein deshalb verfehlt, weil die sie begründende Vorwegnahme des Stoffes der „Kindsmörderin" später fällt, sondern Wagner ließ sich erst nach der Dichtung des „Jahrmarktsfestes" in Frankfurt nieder und trat Goethe näher. Sehr wohlfeil war es im Zitherspielbuben Goethe selbst zu sehen, aber auch eben so unglücklich; denn daß er von Marmotte besiegt wird, gereichte dem Dichter eben so wenig zur Ehre, als daß seine Einführung jedes individuellen Zuges entbehrt, da ihn niemand unter der Maske des weinenden Buben vermuthen kann. Auch spielen ja Marmotte und Zither, wie Goethe in der szenarischen Bemerkung den Buben nennt, verschiedene Instrumente, während es sich nach der Deutung von Wilmanns um ein Plagiat in der dramatischen Dichtung handelte. Und der arme Goethe soll wegen des Plagiats weinen und den Kürzern ziehen! Viel faßlicher ist freilich Scherers Beziehung auf Gleims Lied an die Musen, worin dieser klagt, der Pfarrer wolle ihm seine Leier rauben, und es weiter heißt: „Dann aber wein' ich, wenn mein Freund . . . nur stolz ist u. s. w." Aber die Uebereinstimmung ist rein äußerlich, da das Weinen nicht als Folge des versuchten Zitherraubes erscheint. Hätte Goethe den Streit zwischen dem Pfarrer Spalding und dem Liederdichter Gleim bespotten wollen, er würde es nicht in so dürftiger, die Sache gar nicht treffender Weise gethan und dazu nicht zwei musikalische Künstler gewählt haben Hier handelt es sich ja gar nicht um den Inhalt der Kunstübung, sondern um das liebe Brot, um armseligen Erwerb, der sogar zum Raube führt.*)

*) Später hat der Dichter hier ein Marmottenlied eingelegt, wodurch der Zitherspielbub zu kurz kommt, und man sieht nicht, wie der letztere behaupten kann, Marmotte habe ihm einen Kreuzer weggenommen. In der ersten Ausgabe der Werke, noch nicht in der zur Aufführung bestimmten Fassung, steht die szenarische Bemerkung: „Die Gesellschaft wirft dem Knaben kleines Geld hin; Marmotte rafft alles auf"; diese genügt aber nicht, den Zitherspielbuben hereinzuziehen, es müßte wenigstens sein Zitherspiel erwähnt sein. Dem Knaben war offenbar Druckfehler, wie das folgende „Marmotte" zeigt; denn wäre bloß

Jetzt endlich wird der nahe Beginn der Theatervorstellung angekündigt. Auf demselben Gerüste, auf welchem der Marktschreier seine Waaren verkauft, findet sich auch neben dessen Standort die Bühne. Daß der Hanswurst krank ist, wissen wir schon; der Lichtputzer, der ihn vertritt, erscheint in dessen Tracht „auf dem Theater", was doch wohl nur heißen soll auf dem Theile des Gerüstes, auf welchem die Bühne sich befindet; denn der Vorhang erhebt sich erst später. Goethe konnte nicht ahnen, daß ein gelehrter Erklärer seinen Lichtputzer-Hanswurst so arg mißverstehen werde; denn wenn dieser bemerkt: „Wollens gnädigst erlauben, Daß wir — nicht anfangen", so liegt der Witz darin, daß Hanswurst in seiner Weise das Gegentheil von dem sagt, was man erwartet (daß das Stück gleich angehen werde), worauf auch der Gedankenstrich deutet, ähnlich wie der Hanswurst nach dem ersten Akt die auf eine besondere Mittheilung gespannte Erwartung durch die Bemerkung zum Besten hat: „Der erste Aktus ist nun vollbracht, Und der nun folgt — das ist der zweite." Schröer aber hat sich zu der seltsamen Vermuthung verirrt, der Gedankenstrich solle an der ersten Stelle „die komisch verwirrte, doppelsinnige Wortumstellung — für: ‚Wollens nicht erlauben, daß wir anfangen?' markiren". Die Verwirrung gehört allein Schröer. Was soll denn der Gedankenstrich an der zweiten Stelle? Das s nach wollen ist (nach der Volkssprache und dem auch Goethe sonst nicht fremden Gebrauche*)) nicht es, sondern das abgeknappte Sie. Nur die leidige Sucht, alle Masken auf Personen zu beziehen, hat es möglich gemacht, daß man sich auch bei dem Lichtputzer, der sich beim Puppenspiel von selbst ergab, nach einer Person umgesehen hat, welcher der Spott des Dichters gelte. Wilmanns greift auch beim Hanswurst wieder zu seinem lieben Schmid. Wenn schon jede Deutung verschiedener Masken auf dieselbe Person unstatthaft ist,

an diesen gedacht, so müßte statt dessen er und statt alles es stehen. Dies hat Schröer nicht bedacht, wenn er die Verbesserung den Knaben in der Ausgabe letzter Hand verwirft. — Schon längst habe ich bemerkt, daß die weimarische Handschrift Str. 3, 1 statt die Jungfer richtiger manch Jungfer hat.

*) Vgl. Goethes Brief an Weller vom 18. April 1818. Faust II, 1252. Satyros 276.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so scheint diese hier um so unmöglicher, als Hanswurst und Marktschreier, die beide Schmid sein sollen, gleichzeitig auftreten, ja der letztere den erstern anredet. Scherer meint, dieser könne wohl nur einen Mann bedeuten, der in untergeordneter Weise das vorhandene Licht zu besserm Brennen bringe (als ob man nicht besser wüßte, welches Amt der Lichtputzer, der Lampenanzünder auf der Bühne hat!), und kurzweg fügt er hinzu „d. h. einen theologischen Aufklärer von geringem Range". Solche „Uebersetzung ins Literarische" ist der Gipfel der an einen Strohhalm sich haltenden Willkür. Wer mag denn wohl der Hanswurst sein sollen, den der Lichtputzer vertritt? Der von Scherer ins Auge gefaßte, von Goethe später in einem Prolog verspottete Bahrdt war doch wohl etwas anders als ein „Aufklärer von geringem Range"; die Rolle eines richtigen Hanswurstes würde er gut gespielt haben. Scherers Hirngespinnste verderben die von sprudelnder Laune eingegebene Dichtung. Werner versteht unter dem Lichtputzer Professor Meusel, der in der Art, wie er in den „Erfurtischen Zeitungen" aufgetreten, wohl als Gehülfe Schmids (des Marktschreiers) habe gelten können. Aber Meusel war nichts weniger als Schmid untergeordnet und ein Vertreter dieses Hanswurstes. Und wie kann man in den schlechten Witzen, welche der Lichtputzer nicht aus eigenem Triebe, sondern aus Noth in gewohnter Weise des Hanswurstes macht, nur die Spur einer persönlichen Beziehung auf einen Kritiker der Zeit sehen!

Zum zweitenmal sehen wir nun den auf dem Jahrmarkt sich herumtreibenden Zigeunerhauptmann, diesmal allein. Sein Unwille, daß das dummgläubige Volk zum Marktschreier läuft und sein Geld für nichts wegwirft, ergeht sich in den übertriebensten Ausdrücken. Was sollte dieser hier, wenn man Herder in ihm suchen müßte! Dagegen erklärt sich sein Auftreten ganz gut aus dem Wesen des Zigeunerhauptmanns, der auf dem ganzen Markte nichts für sich findet und sich im schärfsten Gegensatz zu diesem lustigen Treiben fühlt. An den beiden folgenden Figuren, einem Schweinemetzger und einem Ochsenhändler, die eben vom Viehmarkt kommen und nach vollbrachtem Geschäft, ehe sie den Viehtreibern folgen, noch eins trinken wollen, obgleich der Wirth, da sie all ihr Geld beim Einkaufe ausgegeben haben, ihnen borgen muß, scheitert die persönliche Deutung

auf das jämmerlichste. Sie sprechen sich eben entschieden als das aus, was sie sind, aber auch keine Silbe über ihren typischen Charakter hinaus. Wilmanns sieht hier wieder Leuchsenring und einen orthodoxen Pfarrer. Kann die Windigkeit solcher Deutungsversuche sich stärker parodiren? Doch Scherer überbietet ihn noch. „Etwa Schulmänner und Professoren, die sich an dem literarischen Treiben betheiligten?" Aber sie betheiligen sich ja nur am Einkaufen und Forttreiben von Schweinen und Ochsen, sind ganz in der Ausübung ihres Geschäfts begriffen, zu dem auch der nachträgliche Trunk als gewohnheitsmäßige Stärkung gehört. Wie die Professoren zu solchem unerhörten Ehrentitel gekommen, wird ganz eigenthümlich begründet. Goethe drücke sich hier so despektirlich über die Professoren aus (von einem solchen Ausdrucke kann nicht die Rede sein, da die Beziehung eben errathen werden müßte), wie Merck von den Studenten, speziell von den gießener rede. Freilich wissen wir, daß Merck den leidenschaftlichsten Widerwillen gegen die versoffenen und verliederlichten gießener Studenten hatte, daß in Goethes „Pater Brey" einmal „unordentleich, An Sinn und Rumor den Studenten gleich" und bald darauf zur Bezeichnung der Unordnung steht: „Das sind mir Schwein'!": aber was berechtigte Goethe, die Professoren selbst als Schweinemetzger und Ochsenhändler einzuführen? Es ist eine eigene Logik der verwegensten Ausdeutung, daß, wenn man die Studenten als liederlich bezeichne, auch die Professoren selbst als rohes Volk, als Schweinemetzger und Ochsenhändler, figuriren dürften. Das alles aber ist noch nicht das Schlimmste! Scherer wagt sogar als zu diesem Titel berechtigt Höpfner und Wenck zu nennen. Goethe selbst war mit Höpfner, dem gründlichen Gelehrten, dem feinen Kopf, dem liebevollen, herzlichen, alles Rohe meidenden Manne, innig befreundet: und diesen hätte er als Schweinemetzger einzuführen nicht gescheut! Und Wenck, der edle, feine, höchst begabte, von Liebe zur Bildung der ihm anvertrauten Jugend ergriffene Rektor des darmstädtischen Pädagogiums ein Ochsenhändler! Man entweiht Goethe und diese vortrefflichen Männer auf gleich schnöde Weise durch einen solchen ungeheuern Gedanken, bei dem „unser Geist auf eine Weile still steht". Und fragen wir, worauf sich eine solche Annahme stütze, so wüßten wir keinen Grund zu entdecken

als die Angabe: „beide Mitarbeiter der ‚Frankfurter gelehrten Anzeigen'". Aber hatte es denn Goethe hier auf eine launige Vorführung dieser abgesehen, und wo ist irgend eine Spur, daß diese sich auf eine Weise gezeigt, die ihnen von Goethes Seite diese saubern Masken hätte zuwege bringen können? Hätte er irgend die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" anzapfen wollen, so würden die neuen vom Jahre 1773, im Gegensatze zu dem durch Geist und Leben ausgezeichneten vorigen Jahrgange, ihm dazu Anlaß geboten haben. Vgl. Goethes Briefe an Kestner vom 19. und 26. Januar und Boies Brief von dem letztern Tag an Merck. Schröer hat diese Personen ganz übergangen, wohl weil er Scherer nicht durch ein hartes Wort verletzen wollte.

Der Lichtputzer wird jetzt wieder vor der Bühne lebendig. Er scherzt über sich als falschen Hanswurst, preist dazwischen die Medikamente seines Prinzipals an und deutet auf den nahen Anfang des Stückes. In seiner Sprache bedient er sich der Freiheiten des Volksliedes nach der Weise des Hanswurstes; schließendes **n, ne, nen** werden weggelassen (**de, sei**), **ch** in **i, au, nit, t** in **is** (vor dem noch **'s** zu denken) und **kauf** (wie auch der Zigeunerhauptmann die volksthümliche Form **Mark** statt **Markt** hat, wie mit demselben Reimworte in „Künstlers Erdewallen" 2, 18 f.). Mundartlich ist das **eh** (richtiger **ee**) in **mehnt.** Der Witz ist der gewöhnliche des Hanswurstes, wobei Goethe sich um so weniger anzustrengen brauchte, als es nicht der rechte Hanswurst ist. Zuletzt bietet auch er Medikamente an, Pflaster und Laxiere, und nachdem er den gewöhnlichen Witz auf den Namen Hanswurst gemacht, fordert er zum Kaufe auf.*) In die Rede des Hanswursts und in die unmittelbar darauf folgende des Marktschreiers einen besondern Sinn zu legen ist noch niemand eingefallen; man hat sie mit Recht für das genommen, was sie sind und an ihrer Stelle sein sollen. Wäre man nur überall so verfahren! Dem Marktschreier, der sich von volksthümlichen

*) Schnupftuch 'rauf! ist eine launige Aufforderung zum Kaufe; sie sollen ihren Batzen im Taschentuche auf das Gerüst werfen. Derselbe Ruf erschallt unten noch zweimal, wo er aber verdoppelt wird; wahrscheinlich beruht es auf Versehen, daß hier das Wiederholungszeichen fehlt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Formen nur des sehr gangbaren nit bedient, das wir auch im „Götz" finden, scheint es zu früh für den lauten Aufruf des Publikums, da noch zu wenig Leute in der Nähe seien. Er selbst versucht nun durch eine möglichst pomphafte Ankündigung des gleich beginnenden Trauerstücks von Esther mehr Publikum anzulocken. Das Stück sei von der neuesten Art, ein Schauerstück, das Zähnklappen (ursprünglich stand das abgeknappte Zähnklapp) und Grausen erregt (gepaart im Sinne von zugleich). Auch auf die schöne Ausstattung deutet er, auf die vielen Lichter, die man leider, da es noch Tag sei, nicht sehen könne.*)

Persönliche Beziehung des ersten Aktes des Stückes ist eben so wenig an sich wahrscheinlich, als sie durch Scherer trotz Schröers Beistimmung erwiesen ist. Das Puppenspiel stellt eben nur die bekannte biblische Geschichte in der mit keckem Uebermuthe roh hingeworfenen Fassung dar, ohne durch persönliche Beziehungen ihr eine besondere Würze zu geben.**) Der Marktschreier läßt darauf eine lange Reklame seiner Medikamente los, die vortrefflich in der Art solcher Leute gemacht ist, aber auch jede besondere Beziehung ausschließt. Die von Scherer aus Schmids Musenalmanach auf 1772 angeführten Stellen beweisen gar nichts. Wie sollte auch Goethe in der lustigen Laune, mit welcher er seinen „Jahrmarkt" hinwarf, eines im Herbst 1773 (also wenigstens vor anderthalb Jahr) erschienenen, längst vergessenen Musenalmanaches noch gedenken! Werners seltsamer Versuch, die Vorlage dieser Reklame anderswo bei Schmid nachzuweisen, wurde oben abgethan. Hanswurst unterstützt die Reklame durch Aufforderung zum Kaufe, durch das ver-

*) Auffällt, daß hier zwei Verse hinter einander mit daß beginnen und das erste daß sich nicht genau an das vorige (die Erwähnung des Inhalts und der grausenhaften Handlung) anschließt, so daß man fast statt dessen ein doch vermuthen könnte.

**) Auf die spätere völlige Umgestaltung dieser Puppenspielszenen mit übertreibender Nachahmung des kalten, steifen französischen Dramas bis zum Verse zu gehen wir hier nicht ein. Goethe hat übersehen, daß der letzte Vers seines ersten Aktes auf den darauf folgenden ersten des Hanswurstes reimte; jetzt hat letzterer seinen Reimvers eingebüßt. Ursprünglich war dasselbe nach dem zweiten Akt der Fall, wo zwei reimlose Verse aufeinander folgten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

doppelte „Schnupftuch rauf!“*) Da tritt der Zigeunerhauptmann zum drittenmal auf. Er hat eben ein hübsches Milchmädchen an einem Kram gaffen sehen, das er durch das Geschenk eines zinnernen Ringes kirre zu machen hofft. Das naive Mädchen merkt nichts von dessen Absicht, sondern erwidert seine Frage in treuherziger Gutmüthigkeit, doch verlieren wir beide bald aus den Augen. Wir können uns denken, daß sie von da weiter gehen, aber Goethe hat sich absichtlich mit dieser versuchten Anknüpfung begnügt, indem er gleich darauf uns zum Amthaus zurückführt, wo eine Unterredung zwischen Doktor und Amtmann den Uebergang zum zweiten Akte des Stückes macht. In der spätern Bearbeitung ruft das Mädchen Milch aus, neben dem Zigeunerhauptmann findet sich wieder der Bursch und beide wollen sich an sie heranmachen. Ist die Ausführung auch gelungen, so war doch die frühere Fassung, daß der Zigeunerhauptmann das Mädchen gaffend am Krame stehen sieht, an der Stelle passender. Man hat natürlich auch hier wieder Herder erkannt, und so muß denn das Milchmädchen dessen Braut sein, der zinnerne Ring als Verlobungsring gelten und ihr Ausruf: „Man sieht sich an den sieben Sachen blind“, von ihrer kritiklosen Bewunderung zeugen, ja Scherer findet, daß sie damit „ausgezeichnet charakterisirt“ sei, insofern sie auf alles hereinfalle. Wenn ein so scharfsinniger, geschmackvoller Forscher darin eine ausgezeichnete Charakteristik sehen kann, so hat ihn sein Deutungseifer eben ganz geblendet. Karoline war keineswegs ohne Urtheil, aber Leuchsenring hatte auch sie durch sein empfindsames Anschmiegen ganz für sich eingenommen und gegen Merck verstimmt; dazu hatte er geschickt die Sehnsucht, die sie zu dem so lange von ihr entfernten Herder empfand, zu benutzen gewußt. Wie hätte Goethe die tiefe Herzensneigung, welche Herder unzertrennlich an Karolinen fesselte, durch die gemeine Lust des Zigeunerhauptmanns darstellen und Karolinen zu einem solchen Gänschen machen

*) Das Wiederholungszeichen fehlt in der zweiten Bearbeitung sowohl hier wie weiter unten. Schröer hat es hier wieder hergestellt, aber nicht später (463), wo er gar nicht erwähnt, daß ein solches sich dort in der ersten Fassung finde. Das ist jedenfalls ein starkes Versehen. Die Wiederholung sollte nach der spätern Bearbeitung an keiner Stelle stattfinden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

können! Was ihm Karoline war, hatte Herder in einem Briefe an Merck aus dem Spätherbst 1772 ausgesprochen. Aber freilich, wenn man in dem Satyros Grundzüge von Herder entdeckt, kann man auch sein Verhältniß zu Karolinen so arg verzerren. Die durch das „Jahrmarktsfest" sich schlingenden drei Szenen des Zigeunerhauptmanns erklären sich sattsam aus sich selbst, sie gehören ganz zu dem bewegten Bilde des Jahrmarkts und bedürfen zu ihrer Erklärung keiner Annahme persönlicher Beziehungen. Dasselbe gilt von dem Gespräche des Doktors mit dem Amtmann, aus dem wir vernehmen, der letztere sei so wenig mit dem Stücke zufrieden, daß er schon den Entrepreneur hat mahnen lassen, nicht mehr so unziemliche Dinge vorzubringen, worauf dieser geantwortet, es käme derartiges nicht weiter vor und das Ganze schließe mit der gebührenden Strafe Hamans, was an ein bekanntes Geschichtchen von Euripides erinnert. Bellerophon hatte sich in dem seinen Namen tragenden Stücke auf eine solche Weise über das Geld als das höchste Glück des Lebens geäußert, daß die Zuschauer entsetzt wider den Schauspieler und das Stück losfuhren, bis Euripides auf die Bühne stürzte und bat, doch den Ausgang abzuwarten, da sie sehen würden, welches Ende dieser Bewunderer des Goldes nehmen werde.*) Das Versprechen, der zweite Akt werde sittlich sein, geht natürlich bei diesem eben so wenig in Erfüllung, als es beim ersten der Fall war, obgleich der Marktschreier weiß, daß man auf Sittlichkeit drängt.

Jetzt ruft Hanswurst wieder mit seinem verdoppelten „Schnupftuch rauf!" zum Kaufe auf. Der Marktschreier dagegen verkündet, daß nun der zweite Akt beginnen soll, weshalb er an die Herrn, die sich unmittelbar vor dem Gerüst der Bühne befinden, die Aufforderung ergehen läßt, etwas Platz zu machen; dabei aber verfehlt er auch nicht, diejenigen, die etwa das Spiel nicht sehen wollen, auf seine Medikamente aufmerksam zu machen. Hanswurst verspricht den Zuschauern große Rührung vom zweiten Akte, wie der Marktschreier vom ganzen Stücke gerühmt hatte „Zähnklapp und Grausen gepaart". Daß Werner dadurch an eine Beurtheilung der „Er-

*) Man vergleiche die ähnliche Einmischung des Publikums, die Goethe später zu Venedig erlebte, nach seinem Briefe vom 5. Oktober 1786.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

furtischen gelehrten Zeitungen" erinnert worden, in welcher es von einem Schriftchen heißt, das Buch sei „zu Thränen rührend", wäre unbegreiflich, wenn die jüngsten Deuter es nicht in der Entdeckung solcher Beziehungen wunderweit gebracht hätten, worüber ihnen jeder Sinn für natürliche Auffassung verloren gegangen. Der zweite Akt ist eben so wenig persönlich wie der erste, zu dem er den entschiedensten Gegensatz bildet. Bei Mardochai handelt es sich wie bei Haman um die Religion; jede weitere Beziehung ist ausgeschlossen. Leuchsenring war trotz aller seiner Empfindsamkeit kein Gründer einer separatistischen Gemeinde wie Mardochai; seinen Charakter hatte Goethe, wie Jacobi schon im Jahre 1786 an Garve schrieb, in den Versen des „Pater Brey" 152 ff. gezeichnet, wo es heißt, er wolle Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen, und endlich malen auf das Weiß sein Gesicht oder seinen Steiß. Die köstliche Schilderung Mardochais als eines Gründers einer neuen Gemeinde, die alle bisherigen übertreffen solle, hat auf Leuchsenring gar keine Beziehung. Aber nicht allein erklären die rücksichtslosen Deuter Mardochai für Leuchsenring, sondern auch Esther, die so gemein sich äußert, für Mercks Gattin. Wie mag man sich denn ernstlich vorstellen, Goethe habe, und zwar nach Scherer in dem Stücke, worin er Merck selbst die Cour macht, sie so an den Pranger stellen können, wie gespannt auch das Verhältniß zwischen den Gatten sein mochte. Beide Akte sind mit demselben derben Pinsel in übermüthiger Laune gemalt; beide schließen damit, daß man zu Bette geht. Schröer bekennt, Esther sei so flüchtig skizzirt, daß sie eigentlich nur die Situation andeute, ohne charakteristisch zu sein: aber ist dies nicht eben so auffallend, ja noch stärker bei der Frau Amtmännin, dem Fräulein, der Gouvernante und dem Milchmädchen der Fall, und wird dadurch nicht jede persönliche Deutung ausgeschlossen, wenn wir nicht dem Dichter selbst vorwerfen sollen, er sei hinter seinem Zweck zurückgeblieben, es sei ihm die beabsichtigte Andeutung der Persönlichkeit jämmerlich mißlungen!

Nach dem zweiten Akte kündigt der Marktschreier an: „Seiltänzer wird sich sehen lassen", was doch nur auf ein Intermezzo der Theatervorstellung gehen kann. Nach der Absicht des Dichters sollte der Zuschauer über die unmittelbar sich anschließende, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ganze endende Vorstellung des Schattenspielmanns dieses Versprechen vergessen. Bei der spätern Bearbeitung erklärt der Marktschreier, Seiltänzer und Springer hätten jetzt kommen sollen, aber es sei dafür zu spät geworden; morgen früh würden diese ihre Kunst zeigen, wobei er denn wieder die Gelegenheit ergreift, seine Medikamente zu empfehlen. Das ist offenbar gegen die frühere Absicht; denn das Stück ist ja noch nicht zu Ende, es muß wenigstens noch ein Akt folgen, den der Dichter aber nicht gibt, weil durch den Schattenspielmann die Aufmerksamkeit der Honoratioren in Anspruch genommen wird, die sich darauf empfehlen, ohne den Schluß der Vorstellung abzuwarten. Daß es draußen mittlerweile dunkel geworden, wird auch in der folgenden Szene angenommen, aber auf der Bühne waren ja Lichter, bei denen man auch den Seiltänzer sehen konnte. Hier begegnen wir wieder einer ganz ungeheuerlichen Deutung. Schon Wilmanns hatte in den Worten: „Seiltänzer wird sich sehen lassen", eine Anspielung auf die bekannte seilersche Schauspielergesellschaft gesehen. Scherer schweigt, dagegen erklärt Werner, dies sei ganz richtig; Goethe spiele auf das von Schmid herausgegebene Gedicht „Erscheinungen" an, worin erzählt wird, mit welchen Schwierigkeiten Seiler zu kämpfen hatte, ehe er die Erlaubniß erhielt, in der Universitätsstadt Gießen zu spielen, ja die Bewilligung ließ so lange auf sich warten, daß er davon keinen Gebrauch mehr machen konnte. Aber was hat Seiler mit Seiltänzern zu thun, als daß sein zufälliger, auf ein Handwerk deutender Name von demselben Worte hergeleitet ist, mit dem Seiltänzer zusammengesetzt ist? Und wie könnte Goethe auf eine längst vergessene Geschichte aus der Zeit, wo er selbst sich in Straßburg befand, in einer so ganz unverständlichen Weise anspielen, und wie hätte er sich die Gelegenheit entgehen lassen können, wenn er wirklich auf dieses tolle Hinhalten mit der polizeilichen Erlaubniß spotten wollte, ein paar tüchtige Peitschenhiebe der Entscheidung der Majorität des gießener Senats zu versetzen, die erklärt hatte, Schauspiele seien dem Lande überhaupt und insbesondere den Universitäten schädlich, die sich so besorgt für den Schaden gezeigt, den die Schauspiele der Sittlichkeit ihrer Studirenden bringen könne, während diese in der tiefsten Roheit und Sittenlosigkeit steckte, ohne daß der Senat auf Abhülfe sann? Es

ist die ärgste Beleidigung von Goethes frischem Humor, ihm eine solche alberne Anspielung unterzuschieben!

Den Schluß macht das Schattenspiel an der Wand im Amtshause. Gegen das vom Doktor beantragte Hereinlassen des Schattenspielmanns hat der sittenstrenge Amtmann nichts einzuwenden, obgleich man dadurch genöthigt wurde, das Zimmer (an dessen Stelle später eine Laube trat) ganz dunkel zu machen. Auf den Spruch des Doktors: „Man ist, was man bleibt", welcher etwas sonderbar darauf deutet, daß auch die Gelegenheit den Guten, der in sich fest stehe, nicht verführe, wie das Sprichwort sagt: „Tugend kommt nicht um", antwortet der Amtmann: „Man ist, wie mans treibt", d. h. auf das Handeln kommt es an, nicht auf den Schein. Nach der spätern Bearbeitung läßt der Amtmann in die Laube einen Schirm (eine spanische Wand) bringen, um diese nach außen abzuschließen. Weshalb Goethe später den Ruf des Schattenspielmanns schon hinter der Szene vernehmen läßt, ist mir unklar, da des Doktors „Laßt ihn hereinkommen!" natürlicher ist, wenn dieser den Schattenspielmann schon vor sich sieht. Seinen Orgelrefrain scheint Goethe frei gebildet haben nach „Dudeldum, dudeldei", das schon Wieland im „Urtheil des Paris" (1764) hat, wo „Dudeldum" und „Dudeldei" sich entgegengesetzt werden. Darnach schuf er auch sein „Orgelum, orgelei". Ob er „Dudeldumdei" schon vorfand, oder „Dudeldum, dudeldei" so zusammenzog, wissen wir nicht, im letztern Falle müßte Schiller sein „Dudeldumdei" in „Wallensteins Lager" unserer Stelle verdanken. Zur Einführung des Schattenspiels nach dem Theater wurde Goethe durch keine persönliche Beziehung veranlaßt; es war dies eine der vielen Sehenswürdigkeiten auf Jahrmärkten. „Wir haben einen Teufelsreuter hier und Komödien und Schatten- und Puppenspiel", schreibt Goethe am 14. April 1773 an Kestner. Wer auf Anspielungen erpicht ist, könnte an die durch Michaelis und Jacobi auf der Bühne eingeführten „Schatten" denken, über die Schmid im Almanach auf das Jahr 1771 berichtete: aber nichts lag Goethe ferner. Daß der Amtmann oder ein Diener den Schattenspielmann hereinruft, ist nicht ausgeführt, auch später nicht, nicht einmal durch eine szenarische Bemerkung. Mit seinem vollen Refrain tritt dieser herein und bittet gleich, da die Lichter noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht alle gelöscht sind, diese zu entfernen, dann fordert er die Damen auf, wenn sie gut sehen wollen, sich ganz ins Dunkel zu begeben. Wenn der Doktor in deren Namen erwidert: „Von Herzen gern", so will er dieser nicht spotten, sondern nur zu erkennen geben, daß sie sich gern fügen, um den vollen Genuß zu haben; denn jener hatte bemerkt: „Nimmt sich sonst nicht aus." Stimmt der Dialekt des Schattenspielmanns auch in einigen Punkten mit dem des Hanswursts überein, so zeigt sich dieser doch als Deutsch-Franzos in der Weise von Lessings Riccaut, obgleich er kein einziges französisches Wort braucht als: „Mesdames". Wir verweisen auf nicks (579), durk (583) und gottserbärmlick (611), dann auf das häufig eingeflickte bedeutungslose sie (576, 578 f., 581. 589 f. 596)*), das Abknappen des e (579. 581. 584. 591. 611. 616), des en oder n (579. 585. 592. 597. 599 f. 602. 605 ff. 615), auch des t in steh (589 f.) und is (576 f. 585. 601. 613), den falschen Gebrauch von die statt der und dem (579, wo ursprünglich auf die Erd stand,**) und 589), die falsche Wortstellung (600), den Ausfall es (vor steh und hat) 589 f.***), sie (598 ff.), sie wird (591)†). Eine strenge Folgerichtigkeit findet sich hier freilich

*) Gegen die Ansicht von Wilmanns, das pleonastische sie deute auf eine bestimmte Individualität, hat Scherer bemerkt, der Schattenspielmann radebreche die deutsche Sprache nach Art eines Romanen. Sie scheint die überall eingeflickte Anrede Sie, wie sie offenbar 602 und 614 steht; es ist ein komischer Ueberfluß von Höflichkeit, der wie eine hervorhebende Partikel sich meist an Zeitwörter (war, hab [en], sprach, steh [t]), aber auch an wie anhängt. Auffallend genug findet sich dieses pleonastische sie nur im ersten Theile der Beschreibung des Schattenspielmanns. In der weimarischen Handschrift steht diese Erd gesehe, wie auch die erste Ausgabe der Werke hat, in welcher dieser Druckfehler sein muß statt diese.

**) Schröer bringt für das von ihm vorgezogene gesehen den Reim auf 583 vor, aber der Reim ist oft verletzt und scheint erst 581 einzutreten; völlig fehlt er 589 f. (denn Paradies soll kaum auf is des vorigen Bildes [585] reimen) 592. 594. 596—599; erst darauf reimen die Verse regelmäßig unmittelbar auf einander.

***) Sonderbar erklärt Schröer in „Steh sie Adam" sie für er, Adam sei Apposition.

†) Erst die spätere Bearbeitung hat 601: „Is e Schand und e Spott"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht*), aber auch dies liegt in der Art des Deutsch-Franzosen, wie wir es auch verstehen, daß dieser in manchem die Volkssprache, mit der er in Verbindung kommt, befolgt. Die Bilder, die er zeigt und auf seine naive Weise erklärt, sind aus der Bibel entnommen, die dem Volke am nächsten liegt, das Chaos, die Schöpfung der Welt und des Menschen, die Verführung, die Vertreibung aus dem Paradies, das Sittenverderbniß, die Sündflut und die Versöhnung Gottes. Alle einzelnen Szenen werden durch den Refrain eingeleitet, der aber nur dreimal vollständig ist, vor der Schöpfung des Menschen, vor der Sündflut und zum Schlusse, wogegen das wiederholte „Orgelum, orgelei" nur vor dem ersten Bilde, das wiederholte „Orgelum" dreimal eintritt. Eigenthümlich ist, wie der Schattenspielmann die Sündflut schließt. Das langsame Vertrocknen der Wasser nach der Bibel bot ihm kein Bild, und da der Geschichte ein rasches Ende gegeben werden sollte, bemühte er den olympischen Götterboten, dessen Abbildung auch dem gemeinsten Manne bekannt war, worauf Goethe selbst in „Götter, Helden und Wieland" spottet, um des spätern „Neuen Paris" nicht zu gedenken. Man erinnere sich auch, daß er auf seinem Zimmer das Bild des Merkur immer vor sich hatte, wie wir aus seinem Briefe an Kestner vom 5. Februar 1773 wissen. Dieser Schluß der biblischen Geschichte durch den heidnischen Gott, der dem Schattenspielmann eben so persönlich ist als der biblische „Gott der Herr", scheint mir eben einer der köstlichsten Späße. Aber die leidige literarische Deutungssucht verdirbt auch hier wieder alles. Wilmanns ist natürlich auf Wielands „Merkur" gefallen, aber Scherer wirft ihm vor, daß er daraus nicht den einfachen Schluß gezogen, der Schattenspielmann sei Wieland, wogegen Schröer ganz richtig bemerkt, wenn Wieland Mercurius sei, so könne dieser auch nicht zugleich der Schattenspielmann sein. Scherer aber geht so weit, in den der eigentlichen Vorstellung vorausgehenden Worten des Schattenspielmanns: „Lichter weg! mein Lämp-

statt des offenbar verdruckten „Ist es ein Schand und Spott", das wohl heißen sollte „Is eine Schand' u. Sp."

*) 604 f. hat erst die spätere Bearbeitung begatte, Schatte geschrieben, aber vorher Damen, kamen stehen lassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

chen nur! Nimmt sich sonst nicht aus", eine Parodie auf Wielands Vorrede zum Merkur zu sehen, worin dieser nur sein Licht habe leuchten lassen und das deutsche Rezensirwesen als so verkommen dargestellt habe, daß es geschienen, als ob der Merkur einem ganz chaotischen Zustande habe zu Hülfe kommen müssen. Aber so arg hatte sich Wieland nicht geäußert, er hatte nur der Nachlässigkeit und der nicht seltenen Parteilichkeit gedacht, womit zuweilen die ordentlichen Richter ihr kritisches Amt verwalteten, und dadurch anmaßliche Demagogen veranlaßten, die nothwendig aristokratische Verfassung der gelehrten Republick umzukehren; freilich hatte er auch neben den Rezensionen eine Art von literarischem Revisionsgericht versprochen, das vielleicht eines der wirksamsten Mittel sein würde, jenen Mißbräuchen und Unordnungen nach und nach abzuhelfen, „was wir in dem Artikel Revision mit Freimüthigkeit, Bescheidenheit und Unparteilichkeit zu leisten versuchen werden", aber die Verdienste derjenigen hatte er anerkannt, „welche in diesem Felde bisher mit Ruhm und Erfolg gearbeitet haben, und es hoffentlich noch ferner bearbeiten werden". Somit schwebt die scherersche Deutung geradezu in der Luft. Nicht jene Vorrede ärgerte Goethe, sondern das, was Wieland wirklich brachte, worüber er später seinen Grimm in „Götter, Helden und Wieland" losließ. Die Worte des Schattenspielmanns sind rein aus der Situation geflossen, und eben so wenig auf etwas ganz anderes gemünzt, wie das unmittelbar darauf folgende: „Ins Dunkle da, Mesdames." Mit Wielands deutschem, später teutschem Merkur, dessen schlechte, nur auf dem ersten Hefte (Januar 1773) sich findende Vignette den ruhig stehenden, die rechte Hand als Redner ausstreckenden, seinen Heroldstab gesenkt haltenden Gott zeigte, hat der hier in größter Eile geradeherab zur Erde fliegende Mercurius nichts zu thun*), wenn auch Goethe oft launig die lateinische Form des Namens von der Zeitschrift braucht, obgleich Wieland erklärt hatte, „daß die Benennung des deutschen Merkurs, welche einigen Patrioten ein wenig anstößig gewesen, in Ermangelung einer schicklichern, bloß darum gewählt

*) So erschien er erst in Wagners Farze „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten" (1775).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worden, weil man glaubte, sie würde dem Publico, wenn man ihrer einmal gewöhnt worden, die bequemste sein"! Hätte Goethe im „Jahrmarktsfest" Wieland treffen wollen, er hätte es viel lustiger und schärfer gethan, wozu gerade der Schluß jener Vorrede vortrefflichen Anlaß geboten haben würde. Auch ahnte weder Wieland, obgleich er sehr argwöhnisch gegen Goethe war, noch dessen Freunde, ja auch nicht seine Gegner im „Jahrmarktsfest" irgend einen Spott auf den Herausgeber des „Merkur". Wieland selbst fand dessen Knittelverse „sehr artig" und er sah ihn darin leibhaftig vor sich stehen, es sei, wie „Götz" und „Werther", in seiner Art „ganz vortrefflich und herrlich". Der Schattenspielmann steuert mit seinem zur Erde herabstürzenden Mercurius nicht bloß der Noth der rettungslos verlorenen Menschen, sondern auch seiner eigenen durch ein allgemein bekanntes und ihm leicht zu Gebote stehendes Bildchen, das er auf der Wand erscheinen ließ. Eine ganz andere Beziehung des Schattenspielmanns setzte schon der Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts Friedrich Christof Schlosser als allbekannt voraus. Er sagt (III, 196 f.), die Leser wüßten, daß die ganze Stelle vom Schattenspielmann auf Herders „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" gehe, setzte aber dabei voraus, das „Jahrmarktsfest" falle nach deren erst 1774 erfolgtes Erscheinen, Goethe spotte über den etwas marktschreierischen Lärm, den Herders neue Erfindung gemacht habe. Ihm entging, daß Goethe die „älteste Urkunde" mit großer Begeisterung aufnahm. Neuerdings hat sich Schröer von dieser freilich bei der Schöpfungsgeschichte sich leicht aufdrängenden Annahme dadurch nicht abhalten lassen, daß der erste Band, der nur die Schöpfungsgeschichte enthält, erst 1774 geschrieben wurde. Dieser chronologischen Schwierigkeit glaubt er durch die Voraussetzung zu entgehen, ähnliche mündliche Aeußerungen Herders gegen Goethe hätten leicht dessen Muthwillen hervorrufen können: aber jede Spur, daß Herder je früher von der Auslegung des ersten Kapitels der mosaischen Urkunde Goethe etwas gesagt hätte, fehlt völlig, und unser Schattenspielmann begnügt sich nicht mit diesem, sondern geht bis zum Aufhören der Sündflut. Aber das von Schröer hier angewandte Mitttel ist ja von Scherer längst in Gebrauch genommen und von seinen gefügigen Schülern Minor und Sauer in ihrer Weise trotz seiner Abenteuerlichkeit

gepriesen worden. Der hier angenommene Spott wäre der unsinnigste, den man sich denken könnte; denn während Herders Auslegung in bewundernden, auf eine unendliche Tiefe deutenden Ausrufen sich ergeht, stellt der Schattenspielmann mit der Treuherzigkeit des gemeinen Mannes, deren komischer Eindruck durch das Radebrechen der Sprache gesteigert wird, die Geschichte man möchte sagen holzschnittmäßig dar. Wie hätte Goethe auf den Gedanken kommen können, durch dessen ganz am Boden kriechende Erklärung den pathetischen, enthusiastischen Schwung Herders zu parodiren! Wenn man meinen könnte, das Lämpchen deute auf Herders willkürliches Hereinlegen eines andern Gedankens, so widerspricht diesem ja geradezu der höchst platte, an das rein Thatsächliche sich haltende naive Bericht zur Erläuterung der auf der Wand widergespiegelten Bilder. Nur wenn man den Schattenspielmann rein als solchen faßt, gewinnt die Darstellung humoristisches Leben, unter jeder Vermummung und Umdeutung wird sie albern und stumpf, da sie etwas anderes sagen soll, als sie wirklich sagt.

Der Abschied der Gesellschaft vom Amtmannn wird kurz abgethan; das Ganze schließt mit dem vollen Refrain des Schattenspielmanns, der wohl draußen erschallt, als das Fräulein, der Doktor und die Gouvernante (sonderbar fehlt der letztern Begleiter, der Pfarrer) sich eben entfernen wollen. Leider hat Goethe auch bei der spätern Bearbeitung den Schluß nicht weiter ausgeführt, da es ihm vor allem um das Bild des Jahrmarkts zu thun war.

Am Schlusse freut sich Scherer recht seines Ergebnisses. Daß die erste Szene, die mit dem „Empfehl" des Bedienten schließt, gleichsam ein Vorspiel sei, um durch die Rolle des Doktors einen Mittelpunkt für das Ganze zu schaffen, können wir nicht zugeben; sie ist die nothwendige Exposition, knüpft den Faden der Handlung an, die freilich im Grunde nur ein Rahmen für die Darstellung des Jahrmarkts ist. Auf das glückliche Durchschlingen dieses Fadens nimmt Scherer keine Rücksicht. Wenn er meint, nach den von ihm am Anfang angenommenen Rezensenten und Reklamenmachern bilde symmetrisch Wieland mit dem „Merkur" den Abschluß, so kann ich darin um so weniger eine Symmetrie sehen, als andere Kreise in ganz verschiedener weiterer Ausführung dazwischen treten, so daß

man jener sich gar nicht mehr erinnert. Symmetrie verlangte doch ein Entsprechen des Anfangs und des Endes. Der Wagenschmeermann dürfte nach Scherers Gruppirung nicht von dem Nürnberger getrennt sein. Um diese Abweichung zu erklären, meint er, dieser trete deshalb zwischen die Tirolerin und das Pfefferkuchenmädchen damit die Frauenzimmer nicht gleich hinter einander kommen sollten. Aber warum sollte dies denn vermieden werden? Wir glaubten hier einen glücklichen Gegensatz zu erkennen. Darin, daß der Zigeunerhauptmann eine Kontrastfigur bilde, stimmen wir in gewissem Sinne bei. Aber wir können unmöglich einen „Plan" darin entdecken, daß „hierauf Jacobi und Gleim auftreten, der Spalding mitzieht, dann die Gießener Bahrdt und Höpfner, der Wenck mitzieht, indem zugleich der gießener Schmid wieder das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt". Wäre darauf etwas zu geben, daß die Figuren desselben Ortes zusammengehören, so wäre das Sonderbare, daß ein Gießener einen Darmstädter mitzieht, völlig verfehlt. Doch man vergleiche nur mit Scherers Stellung der einzelnen Figuren in Reih und Glied das Stück selbst, um zu sehen, wie entsetzlich dieser gefundene „Plan" alles verzerrt. Der Gang des Jahrmarkts ist ein ganz anderer, aber Scherer hat eben nur auf persönliche Beziehungen, nicht auf die dramatische Komposition sein Augenmerk gerichtet. So findet er denn, daß „durch die großen Journale lauter kleine geographisch oder sachlich einheitliche Gruppen umrahmt sind", Frankfurt, Darmstadt, Gießen und Koblenz, das allerdings vertheilt sei, Herder, Jacobi, Gleim, Spalding, die durch ihren geistlichen oder halbgeistlichen Charakter [Jacobi und Gleim hatten ein weltliches Kanonikat!] zusammengehalten würden. Demnach muß er wohl glauben, die ganze Komposition beruhe auf den Anspielungen, da doch offenbar die glücklichste dramatische Anordnung vorliegt. Wenn Goethe sich nicht immer ganz in seinem persönlichen Kreise habe halten können, so entschuldigt er dies damit, daß Merck gegen Nicolai nicht strenge die Wahrheit gesagt: er verschweigt, daß Goethe selbst bloß vom frankfurter Kreise spricht, zu dem nach Scherers Deutung außer Goethe selbst nur ein paar unbedeutend hervortretende Personen gehören, und vor allem, daß Goethes Bericht alle literarischen Anspielungen auf Gegner der frankfurtischen Sozietät aus-

schließt. Aeußert dieser ja sogar, die Mitglieder dieser Sozietät hätten über die im „Jahrmarktsfeste" auftretenden Figuren alle gelacht und wenige gewußt, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze gedient. Wo aber finden sich solche lächerliche Eigenheiten von Personen des frankfurter Kreises im „Jahrmarktsfest"? Gerade diejenigen Masken, die man auf Frankfurt gedeutet hat, zeigen solche gar nicht; denn wo sind an der kaum sprechenden Frau Amtmann und am Amtmann lächerliche Züge zu finden, die auf die edle Cornelie Goethe und auf den zu lebendiger Wirksamkeit im Staatsdienste getriebenen Schlosser paßten? Daß Goethe auch sich selbst im „Jahrmarktsfest" nicht geschont, sagt dieser nicht, und doch soll der Doktor auf ihn gehen. So entspricht denn die persönliche Deutung in der Weise, wie man sie versucht hat, eben so wenig der Aeußerung Goethes selbst, welche doch ihre Grundlage bildet, als einer gewissenhaften Auslegung des Gedichtes. Es darf auch wohl bemerkt werden, daß Karoline Herder, die wußte, daß „Pater Brey" auf Leuchsenrings Einmischung in ihre Verbindung mit Herder ging, im „Jahrmarktsfest" gar keine Anspielung auf sich und Herder sah, wie sich deutlich aus ihrer Aeußerung an ihren Gatten vom 16. Januar 1789 ergibt: „Der ‚Brey' ist nach dem ‚Plundersweiler Jahrmarkt' gedruckt; es hat mir sehr weh gethan, daß ers nicht weggelassen hat." Ueber „Brey" stellte sie im Februar Goethe zur Rede, wo dieser sie denn durch die Erklärung beruhigte, daß er weit entfernt gewesen sei, sie als Leonora schildern zu wollen. Herder selbst äußert sich in den Antworten an seine Gattin darüber nicht eingehender, mißbilligt nur, daß Goethe im achten Bande, der mit dem „Jahrmarktsfest" und „Pater Brey" beginnt, auch seine „jugendlichen Fratzen und Späße" habe drucken lassen.

Schließen wir ab! Da Goethes eigene Aeußerung über sein „Jahrmarktsfest" mit der Dichtung nicht stimmt, die etwas ganz anderes als eine „Sammlung belebter Epigramme" ist, da sich keine einzige Stelle auf eine bestimmte Person aus seinem Kreise, deren wir doch viele kennen, so deuten läßt, daß wir ihr treffenden Witz und schlagende Charakteristik nachrühmen dürfen, da die hereingebrachten, einen äußerst breiten Raum einnehmenden literarischen Beziehungen, abgesehen davon, daß Goethes Bericht von solchen

gar nicht spricht, Mercks Brief an Nicolai sie geradezu ausschließt, nichts weniger als deutlich, oft geradezu fade und Goethes Humor unwürdig sind, da wir, wenn solche überhaupt anzunehmen wären, viel schärfere, sich deutlich aussprechende, besonders gegen F. G. Jacobi, Schmid, Nicolai u. a. erwarten müßten, da das „Jahrmarktsfest" durch die Annahme solcher gleichsam unter der Decke spielenden Angriffe nicht gehoben, sondern in seiner durchsichtig klaren Komposition geradezu entstellt wird, müssen wir zu Gunsten des Gedichtes diese geschraubten Deutungen, von denen bei genauerer Betrachtung kaum eine die Probe hält, entschieden zurückweisen, und demnach dem Dichter zu Liebe seine sehr spät, ohne genaue Erinnerung an sein Gedicht gemachte Aeußerung als den Thatsachen widersprechend verwerfen, wie wir dies auch in manchen andern Fällen zu thun genöthigt sind. Wir erzeigen damit nicht allein dem genialen Ausbruch von Goethes humoristischer Laune einen Dienst, sondern treten auch der Sucht nach windigen Einfällen und haltlosen Deutungen entgegen, die, statt aus der Dichtung selbst das Verständniß zu gewinnen, nach äußern, nur zu oft rein eingebildeten Haltpunkten sucht und zu den fabelhaftesten Mißverständnissen führt, ja die Methode der Forschung wesentlich schädigt, den Sinn für das einfach Natürliche gefährdet. Ich kann Erich Schmid nicht helfen, hier gilt es Goethe zu Liebe seiner eigenen Aeußerung über eine vor vierzig Jahren gedichtete Schnurre nicht zu glauben, „ein herzhaftes ἀπιστεῖν".

Den 20. Juni 1884.

Satyros oder der vergötterte Waldteufel.

Der mit Lavaters Segen in die Welt gesandte, später als Lump von ihm verabscheute Kraftapostel Christof Kaufmann und Goethes Satyros, der nicht allein das Volk durch unverschämte Anmaßung, überschwängliche Naturverehrung und mystisches Feuer hinreißt, aber als gemeiner Lüstling entlarvt wird, bieten so viele übereinstimmende Züge, daß es nicht zu verwundern, wenn Goethes vertrauter Hausfreund Riemer es für unzweifelhaft halten konnte, in jenem Spottdrama sei jener „Panurg" gemeint, der das stolze Wort: „Man kann alles, was man will", zu bewahrheiten sich vermaß. Aus Riemers Aeußerung*) ergiebt sich, daß er diese Beziehung nicht aus Goethes Munde vernahm, obgleich es ihm nahe lag, auf Anlaß seiner Bemerkung im dreizehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit", er habe einen „tüchtigern und derbern Zunftgenossen" seines Pater Brey im Satyros dargestellt, nach der hier vorschwebenden Person zu fragen, besonders da Riemer vor dem Drucke dieses Buch nicht allein mit Goethe durchging, sondern ihm auch manche stilistische Aenderungen vorschlug. Aber Riemer wußte damals auch noch nicht, daß „Pater Brey" auf Leuchsenring gemünzt sei; er erfuhr es zuerst aus einer Aeußerung in Fr. Jacobis 1824 von Fr. Roth herausgegebenen „Auserlesenem Briefwechsel",**) scheint aber keine Gelegenheit gefunden zu haben, den Dichter über diesen und den wunderlichen Gesellen, den vergötterten Waldteufel, zu befragen. Die erste Kenntniß von Kaufmann erhielt Riemer ein Jahr nach Goethes Tode durch die von H. Hirzel herausgegebenen „Briefe von Goethe an Lavater"; drei Jahre später fand er weitere Kunde von ihm

*) Mittheilungen über Goethe II, 535.
**) Ebendas. 533.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in U. Hegners „Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavaters“ und in Varnhagens von Ense „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang“, wo ein auch in Goethes Nachlaß befindliches Epigramm des Dichters auf Kaufmann mitgetheilt wurde. Auch stieß ihm Kaufmann später in den Briefen Hamanns auf (der betreffende Band war längst vor Goethes Tod erschienen), und von Goethes persönlichem Zusammentreffen mit ihm zu Weimar entdeckte er Spuren im Tagebuche des Dichters. Nach den hieraus sich ergebenden Zügen dieses Lügenpropheten schien es ihm so unzweifelhaft, Satyros sei dessen dichterisches Abbild, daß er gar nicht fragte, ob die Zeitverhältnisse zu seiner Annahme stimmten, ob zu der Zeit, wo „Satyros“ entstand, Kaufmann bereits eine Rolle gespielt und in solcher Weise schon Goethe bekannt gewesen. Die Unmöglichkeit, daß dieser in seinem „Satyros“, den Riemer selbst**) 1773 setzt, den erst mehrere Jahre später auftretenden Kaufmann im Sinne gehabt, liegt klar vor. Die neuerdings geäußerte Vermuthung,**) Goethe habe, nachdem er mit dem ganzen weimarischen Hofe jenen als Lumpen erkannt, die auf sein äußeres Auftreten bezüglichen Verse nachträglich eingeschoben, entbehrt jedes Haltes und widerspricht der Art, wie sich Goethe gegen seine frühern Dichtungen verhielt; auch ist die betreffende Stelle so fest in die Dichtung eingefugt, daß sie nur gewaltsam aus ihr herausgerissen werden kann. Als er zu Weimar seine ältern ungedruckten Arbeiten vorlas, gab er sie in ihrer ursprünglichen Gestalt, wenn er nicht etwa einmal, von übermüthiger Laune hingerissen, aus dem Stegreif etwas hinzufügte oder änderte, was er aber nicht in die Handschrift aufnahm.

Alle frühern Angaben über die Entstehungszeit des „Satyros“ schwebten in der Luft, nur das eine stand fest, daß diese vor die Reise nach Weimar fiel. Goethe selbst setzte ihn in dem im März 1819 entworfenen, in demselben Jahre am Schlusse der neuen Ausgabe gedruckten chronologischen Verzeichniß ins Jahr 1770,*) und so stand er auch in der „Chronologie“ unter den von 1769 bis 1773 entstandenen Schriften. Als man in dieser nach Goethes

*) Ebendas. 598.

**) Im neuen Reich 1879 II, 440.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tod die Jahre genau unterschied, wurde er in die Zeit von 1773 bis 1774, unmittelbar nach „Pater Brey" gesetzt, weil Goethe gelegentlich in einem Briefe an Zelter ihn für gleichzeitig mit diesem und „Prometheus" ausgegeben. Erst ganz neuerdings haben wir einen urkundlichen gleichzeitigen Halt gewonnen. Nach der freilich nicht wortgetreuen, aber aus frischer Erinnerung in allen wesentlichen Punkten gemachten zuverlässigen Aufzeichnung, die Johanna Fahlmer im Mai 1774 an Fr. Jacobi sandte*), hatte Goethe den „Satyros" bereits geschrieben, als diese im September 1773**) mit Betti Jacobi nach Düsseldorf reiste. Er erwidert dort auf die Frage, ob er während dieser Abwesenheit nicht noch etwas Hübsches im Genre des Göttergesprächs [„Götter, Helden und Wieland"] komponirt habe: „Nichts, liebe Tante. Den ‚Satiros.' — Nun, der war schon vor Ihrer Abreise fertig." Den „Satyros" nennt er nur, weil dieser ihm allein von seinen neuesten scherzhaften Dichtungen einfiel, obgleich er nicht ganz in das „Genre" der Farze auf Wieland gehörte. Er muß aber nach seiner Aeußerung erst kurz vor der Abreise der Fahlmer fertig geworden sein, da er sonst unmöglich den Irrthum begehen konnte, diesen zu nennen. Bei aller Begierde, die Rede auf Goethes Posse „Das Unglück der Jacobis" zu bringen, müßte die Fahlmer bei der Erwähnung des „Satyros" doch gefragt haben, was dieser denn sei, wäre er ihr nicht bekannt gewesen. Ohne Zweifel hatte er ihr dieses, wie alles, was er seit seiner Bekanntschaft mit ihr gedichtet, mitgetheilt, und sie hatte ihn wohl abgeschrieben und ihrer Freundin nicht vorenthalten. Dadurch war denn das Stück auch in die Hände von Fr. Jacobi gekommen. Fällt somit die Dichtung in den Sommer 1773, so ergeben sich die versuchten, aber äußerst schwach begründeten Beziehungen desselben auf Basedow und Heinse als unmöglich; denn er lernte beide erst im folgenden Sommer persönlich kennen, wo er gleich ihre Bedeutung so zu schätzen wußte, daß er an eine Verspottung ihrer Eigenheiten nicht

*) Goethe-Jahrbuch II, 379 ff. Jacobis dort gegebener, für Wieland bestimmter „Auszug aus einem Briefe von Tante Fahlmer an Fritz Jacobi" muß wörtlich aus dem Briefe der Fahlmer genommen sein.

**) Meine „Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit" 210.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denken konnte. Auch der Gedanke, den Haym hinwirft*), „Satyros" beziehe sich auf die Untreue von Mercks Gattin, welche dieser erst im folgenden Jahre in der Schweiz entdeckte, wird schon durch die Zeit der Entstehung widerlegt, abgesehen davon, daß Goethe das „Ungeheure", was dem Freunde begegnet war, nimmermehr so possenhaft hätte behandeln können, wäre es ihm überhaupt möglich gewesen, in einer seiner Dichtungen auf dieses entsetzliche Ereigniß hinzudeuten. Und was hat die versuchte Verführung, ja Nothzucht des Betrügers „Satyros" mit dem wirklichen Ehebruch der Gattin des Freundes zu thun? Sehr wohl würde sich die jetzt feststehende Entstehungszeit des Stückes mit Scherers**) Beziehung auf Herder vertragen, aber diese ist an sich rein unmöglich.

Die Sucht, persönliche Beziehungen in Goethes Dramen, Romanen und sonst aufzuspüren, hat zu den traurigsten Mißverständnissen geführt. So unzweifelhaft es feststeht, daß Goethe wirkliche Personen, Zustände und Handlungen seiner Umgebung als Einschlag zu seinem dichterischen Gewebe verwandt hat, so verkehrt ist die Annahme, seine Dichtungen seien alle auf solche gebaut, seine Personen sämmtlich aus der Wirklichkeit genommen und nur dichterisch mehr oder weniger frei gestaltet, so daß man z. B. ohne weiteres fragen könne, welche Modelle bei allen einzelnen Personen von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" vorgeschwebt, und man die Lösung dieser Aufgabe für eine ernste Leistung hält. Das heißt die schöpferische Kraft des Dichters verkennen, dessen Gebilde in seiner geistigen Anschauung wurzeln, durch seine Einbildungskraft sich naturgemäß, nach seinem vorschwebenden Zwecke entwickeln, wenn sie auch aus seiner Aufnahme, Auffassung und lebendigen Aneignung der ihn umgebenden Welt ihre Lebenskraft gesogen; ist ja die äußere und innere Welt, wie für jeden Menschen, der auf seinen eigenen Füßen stehen will, so ganz besonders für den Dichter der unerschöpfliche Lebensborn. Goethe selbst hat sich darüber im Vorspiel auf dem Theater, das den „Faust" einleitet, und in seinem „Tasso" so bezeichnend ausge-

*) Herder nach seinem Leben und seinen Werken I, 375, 3. Die schererische Deutung lehnt er mit Recht als seltsam ab.

**) Aus Goethes Frühzeit S. 43—68. Goethe-Jahrbuch I, 81—118.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sprochen, daß man ihn mit dem Versuche, bei seinen dichterisch ausgeprägten Personen auf Züge, die er aus der Wirklichkeit gewonnen, Jagd zu machen, und nicht zu ruhen, bis man alle Einzelheiten in der Wirklichkeit nachgewiesen, billig verschonen sollte. Wer sich ernstlich die Aufgabe stellt, in den „Lehrjahren" die Vorbilder aller dort auftretenden, von dem Zwecke der Dichtung geforderten Personen aufzuspüren, muß sich jeden Gedanken, wie der wahre Dichter schafft, aus dem Sinne geschlagen haben. Jede Dichtung ist als natürliche Entwicklung eines lebendigen Keimes anzuschauen und aus sich selber zu begreifen; erst wenn wir sie als einheitliches Ganzes durchdrungen haben, dürfen sich die neugierigen Fragen hervorwagen, welche besondere Beziehung bei der dichterischen Schöpfung mitgewirkt, welche persönliche Erfahrungen sich darein verschlungen, ja es kann zuweilen der Fall sein, daß einzelnes so wenig zur vollen Klarheit der Erscheinung gekommen, daß erst durch solche zu Grunde liegende Verhältnisse die Absicht des Dichters verstanden wird. Je vollendeter eine Dichtung, um so weniger wird sie solcher äußerlichen Mittel zu ihrer Auffassung bedürfen, wenn man nur, woran es leider so sehr fehlt, sich ganz hineinzuversetzen weiß, nicht herausliest, was man selbst hineingelegt, sondern, den Spuren des Dichters folgend, sie so erfaßt, wie sie aus seiner dichterisch gestimmten Seele geflossen. Will man dagegen, statt diesem naturgemäßen Wege zu folgen, bloß mit Hülfe überlieferter Thatsachen sich des Innern der Dichtung bemächtigen, das Verständniß nach diesen modeln, so kann man nur zu einem Zerrbilde gelangen, vor welchem der Dichter selbst sich schaudernd verhüllt. Je mehr sich der Scharfsinn anstrengt, auf seiner Fährte vorzudringen, um so mehr wird sich die Dichtung verschieben, ja er wird sogar beim Verfolgen der Wirklichkeit in der Dichtung aus letzterer selbst die überlieferte thatsächliche Wahrheit sich willkürlich zurecht legen, und so in beiden gleichen Schaden anrichten. Eine solche die wahre Einsicht verkümmernde Willkür abzuwehren ist für den, dem die Förderung des Verständnisses Goethes am Herzen liegt, eine um so dringendere Pflicht, als der Meister seine Schüler auf falsche Bahnen bringt und auch Fernstehende durch die Sicherheit seiner Behauptung und den aufgewandten Scharfsinn besticht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eines der schlagendsten Beispiele solcher auf einem bloßen Einfalle beruhenden Mißdeutungen ist Scherers Auffassung des „Satyros". Wer die aus frischer Kraft strömende Dichtung lebendig auf sich wirken läßt, kann in Satyros nur einen gemeinen Abenteurer sehen, der durch unverschämte Anmaßung seine Herrschsucht und durch süße Empfindsamkeit seine prickelnde Lust zu befriedigen sucht, der in gewissenloser Selbstsucht die Menge bethört, die Frauen verführt. Wie von diesem Standpunkte aus das ganze humoristische Drama und die zum Theil gegensätzlich ausgeführten, aus der Handlung hervorwachsenden Charaktere dichterisches Leben gewinnen, ist früher von mir nachgewiesen worden.*) Eine Vergleichung mit Scherers Deutung zeigt, welche Gewalt er der frisch aus ihrem Keim sich entwickelnden Dichtung anthut, wodurch er die schöne, wohl berechnete Komposition zerstört, wie er so vieles einzelne, das aus dem vorschwebenden Plane nothwendig hervorwächst, durch persönliche Beziehungen verunstaltet, um nur einen unglücklichen Einfall durchzuführen, auf den er nie hätte kommen sollen, den seltsamen Gedanken, daß der als gemeiner Lump, als abenteuernder Bethörer des Volkes und der Frauen geschilderte Satyros ein Abbild von Herder sei, von dem Manne, in welchem Goethe auch in den Stunden, wo er gegen ihn am ärgsten verstimmt war, noch immer den genialen Kopf verehrte, der, mochte er auch nur zu häufig durch seine herbe Laune, sein überstarkes Selbstgefühl, sein träumerisches Gebaren und andere Wunderlichkeiten sich und andern das Leben verbittern, doch von edler, reiner Gesinnung durchdrungen, von hohen Gefühlen und tiefen Anschauungen erfüllt, von glühendem Streben nach humaner Wirksamkeit durch Wort und That gehoben wurde, nie zum selbstsüchtigen Lumpen, zum gewissenlosen Betrüger und geilen Verführer, zum Thiere Satyros herabsinken konnte. Bild und Abbild müssen sich doch in den Hauptzügen entsprechen; davon könnte aber hier so wenig die Rede sein, daß sie im schärfsten Gegensatze zu einander ständen. Mag Scherer immer behaupten**), es handle sich nicht um den wirklichen Herder, sondern

*) Neue Goethestudien 33—62.
*) Goethe-Jahrbuch 97.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um den in Goethes Vorstellung zur Zeit der Abfassung lebenden, so arg konnte Goethe ihn nicht verkennen, daß er ihn in sein gerades Gegentheil verkehrte, wodurch auch die Dichtung ihre Spitze verloren haben, zur albernsten Posse geworden sein würde. Es hilft nichts, daß er fernerer Forschung die Aufgabe zuweist, zu zeigen, wie weit Herder als Modell gedient habe; vom Modell müssen doch die hervorstechendsten Züge benutzt werden, die seinen charakteristischen Typus bilden, aber Herder und Satyros gleichen sich wie Achill und Thersites. Scherer bemerkt selbst, das Natürliche werde immer sein, den Gang einzuhalten, in welchem der Künstler seine Gestalten vor uns auftreten und sich enthüllen läßt, aber dies hat er gerade nicht gethan: er ist mit dem Einfall, Herder sei Satyros, an die Dichtung gegangen und hat, statt die innere Entwicklung der Charaktere und der Handlung zu beachten, bloß nach solchen Spuren gehascht, in denen er Züge von Herder sehen zu können sich freute. Freilich will er nichts weniger als „alle Scheußlichkeiten" des Satyros Herder zuschreiben, aber wenn Satyros Herder sein soll, so muß doch die eigentliche Triebkraft in beiden dieselbe, Herder ein solcher gewissenloser Lump, Betrüger und Verführer wie Satyros sein. Hiermit allein ist Scherers Einfall so entschieden abgethan, wie man es zu Goethes und Herders Ehre nur verlangen kann. Was soll aus der Wissenschaft werden, wenn ihre Hauptvertreter solche Schaumblasen aufregen! Scherer hält es für „geboten, daß man den Weg ins Unsichere nicht scheue"; freilich, wo die Sache es bedingt, nur muß man sich dabei bewußt bleiben, daß man dadurch keinen festen Boden gewinnt, und immer das thatsächlich Gegebene zum Leitsterne nehmen, nie zu einer Annahme sich hinreißen lassen, die diesem zuwiderläuft.

Doch sehen wir, wie Scherer auf seinen Einfall gekommen. Er verräth es uns selbst unwillkürlich in der Aeußerung: „Wenn die Herzogin Anna Amalia, nach Mercks Anwesenheit bei ihr im Sommer 1779, brieflich an Merck (2, 166 vom 2. August) Herdern ‚Satyros' nennt, wenn die Göchhausen ebenfalls an Merck dieselbe Persönlichkeit als ‚General—s' bezeichnet (1, 186 vom 22. Oktober 1779), so sollte ich denken, wir wüßten genug. Vgl.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Düntzer S. 56 f."*) Ich habe mich wohl gehütet, aus dem Spitznamen einen solchen unberechtigten Schluß zu ziehen. Wie soll man es nennen, wenn Scherer verschweigt, daß an der erstgenannten Stelle auch von einem „Jupiter-Sus" und einem „Prinzen Rasselas" die Rede ist, obgleich diese Spitznamen zur Beurtheilung des „Satyros" von wesentlicher Bedeutung sind. Aus den beiden angeführten Briefen ergiebt sich, daß es während Mercks Anwesenheit zu Ettersburg, wo Wieland, Herder und Knebel zusammentrafen, zu lustigen Auftritten gekommen, man den drei genannten übel mitspielte, und alle drei mit Spitznamen bezeichnete. Es geschah dieses vielleicht am Abend des 12., wo (es war der Vorabend von Mercks Abreise) wieder Goethes „Iphigenie" gespielt wurde, in welcher Knebel den Thoas gab. Daß dieser verstimmt war, sehen wir aus Goethes Tagebuch vom 13., wonach der Herzog letzterm eine mit Knebel gehaltene Unterredung mittheilte, womit es in Verbindung stehen muß, daß Goethe nachmittags Aphorismen an Knebel und ein Zettelchen an dessen Zögling, den Prinzen Konstantin, schrieb. Auf Knebel ganz besonders bezieht sich auch die Tagebuchbemerkung, außer dem Herzog sei in Weimar niemand im Werden begriffen. Er gerade ist unter dem „Prinzen Rasselas" zu verstehen, von dem die Herzogin Amalia im angeführten Briefe sagt, er schäme sich wie ein Pudel (und zeige sich nicht). Drittehalb Monate später schreibt die Göchhausen: „Prinz Rasselas hat Buße gethan und, wie es scheint, sich wieder zu den Bergbewohnern bekehrt." Den Namen hatte er von dem Helden des johnsonschen philosophischen Romans „History of Rasselas, prince of Abyssinia" erhalten, mit welchem der träumerische, unzufriedene, in unendlichen Betrachtungen sich gern ergehende und sich oft zurückziehende Knebel manche Aehnlichkeit hatte. Vorhergeht im Briefe der Herzogin die Aeußerung: „Von dem Satyros weiß ich nichts, ist er todt oder lebend, ich bin nun in der Verdammniß. Den Jupiter Sus habe ich auch seitdem nicht wieder gesehen; er sollte heute zu mir kommen, war aber verreiset." Jupiter Sus kann nur Wieland sein. Wir wissen, daß es am Abend des 12. Juli scharf herging. Merck berichtet, er habe Wie-

*) Frühzeit 44.

land wegen seines Streites mit Nicolai (über dessen „Bunkel") an einer Tafel von zwanzig Personen eine Stunde lang „in die Pfanne gehauen"*). Aber auch die übrigen müssen ihm arg mitgespielt haben, da er gerade an Merck, der nach dessen eigner Angabe ihn mit solcher „Grausamkeit" verfolgt hatte, als ob er von diesem am wenigsten verletzt wäre, den 19. August schrieb, die Entfernung, worin er sich bisher von Ettersburg gehalten, sei nöthig und schicklich gewesen, und er habe sich in sein Erinnerungsbuch die Regel geschrieben, keiner seines Gleichen solle länger als 3 Tage zum Besuche bei Fürsten sein. Aber in demselben Ettersburg erlaubte man sich drei Wochen später einen groben Scherz mit einer Arie aus Wielands „Abceste", welcher ihn zur Klage über den „unsaubern Geist der Polissonerie und der Fratze" veranlaßte, der in seine Obern gefahren sei. Bei Mercks Anwesenheit muß der Ausdruck Jupiter Sus gefallen sein, ohne Zweifel zur Bezeichnung des Höchsten und Gemeinsten; vielleicht ließ es Wieland sich in seinem Eifer wider Nicolais Uebersetzung des „Bunkel" entfahren, der ein so frommer Christ und doch ein genußsüchtiger Mensch sei, wo denn seine so wunderliche Zusammenstellung mit allgemeinem Gelächter aufgenommen wurde. Nicht selten werden Spitznamen gerade von solchen Worten hergenommen, die der Betreffende in auffallender Weise gebraucht oder betont, und so könnte man in der übermüthigen Laune jenes Abends auch Wieland von einer solchen seltsamen Bezeichnung den Namen gegeben haben.**) Jedenfalls hat er diesen Namen nicht von einer Dichtung erhalten, die in jenem Kreise gelesen wurde. Derselbe lustige Abend, der die Spitznamen „Prinz Rasselas" und „Jupiter Sus" aufbrachte, dürfte auch Herders Bezeichnung als Satyros veranlaßt haben, die freilich die Kenntniß des goetheschen Dramas bei der ettersburger Tafelrunde voraussetzt, aber nichts weniger, als daß dieser Spitzname auf der Gewißheit beruht habe, Herder sei von Goethe unter der Gestalt des Satyros verspottet worden. Wie weit man auch im Kreise der Herzogin-Mutter den Scherz

*) Meine „Freundesbilder aus Goethes Leben" 339.

*) Goethe schreibt am Morgen des 13. Juli von Ettersburg an Frau von Stein, mit Wieland sei ein lustiger Streich passirt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trieb, eine solche Plumpheit, ja Roheit mit Scherer anzunehmen, sind wir durch nichts berechtigt. Hätte man wirklich in Erfahrung gebracht, Herder habe im „Satyros" Goethe als Modell gesessen, so wäre es für beide gleich beleidigend gewesen, dies auf solche Weise kund zu geben. Und zugleich völlig witzlos: denn wo steckte die Laune, hätte man Herder den Namen als Spitznamen gegeben, unter welchem Goethe vor sechs Jahren ihn in einem satirischen Drama dargestellt hatte? Der Witz liegt gerade in der augenblicklich in guter Laune aufgefundenen Aehnlichkeit oder einer andern sich zufällig aufdringenden Beziehung. Wir stellten eine Vermuthung auf, wie Wieland zu seinem Jupiter Sus gekommen. Knebel bot, wie bemerkt, manche Züge des johnsonschen Rasselas, und so konnte auch nur eine wenngleich entfernte Aehnlichkeit Herders mit dem Helden des goetheschen „Satyros" zu diesem Spitznamen Veranlassung geben. Man führe dagegen nicht Mercks Bezeichnung als Mephistopheles an; Goethe selbst hatte ihm diesen Namen gegeben, weil er die kritische Schärfe, mit welcher Merck die Schwächen erkannte und traf, dem von der Sage überlieferten höllischen Begleiter seines Faust als charakteristische Eigenthümlichkeit gegeben hatte, und da mochten Wieland u. a. in ihrer Laune sich darin gefallen, das teuflische Bild des Mephistopheles in seiner Person weiter auszuführen, ihm Hörner und Klauen beizulegen. Können wir auch nicht mit Sicherheit sagen, wie Herder zum Spitznamen Satyros gekommen, so bietet sich doch ungesucht eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung dar. In dem sich viel mit literarischen Dingen beschäftigenden Kreise der Herzogin-Mutter (man denke nur an den Spott, den sie sich mit Jacobis „Woldemar" erlaubte*), mochte die Unterhaltung auch auf Herders „Aelteste Urkunde" führen, in deren erstem Theile er die biblische Schöpfungsgeschichte als ein Gemälde der Morgenröthe, ein Bild des werdenden Tages in schwungvoller Sprache mit scharfer Zurückweisung der bisherigen Deutungen, besonders auch des „Alterthumsfratzhypothesengeistes" von Michaelis, dargestellt, sich mit Bitterkeit gegen den Unglauben der Zeit und

*) Vgl. ihren Brief an Merck vom 4. November 1779. Gosches „Archiv für die Literaturgeschichte" I, 314 ff.

die in der herrschenden Metaphysik zu Tage tretenden Dürre des Verstandes ausgesprochen und sich zum Verkündiger der Thatsachen Gottes, zum berufenen Ausleger seiner Offenbarung aufgeworfen hatte. Lag schon hierin ein Vergleichungspunkt mit Goethes Satyros, der mit solcher Verachtung der bestehenden Zustände sein Naturevangelium verkündet und im schwulstigen Tone die Schöpfungsgeschichte vorträgt, so dürfte die Art, wie Herder seine angegriffene Lehre gegen alle als beschränkt zurückgewiesene Gründe, bei denen es auch an Scherz und Spott nicht fehlen mochte, mit rücksichtslosem Selbstbewußtsein vertheidigte, die übermüthige Laune zu dem Spitznamen Satyros gereizt haben, der weniger verletzend war, wenn auch Merck als Mephistopheles figurirte, Wieland sich den Jupiter Sus, Knebel den Prinzen Rasselas gefallen lassen mußte, wie die Göchhausen als Thusnelda, die Herzogin als Olympia begrüßt wurde, und an Spitznamen der übrigen Theilnehmer der Tafelrunde, selbst Goethes und des Herzogs, wird es kaum gefehlt haben. Für Goethe lag die Bezeichnung als Faust sehr nahe (schon im Dezember 1775 hatte Einsiedel in einem Scherzgedicht von ihm gesagt, er „parodire sich als Doktor Faust" und Wieland im folgenden Januar ihn als Zauberer geschildert*), er selbst nennt sich im folgenden Jahre mit Beziehnung auf den Magier in Voltaires komischem Roman Le taureau blanc den „weisen Mambres". Die Göchhausen und die heitere Herzogin-Mutter waren in solchen Scherzen sehr erfinderisch und kühn. Wurde der Name Satyros in der angegebenen Beziehung, auf welche ich schon längst hingewiesen habe, Herder gegeben, so konnte er nicht beleidigend sein, wie er es im höchsten Grade gewesen wäre, hätte er darauf gedeutet, Goethe habe im Satyros und in der Psyche, wie wir Scherer glauben sollen, den Generalsuperintendenten und Konsistorialrath Weimars und dessen hochehrwürdige Gattin gemeint, dieser sei das Vorbild jenes schlechten Kerles, seine Frau der leicht bethörten Psyche gewesen. So wenig Knebel, der Erzieher des Prinzen, der wirkliche abessinische Prinz, so wenig der Hofrath

*) Freundesbilder S. 312 f.
**) Frühzeit 43.

und ehemalige Erzieher des Herzogs Wieland, dessen Ruhm bis ins Ausland gedrungen war, ein Jupiter Sus ist, was eben nichts als eine launige Bezeichnung des Höchsten und Niedrigsten, so wenig darf Herder des Spitznamens wegen als Modell des gemeinen Satyros gelten, wie Scherer kurzweg ohne alle Berücksichtigung der Verhältnisse annimmt, wobei er sich darauf etwas zu Gute thut, daß er die Momente, die ich in der Hand gehabt, zu benutzen (ich meine zu mißbrauchen) verstanden.

Ein anderer Beweis, daß Herder im „Satyros" nicht gemeint sein kann, liegt darin, daß Goethe so wenig mit dieser Dichtung zurückhielt, daß sie im Hofkreise, wie wir sahen, allgemein bekannt war. Schon am 30. Oktober 1777 las er nach Ausweis des Tagebuches vor dem Herzog, Corona Schröter und deren Gesellschafterin das Stück*), zu einer Zeit, wo er mit Herder auf bestem Fuße stand**), dreizehn Monate, nachdem dieser durch sein standhaftes Durchsetzen die bedeutendste geistliche Stelle in Weimar erhalten und angetreten hatte. Wie hätte Goethe dies thun können, hätte er sich sagen müssen, sein Freund, der Generalsuperintendent und Konsistorialrath, mit dessen Gattin habe vor vier Jahren dazu als Modell gesessen. Scherer selbst legt***) darauf Gewicht, daß der Dichter den „Satyros" erst lange nach Herders Tod habe drucken lassen, wobei er freilich übersieht, daß das Stück zur Zeit der Herausgabe seiner „Schriften" ihm verkommen war, er es vergebens aus dem Gedächtnisse, doch wohl zur Herausgabe, herzustellen versucht hatte.†) Dennoch soll er es ohne Noth nicht bloß dem Herzog allein, sondern in Gesellschaft zweier Damen vorgelesen haben. Mit welcher Befangenheit, ja Beschämung hätte er es thun müssen,

*) Die Eintragung lautet: „Eingenommen. Der Herzog aß im Garten bei mir. Kamen Krone und Mine. ‚Satyros' gelesen. Abend am ‚Meister' geschrieben." Freilich wird hier nicht ausdrücklich gesagt, daß die beiden Damen gekommen, als der Herzog noch bei Goethe gewesen, ja nicht einmal, daß er den „Satyros" vorgelesen. Aber daß er den „Satyros" für sich gelesen, ist kaum anzunehmen, und da Goethe unwohl war, wird der Herzog ihm längere Zeit Gesellschaft geleistet, erst am Abend ihn mit den Damen verlassen haben.

**) Vgl. das Tagebuch vom 27.

***) Goethe-Jahrbuch 107.

†) Vgl. Brief an Jacobi vom 11. Januar 1808.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn er sich der Beziehung auf Herder bewußt gewesen wäre! Doch Scherer weiß sich zu helfen. Merck soll, während er mit Goethe und dem Herzog auf der Wartburg war (am 25. September), dem letztern von „Satyros" gesprochen und dadurch das Verlangen in ihm erregt haben, das Stück zu hören; daß es auf Herder gehe, habe er noch nicht verrathen. Wir wissen nicht einmal, ob Merck das Stück kannte, da es, wie wir sahen, in den Sommer 1773 fällt*), demnach während seiner petersburger Reise gedichtet wurde; trotzdem behauptet Scherer, dieser habe gewußt, daß es auf Herder gehe, es aber erst 1779 während seiner Anwesenheit zu Ettersburg ausgeplaudert. Dagegen meint Pröhle, der von Scherers Herder-Satyros überzeugt ist**), der boshafte Heinse habe dies schon im Sommer 1778 in Mercks Gegenwart der Herzogin und der Göchhausen bei ihrer Anwesenheit zu Düsseldorf verrathen. Aber daß die Herzogin gewußt, Herder sei das Modell zum Satyros, stützt sich eben nur auf die von uns zurückgewiesene Mißdeutung. Will man einen Grund vermuthen, weshalb Goethe gerade damals den „Satyros" vorgelesen, so liegt dieser viel näher. Von der Lumperei Kaufmanns war man damals in Weimar allgemein überzeugt, besonders auch Goethe, wie der Brief Wielands an Merck vom 22. September 1777 zeigt. Freilich könnte Merck, der gleichfalls gegen den Kraftapostel erbittert war, an den „Satyros" erinnert haben, worin Goethe diesen Lumpen gleichsam vorgeschaut habe, aber zu einer solchen Vermuthung liegt eben kein Grund vor: Goethe selbst mußte die Aehnlichkeit auffallen, und so konnte er leicht veranlaßt werden, dem Herzog, der selbst von Kaufmann betrogen worden war, die ältere Dichtung zum Besten zu geben. Für die Damen wurde sie wohl noch besonders dadurch anziehend, daß Goethe dabei

*) Scherer setzte es Goethe-Jahrbuch 117 f. kurz vor Mercks Abreise (7. Mai), in den April oder Anfang Mai. Aber seit dem 15. April war Goethe in Darmstadt, wo er bis nach Herders Trauung am 2. Mai blieb. Herder kam dahin am 26. April. Wie kann man es für möglich halten, daß Goethe in dieser Zeit oder gar nach der Trauung den „Satyros" geschrieben, wenn er gegen Herder gerichtet gewesen wäre? Er befand sich damals in elegischer, zum Theil in verzweifelnder Stimmung über Herders Kälte.

**) Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung" 1879 Nr. 45 (3, 1).

auch des niederträchtigen Lügenpropheten aus Winterthur gedachte, der in ähnlicher Weise aufgetreten sei und die Welt betrogen habe. Doch liegt kein Beweis vor, daß er damals zuerst den „Satyros" vorgelesen. Der Herzog ließ sich auch sonst ungedruckte Dichtungen Goethes, die ihm zusagten (und wer die Neigung des Herzogs kennt, muß dies gerade von „Satyros" annehmen), mehrmal vortragen, und so könnte er diesen veranlaßt haben, gerade dieses Spottdrama der geistvollen Sängerin und Schauspielerin in seiner genialen Art vorzustellen; denn welche Wirkung mußte das Stück aus Goethes Munde üben! Goethes Tagebücher sind nicht so vollständig, daß die Nichterwähnung als Beweis dienen könnte, diesmal habe der Dichter zuerst das Stück vorgelesen. Dazu könnte man sich denken, daß bei dem „Spiel und Vorlesen" in der Gesellschaft des Herzogs am 24. Oktober 1776 auch der „Satyros" vorgekommen, ja mit noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß in den Tagen vom 11. bis zum 21., wo Goethe dem an einem Hundebisse leidenden Herzog den größten Theil des Tages Gesellschaft leisten mußte, er auch den „Satyros" ihm zur Unterhaltung vorgelesen. Wir geben auf diese Vermuthungen gar nichts, sie sollen nur die Möglichkeit begründen, daß trotz des Tagebuches, das ja erst im März 1776 beginnt, Goethe den „Satyros" schon früher vorgelesen haben könne. Doch kehren wir zur einzigen feststehenden Vorlesung zurück. Wäre Satyros auch nur ein entferntes Abbild Herders gewesen, Goethe hätte es nicht über sich gebracht, das Stück am weimarischen Hofe vorzulesen, wie er auch den schon gedruckten „Pater Brey", der wirklich eine Beziehung auf Herder und dessen Gattin hatte, weder vorlas noch zur Aufführung brachte, obgleich er nicht gegen Herder gerichtet und es sogar zweifelhaft war, ob jemand am weimarischen Hofe, außer Herder und seiner Gattin, die Beziehung auf Leuchsenring kannte. Wann die Herzogin-Mutter den „Satyros" kennen lernte, wissen wir nicht; für die Annahme, dies sei erst während Mercks Aufenthalte zu Ettersburg im Jahre 1779 geschehen, liegt kein haltbarer Grund vor.

Die Hauptpfeiler von Scherers luftigem Gebäude haben wir durch den Nachweis zerstört, daß der Spitzname Herders eher gegen als für die ungeheuerliche Annahme spricht, dieser sei das Modell zum Satyros gewesen. Alles andere, was als Nebenbeweis bei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebracht wird, könnten wir zur Seite lassen, da es ohne diesen Halt keine Bedeutung hat, aber wir wollen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, auch hierauf einzugehen. Aus dem Namen des empfindsamen Mädchens, Psyche, schließt Scherer, unter diesem sei Karoline Flachsland, Herders Braut, gemeint; denn Goethe habe diese in einem sie betreffenden Gedichte als Psyche bezeichnet und im darmstädtischen Kreise sei sie unter diesem Namen bekannt gewesen. Auch hier hat Scherer die Thatsachen, deren er sich bedient, dadurch in ein falsches Licht gerückt, daß er sie aus ihrem Zusammenhange gerissen. Er verschweigt, daß alle Namen des Stückes mit Ausnahme des nicht benannten Eremiten, gleich Satyros, griechisch sind. Der Priester heißt Hermes, dessen Gattin führt den aus der Mythologie bekannten, auf gute Gaben deutenden Namen Eudora (vgl. Pandora, Polydora), den wir z. B. in J. G. Jacobis Erzählung „Charmides und Theone“ finden, die im Januarhefte 1773 des „Merkur“, also ein halbes Jahr vor der Dichtung des „Satyros“, erschienen. Von den Mädchen heißt das verständigere Arsinoe, die Kluge, ein in der griechischen Mythologie und Geschichte geläufiger Name, das empfindsame, seelenhaftere wird mit dem Namen der Geliebten des Liebesgottes, Psyche, bezeichnet. Wie konnte in diesem Zusammenhange jemand daran denken, Psyche deute auf ein wirkliches Mädchen, dem man den dichterischen Namen gegeben? Und weshalb sollte Goethe bei dem Namen der Geliebten eine solche Hindeutung auf die wirkliche Person gegeben haben, die er beim Satyros vermied. Auch in „Pater Brey“ führen alle Personen solche Namen, die ohne jede Beziehung auf die wirklichen gewählt sind. Die ganze Heranziehung des Namens Psyche ergibt sich somit als bodenlos. Und wie verhält es sich mit dem Namen Psyche als stehender Bezeichnung von Karoline Flachsland? Karoline schreibt den 4. Juni 1771 an Herder: Gleim, der mit Wieland auf der Reise nach Thalehrenbreitstein in ihrem Hause gewesen, habe sie „ein gutes Mädchen, Psyche“ genannt (wohl mit Beziehung auf Wielands „Agathon“*)), und wolle ihr ein Liedchen singen, worauf

*) Dort heißt es von Psyche (VII, 5): „So müßte die Unschuld aussehen, wenn sie, um sichtbar zu werden, die Gestalt einer Grazie entlehnte.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herder erwidert: „Gleim will Psyche singen!“ Schon vorher hatte Leuchsenring sie auf einem Zettelchen so genannt. „Stoßen Sie sich nicht an den Namen Psyche!“ schreibt Karoline ihrem Verlobten im Dezember 1771; „er hat mir ihn gegeben den Tag, da Sie von Straßburg kamen, und ich zu Ihnen in Mercks Zimmerchen flog.“ Herder selbst nannte sie, als er das Lied „Süßer Wahn“ in den göttinger Musenalmanach gab, Psyche; hier scheint ursprünglich Lina gestanden zu haben: denn nur darauf kann sich Karolinens Bemerkung vom 9. März 1772 beziehen, Herder habe die Verse: „Auch Psyche, Psyche trüge, Sie täusche auch“, boshaft verändert, mit der weitern Aeußerung: „Das war böse! Aber bin ich auch Psyche? Lächle doch nicht über diese Frage! Ich bin ein Mädchen.“ Sonderbar nennt Herder darauf das Lied geradezu „Psyche“ (S. 209), Karoline aber bemerkt mit Beziehung auf jene Verse: „O Psyche täuscht dich nicht, ihren einzigen Freund.“ Herder setzte demnach bei der Veröffentlichung des Liedes den poetischen Namen Psyche, um den wirklichen zu vermeiden. Als Goethe von Wetzlar aus drei Gedichte an die darmstädtischen Freundinnen sandte, von denen die eine als Urania, die andere als Lila besungen wurde, nannte er Karolinen Psyche, nicht mit Beziehung darauf, daß man ihr schon früher diesen Namen gegeben, sondern nach Wielands „Agathon“ mit Hindeutung auf ihre seelenhafte Empfindsamkeit. Während die Freunde und Freundinnen sich dort voll „warmer Jugendfreude“ die Hände drücken und „einander anglühen“, verliert sich Psyche, „trauernd um den Abwesenden“, zwischen Felsen. Herder, den Goethes Gedicht arg verstimmte, richtete dagegen ein anderes an seine „liebste Psyche“. Im Juli 1772 schrieb Karoline, mit offenbarer Beziehung auf „Agathon“, an Herder: „Ach, wenn doch irgend ein Heim wäre, wo deine arme Psyche das alles nur einen Augenblick mit dir theilen könnte u. s. w.“ Weiter findet sich der Name Psyche für Karolinen nicht mehr. Trotzdem behauptet Scherer*): „Karoline Flachsland wurde im goetheschen Freundeskreise und sonst Psyche genannt.“ Goethe nannte sie Psyche nur in dem aus Wetzlar gesandten Gedichte; davon, daß er sonst,

*) Goethe-Jahrbuch 92.

daß Merck und Goethes übrige Freunde sie also bezeichnet, findet sich nicht die geringste Spur; die von Scherer weislich bloß nach Seitenzahlen angeführten Stellen bieten dafür keinen Beweis. Ist Scherers Vordersatz falsch, so fehlt jeder Halt des selbst bei dessen Richtigkeit sich nicht daraus ergebenden Schlusses: „Wenn Goethe daher nicht wollte, daß die Psyche des Satyros von dem engsten Freundeskreise, zu welchem Merck gehörte, auf Karoline Herder [Flachsland] gedeutet würde, so handelte er thöricht. Er mußte wissen, daß er das Urtheil seines Publikums durch den Namen irre führte, und er konnte nicht wollen, daß eine Unschuldige hineingezogen würde. Das absichtliche Verbergen auf Kosten ganz Unbetheiligter ist der unedelste Gebrauch der Pseudonymität." Wie kann man denn von Pseudonymität sprechen? Thöricht wäre derjenige gewesen, der, obgleich alle Namen griechisch und bedeutsam sind, einen derselben auf ein Mädchen bezogen hätte, das im Freundeskreise diesen Namen führte, der durch Wielands „Agathon" eine so gangbare Galanterie geworden, daß dieser selbst eine geliebte Freundin, Frau von Bechtolsheim, mit demselben bezeichnete*), er Gleim und Leuchsenring gleich zur Hand war, und man darnach auch zum Verkleinerungsworte Psycharion griff. So wenig Goethe mit der Bezeichnung Satyros auf Herders Namen deutete, noch weniger konnte es ihm einfallen, dem Freundeskreise durch den bei Geliebten so nahe liegenden dichterischen Namen Psyche darauf hinzudeuten, daß er Karolinen im Sinne habe. Wäre ihnen wirklich die von Scherer heraufbeschworene Beziehung des Satyros klar gewesen, wie dieser annimmt, so hätte es auch eines solchen plumpen Mittels nicht bedurft. Und müßten wir nicht vielmehr eine Namensbeziehung eher bei der Hauptperson erwarten? Aber für jeden, der sehen will, ist es klar, daß die griechischen Namen nicht wirkliche Personen namentlich kennzeichnen sollen.

Fallen die aus Herders Spitznamen und der griechischen Bezeichnung des empfindsamen Mädchens als Psyche hergenommenen Gründe als mißverständlich weg, so können noch weniger die auf-

*) Vgl. die beiden Gedichte An Psyche im „Merkur" April 1774 und Januar 1776.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gespürten Vergleichungspunkte zwischen Goethes genialem Freunde und dem herrschsüchtigen und geilen Lumpen des Stückes für eine solche jedem gesunden Sinne widerwärtige Ansicht zeugen. Die Beziehung auf Herders „Aelteste Urkunde" erledigt sich dadurch, daß diese ein Jahr später als „Satyros" fällt. Aber was kann dies Scherers Eifer anhaben, der sogar, um eine möglichst weite Fundgrube zu Vergleichungen zu finden, noch den vierten 1776 erschienenen Theil heranzieht, da Goethe bestimmte Aeußerungen, die doch größtentheils erst aus dem Zusammenhang der Rede sich ergeben, schon in Straßburg aus Herders Munde vernommen haben könnte.*) Daß Goethe schon in den Jahren 1770 und 1771 etwas von Herders Ausdeutung der biblischen Schöpfungsgeschichte vernommen, wissen wir nicht; in seinen Briefen findet sich nicht der leiseste Anklang daran. Das von Scherer aus dem Jahre 1769 angeführte Gedicht Herders kann dies am wenigsten beweisen. Ganz ungehörig ist es, wenn Scherer Mercks scharfe Aeußerungen über eine Schrift Herders, die zur Zeit des „Satyros" noch nicht erschienen war, ins Feld führt; denn gerade die Art, wie Herder der Welt seine Ansicht offenbarte, das „Lärmschlagen um eine lumpige Hypothese" war es, was Merck gegen ihn aufbrachte, nicht die Vermuthung selbst, ja Goethe, auf den es hier allein ankommen kann, wurde durch den Ton der „Aeltesten Urkunde" so wenig verstimmt, daß er urtheilte, Herder habe „in den Tiefen seiner Empfindung alle die hohe, heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führe sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt". Dies stimmt nicht zu dem auf Bethörung der Welt berechneten mystischen Schwall des Satyros, in welchem er am wenigsten auf eine noch gar nicht erschienene, Goethe und Merck überraschende Schrift hindeuten konnte. Aber solche Erwägungen, denen eine gesunde Methode der Forschung sich nie entziehen kann,

*) Scherers Schüler Minor und Sauer haben dies noch weiter getrieben, ohne irgend etwas dieser Art beweisen zu können. Durch Annahme solcher Unglaublichkeiten beginnt die Goetheforschung zum losesten Spiel trotz alles gelehrten, aber eben verkehrten Aufwandes zu werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kümmern Scherer so wenig, daß er sogar die ein Jahr spätere briefliche Vergleichung von Herders Darstellung mit orphischem Gesang mit der Stelle zusammenbringt, wo Satyros „sich selbst als Orpheus besinge".*) Allein Satyros rühmt sich nur, sein himmlischer Gesang habe die ganze ihn umgebende Natur („Fels und Wald und Fluß") gerührt, wie nach Vergil**) die Natur auf den Gesang des Apoll und Orpheus horcht. Es verlohnt nicht der Mühe, auf alle von Scherer aufgeführten wunderlichen Aehnlichkeiten einzugehen, in denen er selbst in dem Falle viel zu weit gehen würde, wenn sein Satz, Satyros ist Herder, feststände.

Nur einiges sei der Seltsamkeit wegen erwähnt. Wenn Satyros dem Eremiten seine Pflege und Sorge so übel durch Raub vergilt, so soll dies sein Vorbild darin haben, daß Herder seinen durch die lange und schmerzliche verfehlte Kur erregten verzweifelnden Unmuth gegen die ihn besuchenden Freunde ausließ. Wie elend müßte es mit Goethes Erfindung bestellt gewesen sein, wenn er zu dem niederträchtigen Undank des Lumpen Satyros einer solchen Grundlage bedurft hätte! Die Reden zwischen der empfindsamen Psyche und dem auf Bethörung des Mädchens spekulirenden Satyros erscheinen Scherer „wie eine poetische Dichtung und Steigerung der Korrespondenz zwischen Herder und seiner Braut", in welche doch Goethe gar keine Einsicht hatte! Und wozu diese ganze Annahme als zu Liebe des schererschen Einfalls? Hatte etwa Goethe nicht Liebeserfahrung und Dichterkraft genug, das aus eigenen Mitteln zu leisten, was nicht die Abschilderung des Verhältnisses zwischen Herder und seiner Braut, sondern der dramatische Zusammenhang forderte! Selbst die Sonderbarkeit von Herders Anzug, der doch nur durch die galante Tracht eines französischen Abbés auffiel, wird mit der rohen Verwilderung des thierischen Satyros verglichen, der mächtige Eindruck, den Herder als Prediger übte, mit der Gewalt, die des Satyros verrückter Schwall auf die Menge übt, obgleich Herders Predigten, wie Scherer selbst bemerkt, sich durch Einfachheit auszeichneten, ja die Erhebung des Waldteufels zu einem Gotte wird der Vergötterung

*) Frühzeit 45.
**) Buc. 6, 28 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zur Seite gestellt, die Karoline mit ihrem Verlobten getrieben. Solche Zusammenstellungen mögen im besten Falle zu lustigem Spiele dienen, sie verschieben nur das Bild der Dichtung und können am wenigsten Stützen einer auf nichts ruhenden Deutung bilden. Mag Scherer immer versichern, daß er seine einzelnen Beziehungen nicht alle für sicher ausgebe, was soll ein Bündel Pfeile, deren Spitzen morsches Holz sind?

Doch noch auf einen Punkt müssen wir eingehen, der diesem Einfalle einen Halt zu geben scheinen könnte, auf die Behauptung, Goethe selbst deute in „Dichtung und Wahrheit" auf eine persönliche Beziehung des „Satyros". Dort wird erzählt, wie Merck in Thalehrenbreitstein durch Leuchsenrings Vorlesung von Briefen bedeutender Personen zu manchen schalkhaften Einfällen hingerissen worden, im stillen aber Goethe auf solche Leute aufmerksam gemacht*), die „ohne äußerliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen". Weiter heißt es: „Wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im ‚Pater Brey', einen andern, tüchtigern und derbern in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: ‚Satyros oder der vergötterte Waldteufel', wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt." Die einzige Andeutung, daß in beiden Dichtungen wirkliche Personen gezeichnet seien, wogegen die ganze Fassung spricht, könnte man in den Worten „wo nicht mit Billigkeit", finden wollen, wenn man sie auf das

*) Wenn es vorher heißt, Merck habe ihm die wunderlichsten, eigentlich darunter verborgenen Dinge eröffnet, so steht dies bei der jetzigen Fassung der Stelle ohne jede Beziehung, ja es widerspricht ihm geradezu die folgende Aeußerung, er habe ihn nur auf Menschen aufmerksam gemacht, die u. s. w. Wahrscheinlich lautete die Stelle ursprünglich anders, und aus dieser ursprünglichen Fassung haben sich durch Versehen die jetzt nicht stimmenden Worte erhalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den betreffenden Personen dabei gethane Unrecht bezöge: aber sie gehen vielmehr darauf, daß er absichtlich das Bild solcher Personen karikirt, nur ihre Schattenseiten ins Licht gesetzt habe, ohne die auch ihnen nicht fehlenden guten Eigenschaften hervortreten zu lassen. Goethe unterscheidet zwei verschiedene Klassen dieser Leute, nicht zwei bestimmte Personen, von denen der eine als salbungsvoller Geistlicher, der andere als wilder, lüsterner Satyros auftrat. Herder kann an dieser Stelle unmöglich gemeint sein; denn wollte man es sich auch gefallen lassen, daß dieser als tüchtiger und derber dem zarten und weichen Zunftgenossen gegenüber bezeichnet werde, wo tüchtig keineswegs im lobenden Sinne gemeint sein kann, wie hätte Goethe Herder zu den Leuten „ohne eigentliche Talente“ zählen können, zu solchen, die „auf eigene Hand hin und wieder ziehen, sich in jeder Stadt vor Anker legen und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchen“! Freilich steht bei Scherer zu lesen*), dies könne ganz im allgemeinen wohl von dem jungen Herder gesagt werden, besonders wenn jemand Zweifel gehegt, ob dieser Karolinen nicht im Stiche lassen werde: aber eine solche Behauptung tritt mit den offen vorliegenden Thatsachen in so entschiedenen Widerspruch, daß man, um sie zu wagen, sich selbst den Blick geblendet haben muß. Herder kam als Reisebegleiter des Sohnes des Fürstbischofs von Lübeck in Darmstadt an, wo der Prinz mit seiner ganzen Begleitung sich vierzehn Tage aufhielt, weil dessen Mutter eine darmstädtische Prinzessin war. Daß Herder während des Aufenthaltes seines Prinzen am Hofe manche Personen kennen lernte, lag in den Verhältnissen, geschah nicht aus der Absicht, Einfluß bei Hofe zu gewinnen. Die Erzieherin der Prinzessinnen machte ihn mit Merck bekannt, der ihn in dem Hause des Geheimrath Hesse einführte; er ahnte nicht, von welcher Bedeutung dieses Haus für ihn werden sollte. Sein näherer Umgang zog Karolinen an, seine Predigt in der Schloßkirche gewann ihm ihr Herz; der Dank, den sie ihm mit tiefer Bewegung aussprach, entzündete in ihm zum erstenmal innige, ihn auf ewig fesselnde Liebe. Wer möchte da mit Scherer behaupten, man habe ganz im allgemeinen wohl

*) Frühzeit 63.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vom jungen Herder sagen können, er habe zu den Leuten gehört, die auf eigene Hand hin und wieder ziehen, sich in jeder Stadt vor Anker legen, um wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen? Oder berechtigt dazu etwa Herders Aufenthalt in Straßburg? Auch dorthin kam er als Begleiter des Prinzen, von dem er sich aber trennte, weil er keine gedeihliche Wirkung auf diesen üben zu können glaubte; er legte sich nicht hier vor Anker, um in Familien Einfluß zu gewinnen, sondern blieb, nur um sein Auge heilen zu lassen, er machte keine nähere Bekanntschaft, sondern hielt sich in seiner Krankenstube, in welcher er, so viel es ihm möglich, literarisch thätig war. Von Straßburg ging er als Oberhofprediger und Konsistorialrath nach Bückeburg; nur kurze Zeit verweilte er auf der Durchreise in Darmstadt. Oder paßte jene Schilderung Goethes etwa auf Herders früheres Leben? In Königsberg hielt er sich als Student und Lehrer auf, in Riga war er ein angesehener Prediger und Lehrer, den Ruf nach Petersburg schlug er aus; nach Frankreich ging er, weil er in Folge der unglücklichen Ableugnung seiner Schriften es für nöthig hielt, einige Zeit aus dem Gesichtskreise der deutschen literarischen Welt zu verschwinden; zu Nantes und Paris verweilte er, nicht um Einfluß zu gewinnen, sondern um seine Ausbildung zu fördern und sich seinen Studien ungehindert hinzugeben; auf der Rückreise in Holland erhielt er den Ruf nach Eutin, den er annahm, da ihm wider seine Erwartung die gestellten Bedingungen gewährt wurden. Wo hätte sich denn, müssen wir Scherer fragen, Herder bald hier, bald dort vor Anker gelegt, um Einfluß in Familien zu gewinnen? Was soll es heißen, dies könne man „im allgemeinen" von Herder sagen, da das gerade Gegentheil die Wahrheit ist? Die Aeußerung paßt auf Herder eben wie eine Faust auf das Auge, wogegen sie im höchsten Sinne von Leuchsenring gilt, und gerade mit Bezug auf diesen ist sie eigentlich gedacht. Daß das Bild der von Merck geschilderten „Menschen", der von Goethe selbst darauf ausgeführten „Personen" und „Leute" von Leuchsenring seine Züge hergenommen, kann niemand leugnen, der den Zusammenhang betrachtet und den wirklichen Leuchsenring mit der Schilderung vergleicht. Wenn Goethe hier „Pater Brey" und „Satyros" gleichsam als Gegenstücke betrachtet, so ist diese

Ansicht nur in gewisser Weise berechtigt, sie trifft nicht den eigentlichen Kern des „Satyros“, ja wir glauben kaum mit der Annahme zu irren, daß Goethe, weil er keine bessere Gelegenheit fand, des später mitzutheilenden „Satyros“ zu gedenken, ihn gerade an dieser Stelle als Gegenstück des „Pater Brey“ einfügte, obgleich diese Bezeichnung nicht ganz zutraf. Erinnerte er sich selbst ja nicht mehr genau der Entstehung des Stückes, das ihm erst im Jahre 1807 wieder in die Hände gekommen, nachdem er es lange vermißt, nur der Held, die Katastrophe und der derbe übermüthige Ton schwebten ihm noch vor. Freilich ist nicht zu bezweifeln, daß bei Pater Brey Leuchsenring vorschwebt, aber in „Dichtung und Wahrheit“ ist dies so wenig angedeutet, daß wir, wüßten wir die Sache nicht zu bestimmt, daraus eher das Gegentheil schließen müßten. Leuchsenrings ist dort früher ausführlich gedacht als eines Mannes von schönen Kenntnissen der neuern Literatur, der auf verschiedenen Reisen, besonders bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntschaften gemacht und sich, da er angenehm und einschmeichelnd gewesen, viele Gunst erworben. Seinen Pater Brey aber bezeichnet er nicht als Abbild Leuchsenrings, nicht einmal als unmittelbares Ergebniß von Mercks Schilderung solcher Menschen, die „ohne besondere Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen“, sondern als Ergebniß seiner fortgesetzten Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, deren dichterischer Niederschlag eben die beiden als Gegenstücke dargestellten Fastnachtsspiele gewesen; denn als „Fastnachtsspiel“ bezeichnet er hier auch den „Satyros“, obgleich diesen Titel nur „Pater Brey“ führt. Wenn er aber bei letzterm durchaus keine Andeutung giebt, daß ihm eine bestimmte Person zu Grunde liege, sondern nur eine Klasse solcher Leute, so folgt dasselbe nothwendig für „Satyros“. Auf solche Weise steht es um den ersten Grundstein von Scherers persönlicher Deutung des Stückes: bei bloßer Berührung verflüchtigt sich alles.

Mit dieser von uns eingehend untersuchten Begründung legte Scherer zuerst seine jeden besonnenen Forscher und Kenner von Goethe und Herder vor den Kopf stoßende Annahme vor. Wäre er auch im Stande gewesen, durch später aufgefundene Beweise

seine Ansicht als unzweifelhaft darzustellen, die Schwäche seiner ersten wissenschaftlichen Ausführung würde dadurch nicht entschuldigt werden, sie wäre immer ein Knäuel von Mißverständnissen geblieben, ein eigensinniger, zu seinem Zwecke keine noch so gewaltsamen Mittel scheuender, bei allem Aufwand von Geist und Mühe jeder besonnenen Methode spottender Versuch, ein Paradoxon zu behaupten. Sehen wir, welche neue Beweismittel sein Aufsatz „Satyros und Brey" im ersten „Goethe-Jahrbuch" gebracht hat, von dem er selbst sagt, er solle nur ein paar Nachträge zu seiner Untersuchung liefern und die Hauptpunkte schärfer accentuiren.

Seine frühere seltsame Annahme, Herder sei zu der Bezeichnung Satyros als Satiriker gekommen, ersetzt er jetzt durch eine andere, wie er glaubt, mehr einleuchtende. Daß der Klotzianer Harleß in einem Goethe nie zu Gesicht gekommenen Briefe Herder wegen der „Kritischen Wälder" als „kritischen Waldmann" bezeichnet, woran sich dessen eben so schale Bemerkung anschließt, er sei ihm zu sehr Faunus, bringt Scherer auf den Gedanken: „Der Verfasser der ‚Kritischen Wälder' ist als Satyros nach derselben Methode bezeichnet, wie der Herausgeber des „Teutschen Merkurs" als Mercurius im ‚Jahrmarktsfest'." Letzteres beruht auf einer irrigen Deutung, wie wir oben S. 191 gesehen haben. Wirklich wird Wielands „Merkur" im „Neuesten von Plundersweilern" als „himmlischer Mercur" eingeführt, dem zum irdischen Leben Stelzen gegeben worden. Daß es „dieselbe Methode" sei, aus dem „Teutschen Merkur" die Bezeichnung „Mercur" zu nehmen und aus dem Titel „Kritische Wälder" nicht etwa „Waldmann", ja nicht einmal „Faunus", sondern sogar die griechische Form „Satyros" herauszuklauben, welcher Unverblendete wird es Scherer glauben? Näher hätte es gelegen, das Bild des Sokrates, das die „Kritischen Wälder" auf dem Titel trugen, zum Spotte zu gebrauchen; mit schererscher Kombinationsleichtigkeit könnte man auch von diesem zum Satyros gelangen. Aber wir werden nun gar belehrt*), „daß Goethe selbst die Bezeichnung Faunus für Herder kannte, daß auch Herder sie kannte, und daß Goethe Herdern gegenüber sie als bekannt voraussetzte." Hören wir den Beweis! Goethe

*) Goethe-Jahrbuch 84 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schrieb am 5. Juli 1776 an Herder, der die Niederkunft seiner Frau um die Mitte des nächsten Monates erwartete, er möge baldmöglichst kommen; sollte die Amtswohnung zur Zeit noch nicht fertig werden, so würden sie in seinem Gartenhause Platz genug finden, „und ich möcht' wohl ein Faunchen in meinem Schlafzimmer geboren haben". Scherer setzt hiernach ohne weiteres „Faunchen" gleich „Herderchen", woraus sich ihm denn die Gleichung „Faunus = Herder" von selbst ergibt. Aber welche Abgeschmacktheit heftet er Goethe an, wenn er ihn in demselben Augenblicke, wo er sich Herder so freundlich beweist, diesem einen Faunus ohne alle Noth an den Kopf werfen und ihn daran erinnern läßt, sein Kind werde gleich ihm ein Faunus oder eine Fauna werden. Warum aber soll „Faunchen" nicht so viel wie „Kindchen" sein, wie wir ähnlich „Würmchen" brauchen? Der Ausdruck deutet offenbar auf die Stumpfsinnigkeit der Neugeborenen, im Gegensatz zu der menschlichen Entwicklung und Bildung, ist ein bloßer scherzhafter Ausdruck, der nicht den Vater auf so plumpe Weise treffen soll, wie es Scherer seiner Annahme zu Liebe sich denkt. Dieser hätte sich doch erinnern sollen, daß Goethe noch in der „Helena" den als Kind geborenen Genius der Dichtung, den Euphorion, „faunenartig ohne Thierheit" (Faust II, 4991) erscheinen läßt. Weiter hören wir, nicht als „Ausgangspunkt", sondern als „Bestärkung" der Bezeichnung Herders komme hauptsächlich das zweite „Kritische Wäldchen" in Betracht, weil darin — sich die Verherrlichung des Nackten bei den Griechen finde. Wie aber konnte Goethe darin die leiseste Veranlassung zum Spotte finden, da doch Herder ausdrücklich erklärt hatte, er wolle keineswegs „diese Freiheiten zum Privilegium unserer Zeit statt einer uralten deutschen Bescheidenheit haben", und Goethe selbst entschieden die Nacktheit bei den Griechen dem damaligen Zustand entsprechend und für die Entwicklung der Kunst hoch bedeutend fand, wie es Herder that. Die „Bestärkung" in der Wahl des Namens Satyros hätte doch nur dann einen Sinn, wenn Goethe die Verherrlichung des Nackten bei den Griechen gemißbilligt. Wer, der Goethe kennt, wird dies für glaublich halten? Und wozu überhaupt eine Bestärkung, wenn Goethe schon gewohnt war, Herder als Faunus zu bezeichnen, was Scherers Scharfsinn auf eine nichts weniger als beneidenswerthe Weise entdeckt hat? Woher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Goethe den Namen Satyros genommen, lag ja klar vor, seit Wilmanns an die äsopische Fabel vom Satyros und dem Menschen erinnert hatte. Aber damit wäre Scherer um seinen Beweis gekommen!

Doch einen scheinbar festern Grund bietet uns eine von Scherer früher übersehene Briefstelle, die zuerst Pröhle ins Treffen geführt hat, um den „Satyros" als ein gegen Herder gerichtetes Drama sicher zu stellen. Scherer möchte freilich die Beziehung der Aeußerung auf das goethesche Stück nicht für sicher halten, ja er findet es wahrscheinlicher, daß sie auf „Pater Brey" gehe, aber auch so scheint sie ihm seine Annahme zu unterstützen; denn sie beweise, daß man in der ersten Hälfte des Jahres 1774 im jacobischen Kreise (d. h. die gegen Goethe noch immer verstimmten Brüder Jacobi, die von diesem scharf verspottet worden waren) für möglich gehalten, Goethe habe im Scherze Herder als einen solchen Schwindler dargestellt, wie sein Pater Brey erscheine. Sehen wir zu!

Die auf den „Satyros" bezogene Stelle hatte Pröhle schon früher veröffentlicht*), aber den vollständigen Wortlaut des am 17. Mai 1774 von Heinse an Gleim gerichteten Briefes verdanken wir erst seiner Mittheilung in der „Vossischen Zeitung" a. a. O. Heinse war mit J. G. Jacobi von Halberstadt durch Westfalen über Münster nach Düsseldorf gefahren. Von dort schreibt er an Gleim, nachdem er seiner Reise und seiner Aufnahme im jacobischen Kreise gedacht, auch seiner Freude Ausdruck gegeben, daß er hier den Dichter Werthes gefunden, der mit ihm den ganzen Sommer spazieren, empfinden und phantasiren werde: „Wieland hat Goethen [auf seine Farze] als ein wahrer großer Mann geantwortet, in dem ersten Stück des ‚Merkurs', wie mir Fritz [Jacobi] gesagt hat; ich selbst habe die Antwort noch nicht gelesen." Vom Juniheft, welches außer Wielands früher versprochener Vertheidigung des „Götz" gegen den Beurtheiler im „Merkur", die von der gegen ihn selbst gerichteten Farze ausging und eine Anzeige dieser Farze enthielt, hatte Fr. Jacobi die Aushängebogen erhalten und nach Frankfurt an Johanna Fahlmer gesandt. „Goethe wird bald eine Oper und einen Roman herausgeben", fährt Heinse fort. Die Fahlmer

*) Lessing, Wieland, Heinse (1879) 123.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wird dies Jacobi mitgetheilt haben. Die Oper war wohl das noch nicht ganz vollendete Singspiel „Erwin und Elmire", der Roman „Werthers Leiden". Ueber die Zeit der Herausgabe des letztern scheint Goethe sich damals noch nicht entschieden zu haben; der Brief von Weygand, worin dieser ihn um einen Verlagsartikel bat, fiel wohl etwas später, nach der Beendigung des „Clavigo", der zuerst, noch vor „Werther", gedruckt werden sollte. Pröhle hat einen Brief J. G. Jacobis an Gleim vom 28. Juni veröffentlicht*), dessen Nachschrift lautet: „Die Stücke von Goethe sind zum Drucke nach Leipzig abgegangen. An dem Streite zwischen Wieland und den Gebrüdern Jacobi ist nichts." Irrig versteht er unter den Stücken Goethes, die nach Leipzig gesandt seien, Beiträge zur „Iris". Goethe stand damals mit den Jacobis noch auf sehr gespanntem Fuße und von ihrer bereits im Februar als im Herbst erscheinend angekündigten „Iris" wollte er nichts wissen.**) Auch wurde diese in Düsseldorf, nicht in Leipzig gedruckt, wie schon der von Pröhle***) mitgetheilte Brief J. G. Jacobis vom 19. Mai beweist. Den ersten Beitrag zur „Iris" sandte Goethe nicht vor dem 1. Dezember.†) Das erste Stück der „Iris" trägt auf dem Titelblatte die Zeitbestimmung „Oktober 1774" und von demselben Monate ist die „Beilage zum 1. Bande der Iris" unterschrieben. Die Zahlung für den ersten Band wurde erst im Dezember verlangt. Somit ist Pröhles Behauptung unrichtig, die „Iris" sei in Leipzig gedruckt worden und Goethe habe die Beiträge zum ersten Hefte des zweiten Bandes derselben schon im Juni eingesandt. Jacobi selbst hatte freilich die Nachricht, Goethe werde eine Oper und einen Roman bald herausgeben, Gleim nicht gemeldet, er glaubte nur dieses gethan zu haben, weil es ihm bekannt war und die Neuigkeit Gleim anziehen mußte; in Wirklichkeit war es von Heinse geschehen. Doch kehren wir zu Heinses Brief zurück. Nachdem er

*) Ebendas. 212 f.

**) Vgl. Fielitz in Schnorrs „Archiv" X, 87 f.

***) Ebendas. 309.

†) Bergk Acht Lieder von Goethe 22. Urlichs irrt, wenn er (Briefe an die Fahlmer S. 62) Goethe Gedichte für die „Iris" schon am 15. November an Fritz Jacobi senden läßt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Unzufriedenheit mit der Uebersetzung des ersten Gesanges des Ariost von Werthes im „Merkur“ ausgesprochen, dagegen mit großem Lobe des ebendort im Aprilhefte gedruckten wielandischen Gedichts „An Psyche“ gedacht und seiner ungeduldigen Erwartung von Gleims „Rothem Buche“ Ausdruck gegeben, fährt er fort: „Von Herdern habe ich hier ein Singspiel ‚Brutus‘ gelesen, welches das unsinnigste Ding ist, was mir noch je vor die Augen gekommen. Es ist kein Menschenverstand herauszudenken.“ Bei dieser überstarken Aeußerung hatte der gute, Herder nicht gewogene Heinse ganz übersehen, daß die Dichtung zur musikalischen Komposition bestimmt war und bloß die Gefühle einzelner Lagen des Helden unvermittelt darstellen sollte. Herder hatte sie dem Grafen Wilhelm zu seinem Geburtstage am 9. Januar in der Handschrift gegeben, und dieser solche Freude daran gehabt, daß er sie nicht nur in Musik setzen, sondern auch in wenigen Exemplaren ohne Namen des Dichters unter dem Titel drucken ließ: „Brutus, ein Drama zur Musik. In Musik gesetzt von dem Kapellmeister Bach in Bückeburg.“ Am 31. März erhielt auch Herder durch die Gräfin einige Exemplare; es waren die letzten noch vorräthigen. In den Buchhandel kam dieser Druck nicht. Den Verfasser der bei Hofe mit Beifall aufgeführten Dichtung wird man dort bald erfahren, und es besonders unter den Herder mißgünstigen Hofleuten nicht an eben so unverständigen Urtheilen über die für die Musik bestimmte, von diesem nicht zum Drucke vollendete Dichtung gefehlt haben, wie das von Heinse ist, das vielleicht von solchen Stimmen beeinflußt war. Wie aber kam der nur in wenigen Exemplaren gedruckte „Brutus“ dem Herder ganz fern stehenden jacobischen Kreise zu? An eine Mittheilung durch die Fahlmer ist um so weniger zu denken, als Goethe selbst damals außer aller Verbindung mit Herder stand. Aller Wahrscheinlichkeit nach erhielten J. G. Jacobi und Heinse die Dichtung auf ihrer Reise durch Westfalen, und wohl in einer Abschrift, da die Zahl der Exemplare sehr gering war. „Goethe hat ein Drama gegen ihn geschrieben“, fährt Heinse fort, „welches desto besser ist, und besser ist, als seine ‚Götter, Helden und Wieland‘, von dem ich mehr erwartete, ehe ich's gelesen, ob es gleich immer auch in seiner Art ein Meisterstück ist.“ Freilich bezieht sich nach grammatischer Strenge

ihn auf Herder, aber nichts hindert an Brutus zu denken, obgleich es vorher „ein Singspiel Brutus" hieß; solche Freiheit der Beziehung auf den Hauptbegriff findet sich nicht bloß im nachlässigern Briefton, sondern selbst in Schriftwerken. Die Vergleichung mit der Farze auf Wieland deutet darauf, daß wir an einen ähnlichen Angriff gegen Herder zu denken haben, vielleicht gar mit der Nachbildung des Titels „Brutus, Porcia und Herder", ja man darf wohl vermuthen, daß J. G. Jacobi und Heinse zugleich mit der Abschrift des „Brutus" eine solche, wohl nur handschriftlich vorhandene Farze erhielten, die von Goethe herrühren sollte, woran man wenigstens eine Zeit lang im Jacobischen Kreise glaubte, obgleich die Fahlmer darüber ebenso wenig wie über den „Brutus" selbst berichtet hatte. Sollte von einer persönlichen Verspottung die Rede sein, so konnte Heinse sich unmöglich mit dem bloßen gegen ihn begnügen, er mußte Gleims Neugierde wenigstens mit einer nähern Angabe befriedigen, in welcher Beziehung und, wenn Herder nicht, wie Wieland in der Farze auf seine „Briefe über das Singspiel Alceste", persönlich auftrat, unter welcher Verkleidung Goethe ihn dem Spotte bloß gestellt. „Ein Drama gegen ihn" konnte er die Farze gegen „Brutus" sehr wohl nennen, da Drama zur Zeit alles hieß, was in dramatischer Form auftrat, wie selbst Goethes nur aus einer Szene bestehende „Des Künstlers Vergötterung". Auffallen müßte es, daß Heinse nicht Goethes ganz eigentlich hierher gehörigen, zu Ostern gedruckten „Prolog zu der neuesten Offenbarung Gottes verdeutscht durch Dr. K. Fr. Bahrdt" nennt, den man in Düsseldorf ohne Zweifel durch die Fahlmer kannte, würde er nicht eben bloß durch Herders „Brutus" auf Goethe zurückgebracht. Pröhle hat unter dem Drama geradezu den „Satyros" verstanden. „Wenn sich auch der ‚Satyros' nicht speziell auf den ‚Brutus' bezieht, wie ‚Götter, Helden und Wieland' auf dessen ‚Abceste'", bemerkt er, „so waltet in jenen Worten Heinses doch offenbar der Gedankengang, daß Herder ebenso wie Wieland in einer das Gebiet des Antiken berührenden Farze durch Goethe angegriffen worden. In der That ist der ‚Satyros' ziemlich würdig mit ‚Götter, Helden und Wieland' verglichen zu werden, wenn auch Heinse nur durch seine bedauernswerthe Abneigung gegen Herder bewogen [worden]

sein mag, die Farze gegen Herder der gegen Wieland noch vorzuziehen." Aber von jenem „Gedankengange" finden wir keine Spur, von Antikem ist ebenso wenig die Rede, als „Satyros", sieht man von dem griechischen Namen ab, das Gebiet des Antiken berührt. Herders „Brutus" bringt Heinse auf Goethes Angriff gegen diesen oder, wenn man streng den Worten folgt, gegen Herder. Ein Vergleichungspunkt mit „Götter, Helden und Wieland" ist nur dann gegeben, wenn Herder namentlich aufgeführt, er nicht verdeckt angegriffen wurde, sodaß nur der kleine Kreis der Eingeweihten die Beziehung begriff. Auch finden wir es rein unmöglich, daß der einen derben Ton liebende Heinse ein solches Drama der geradezu Wieland auf den Leib rückenden Farze vorgezogen, wenn ihn freilich gegen diese der Umstand verstimmen mochte, daß sie auch der Jacobis verächtlich gedachte. Letztern mußte es sehr angenehm sein, daß Goethe, der von ihnen geringschätzig urtheilte, auch nun Herder angegriffen haben sollte, und so glaubten sie ohne weiteres, daß der Angriff auf Herders ‚Brutus' von diesem sei, ja sie stellten ihn höher, als er an sich verdiente, auch über das vollendete Meisterstück übermüthiger Verspottung Wielands.

Scherer, der unter dem „Drama gegen ihn" lieber den „Pater Brey" versteht, verwirft die Beziehung auf „Satyros" nicht geradezu*): Heinse zeige sich in dem Briefe sehr wohl unterrichtet, da er wisse, Goethe werde bald eine Oper und einen Roman herausgeben, und so könnte auch „sein Gewährsmann für jene Nachrichten [doch ohne Zweifel Fr. Jacobi] ihm den ‚Satyros' mitgetheilt haben", doch hebt er mit Recht dagegen hervor, in diesem Falle würde sehr auffallen, daß das vor kurzem in Düsseldorf bei Fr. Jacobis Gattin eingetroffene „Fastnachtsspiel auf Pater Brey, den falschen Propheten", das Heinse doch ohne Zweifel mit seiner Beziehung auf Herder mitgetheilt worden war, unerwähnt bliebe. Bei Scherers Beziehung des „Dramas gegen ihn" auf „Pater Brey" müßten wir das allerwunderlichste Mißverständniß im jacobischen Kreise annehmen, müßten es für möglich halten, Jacobi und die Seinen hätten ein Abbild Herders in der Person des Pater Brey

*) Goethe-Jahrbuch 88 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gesehen, der, wie Scherer sagt, „sich in einem Hause habe einnisten, ein Mädchenherz auf unlautere Weise für sich gewinnen, als ein Besserwisser und hofmeisternder Prophet sich überall geltend machen wollen". Wer hätte denn eine solche alberne Ausdeutung des Stückes geben können? Wenn Jacobi später äußert*), in diesem Fastnachtsspiel sei Leuchsenring „zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet", wie hätte er das Bild dieses ihm schon damals längst bekannten Mannes darin verkennen können, besonders wenn man ihm sagte, daß das Stück auf herdersche Verhältnisse gehe. Freilich haben wir keinen ausdrücklichen Beleg, daß Jacobi schon im Jahre 1774 den Zusammenhang des „Pater Brey" mit Leuchsenring gekannt, aber nach der ganzen Sachlage müssen wir es voraussetzen. Sollen wir die Beziehung des „Dramas gegen ihn" auf „Pater Brey" annehmen, so müßte Jacobi das zu Grunde liegende Verhältniß durch die Fahlmer erfahren haben, aber diese konnte unmöglich darüber in einer Weise berichten, die ein so kolossales Mißverständniß möglich machte, wie es Scherer seiner Annahme zu Liebe voraussetzen muß. Von Herder als Pater Brey konnte gar nicht die Rede sein, da er schon längst seine Braut heimgeführt hatte und nur durch falsche Rücksicht auf seine unbehagliche Lage zu Bückeburg an der Beschleunigung der Heirat verhindert worden war, was ihm eben Goethe und Merck sehr verdachten, da sie die traurige Stellung Karolinens im Hause ihres Schwagers bedauerten: dagegen hatte, wie die Fahlmer von Goethe wußte, Leuchsenring sich hinter die Braut gesteckt und, indem er selbst ihre volle Zuneigung durch seine Empfindsamkeit zu gewinnen suchte, ihr Goethe und Merck verdächtigt. So bliebe nur noch die Annahme übrig, Heinse habe Jacobis Andeutung so fabelhaft mißverstanden, daß er Herder unter dem Pater Brey gesucht: aber wenn ihm Jacobi die Beziehung des Stückes auf Herder verrieth, so mußte er ihm nothwendig auch die eigentliche Geschichte mittheilen, die Goethe so komisch eingekleidet hatte, wäre auch Heinse nicht so neugierig auf alle persönlichen Verhältnisse der zur Zeit berühmten Schriftsteller gewesen. Unmöglich

*) Im Briefe an Garve vom 27. April 1786.

kann Jacobi Heinse bloß bemerkt haben, das Stück gehe auf Herder, was dazu falsch gewesen wäre, da er vielmehr hätte sagen müssen, es beziehe sich auf Leuchsenring, und er hätte es dabei an einer nähern Bezeichnung nicht fehlen lassen können. Wie aber verwerthet Scherer seine Beziehung auf „Pater Brey" für seinen Herder-Satyros? Wenn so hochgebildete, dem Dichter nahe stehende Zeitgenossen es für möglich gehalten, daß dieser seinen Freund Herder im Scherze als Pater Brey dargestellt habe, so werfe dies ein merkwürdiges Licht auf den Eindruck, den Herder damals bei solchen hervorgebracht. Als ob es sich darum handelte, wie Jacobi und die Seinen damals Herder angesehen, als ob diese von dessen Persönlichkeit etwas anderes gewußt, als das, was J. G. Jacobi von demjenigen, der ihm die Abschrift des „Brutus" mittheilte, von seinem Auftreten in Bückeburg erfahren? Und dies paßte gerade am wenigsten zum Bilde des Satyros. Nur darauf kommt es an, wie Goethe Herder auffaßte: daß aber die Grundzüge des Satyros dem Bilde Herders völlig widersprechen, haben wir gezeigt.

Und wie will man es für möglich halten, daß Goethe dieselbe Geschichte zweimal in verschiedener Weise dramatisch behandelt habe? Freilich Scherer findet dieses seiner Annahme eher günstig als ungünstig.*) „Der Künstler Goethe entdeckt an seinem befreundeten Modelle zwei verschiedene Seiten, die er gebrauchen kann: eine sympathische und eine unsympathische, eine ernsthafte und eine komische. Der Freund Goethe erlaubt dem Künstler Goethe, auch die komische darzustellen, weil er gleichzeitig die ernsthafte behandelt. Der Freund erlaubt dem Künstler aber nicht, beide vor das Publikum zu bringen." Das nenne ich mir eine feine Unterscheidung zwischen Freund und Künstler! Wenn nur nicht die Sache dadurch völlig verschoben würde. Nicht aus der Absicht, Freund Herder nach zwei verschiedenen Seiten hin zu modelliren, sind beide Stücke hervorgegangen, wenn wir uns einen Augenblick Scherers Deutung des „Satyros" gefallen lassen wollen. „Pater Brey" ist bloß auf Leuchsenring gemünzt und sein Unkrautsäen bei Herders Braut; Herders Charakter ist in dem Hauptmann nichts weniger als mo-

*) Goethe-Jahrbuch 107.

dellirt, er ist frei ausgeführt, wie der ganze Schwank. Es ist nicht wahr, daß Herder im „Pater Brey" ernsthaft, im „Satyros" komisch erscheine. Der Hauptmann ist kein Charakterbild von diesem, und wäre Satyros ein solches, so würde Goethe den Freund nicht mit komischer Hervorhebung seiner Schwächen, sondern als einen geistleeren, gemeinen, lüsternen Lumpen geschildert haben, was sich der Freund nie gestatten konnte, aber auch der Dichter nicht, mochte auch das Verhältniß durch Leuchsenrings Zwischenträgereien, Herders Eifersucht, Verstimmung und Wunderlichkeit getrübt, ja augenblicklich ganz gelöst sein. Freilich Scherer behauptet, nehme man die Katastrophe aus, so sei Satyros sogar mit Liebe gezeichnet, was in dem Sinne, wie es Scherer nimmt (denn daß das Bild des Lumpen mit wahrer Künstlerliebe gezeichnet ist, leugnen wir nicht), eben thatsächlich unwahr ist. Von Anfang bis zu Ende ist an Satyros jeder Zoll ein Lump; er verräth sich durchweg als eine ganz gemeine Seele, sodaß auch bei der größten Uebertreibung und der grellsten Karikirung er nicht aus den Grund-, ja nicht einmal aus den Nebenzügen Herders hervorgehen konnte; mißbraucht er ja sogar seine verführerische Empfindsamkeit und die Macht, welche sein mit phantastischer Wärme vorgetragener Schwall auf die Menge übt, zur schmählichen Bethörung und zur Befriedigung seiner gemeinen Leidenschaft. Das Gerede, in ihm stecke gar ein gut Stück von Goethe selbst, beruht auf arger Verwechslung; denn die gierige Brunst, die zu allen Mitteln der Verführung greift und nur auf ihre sinnliche Befriedigung ausgeht, ist himmelweit von dem innigen Seelendrange des Dichters der Liebe verschieden. Wer darf sich vermessen, jene als ein „Stück von Goethe" zu bezeichnen!

Aber noch ein unwiderlegliches Zeugniß für die von ihm behauptete Entstehung des Stückes findet Scherer darin, daß Goethe selbst Karoline Flachsland für die Leonore im „Pater Brey" erklärt habe, die er, wie Psyche, durch einen Zug der Kritiklosigkeit charakterisire. Sehen wir doch genauer zu! Herders Gattin wußte, daß Pater Brey auf Leuchsenring gehe und bei dem Fastnachtsspiel die empfindsame Weise vorschwebe, durch welche dieser sich in ihr Zutrauen eingeschlichen. Deshalb that es ihr sehr wehe, daß der Dichter das Stück in die Ausgabe seiner „Schriften" aufgenommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eines Tages hatte sie den Muth ihn zu fragen, ob sie denn die Leonora des Stückes so ganz gewesen, was er verneinte. Sie solle nicht so deuten, bemerkte er; der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er aus sich, aus dem Eindruck der lebenden Welt. So dürfe man auch seinen „Tasso", der so viel Deutendes über seine eigene Person habe, nicht deuten, sonst verschiebe man das ganze Stück, und er erging sich weiter darüber. Karoline Herder hat den Wortausdruck Goethes unzweifelhaft nicht treu wiedergegeben, doch den Sinn seiner Rede, die sie ganz beruhigte, weil sie fühlte, daß es keine leere Entschuldigung sei, sondern er aus voller Ueberzeugung spreche. Scherer thut dem Dichter entschieden unrecht, wenn er behauptet, dieser habe, da er zu stolz gewesen zu lügen, nur eine möglichst wenig verletzende Formel für die Wahrheit gesucht. Nein, es ist die volle Wahrheit, daß der Dichter nur einzelne Züge aus der Wirklichkeit nimmt, das meiste aus sich und der dichterischen Nothwendigkeit schöpft, was man bei der wilden Jagd auf persönliche Züge leider nur zu sehr übersieht, obgleich sich Goethe auch sonst deutlich genug darüber ausgesprochen hat. So hören wir ihn, als er im August 1776 an seinem „Falken" dichtete, gegen Frau von Stein äußern: „Meine Giovanna wird viel von Lili haben, du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingiren." Weder Lili noch Frau von Stein sollten hier treu abgeschildert werden; Hauptzüge nahm Goethe von jener, die tiefe Innigkeit von dieser, aber Giovanna sollte eine dichterische Gestalt sein, wie sie der Zweck seiner dramatischen Handlung bedingte. Goethe war weit entfernt gegen Herders Gattin zu leugnen, daß Leuchsenrings Einmischen die Veranlassung zur Dichtung des „Pater Brey" gegeben, nur konnte er in Leonoren, die sich bethören läßt, nicht die wirkliche Karoline Herder darstellen wollen, wenn er auch deren Empfindsamkeit und leichtgläubige Gutmüthigkeit seiner dichterischen Gestalt schon nach der vorschwebenden Handlung geben mußte: Leonora merkt so wenig, wie Karoline, daß der von Empfindsamkeit überfließende Schwätzer sich in ihr Herz einschmeicheln will. Sind nun auch bei Leonoren Züge von Karolinen und ihrer

Beziehung zu Leuchsenring nicht zu leugnen, wie kann man daraus, daß die weit aufgeregtere und schwärmerische, sinnlich hingerissene Psyche, die durch des Satyros wunderlich mysteriöse Reden und sein ganzes seltsames Aeußere und die Art, wie er, man weiß nicht woher erscheint, zur seligsten Liebeswonne verzückt wird, wie kann man daraus den Schluß ziehen, daß sie mit Karolinen dieselbe Person sei? Die Aehnlichkeit besteht darin, daß beide sich bethören lassen: aber in wie ganz verschiedener Weise? Wenn Psychens volle Seele sich zum erstenmal der Wundererscheinung des Liebe und Natur so bezaubernd Feiernden erschließt, sodaß sie neben ihm nichts anders fühlt und kennt, so bleibt Leonora ihrem Bräutigam so unerschütterlich treu, daß sie selbst dem Pater gegenüber ihrer freudigen Erwartung des Tages seiner Rückkehr gedenkt. Es sind nicht allein die Verhältnisse andere, sondern auch die Naturen: Karoline ist so wenig Psyche, wie man sie mit dem von Faust bezauberten Gretchen für eine und dieselbe Person erklären kann. Bei Psyche lag gar keine bestimmte Persönlichkeit vor, sie wuchs aus dem Plane der Dichtung als Gegensatz zu der kältern Arsinoe hervor. Aber was kümmert dies Scherer? Er hat einen Zug entdeckt, in dem Psyche, Leonora, ja auch das Milchmädchen im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“, das ohne weiteres auch für Herders Verlobte genommen wird, sich glücklich vereinigen, den der Kritiklosigkeit. Und darin glaubt er den Charakterzug gefunden zu haben, von dem Goethe zugebe, daß er ihn zum Bilde Leonorens in „Pater Brey“ benutzt habe. Ein nicht allein so weitverbreiteter, sondern auch in der allerverschiedensten Weise sich findender Zug, für den das gute deutsche Wort leichtgläubig doch wohl bezeichnender wäre, könnte doch kaum als eine Karoline typisch bezeichnende Eigenschaft gelten, die er zum Bilde Leonorens genommen. Nein, daß sie durch den empfindsamen Schwätzer sich berücken ließ, in ihrer Gutmüthigkeit ihn nicht durchschaute, das war die Eigenschaft, welche Karoline mit Leonoren theilt und die ihre Aehnlichkeit begründet, ohne daß die eine ein Abbild der andern wäre. Auch ist Leonorens Charakteristik keineswegs so ausgeführt, daß sich dabei selbst unter nähern Bekannten Karolinens Bild gleich aufdrängte. Das, was Herder und seine Gattin verletzen mußte, war, daß Goethe eine

Jugenddichtung drucken ließ, die eigentlich durch Leuchsenrings Einmischung in ihr Verhältniß veranlaßt war und worin man Leonoren auf Karolinen insofern mit Recht bezogen hatte, als Leuchsenring als Pater Brey verspottet war. Daraus und aus seiner damaligen argen Verstimmung gegen Goethe erklärt sich Herders hartes Wort, das zugleich auf den Wiederabdruck des „Jahrmarktsfestes" geht.

Sogar die falsche Jahreszahl 1770 führt Scherer mit ins Feld; sie werde erst verständlich, wenn man die Beziehung des Satyros auf Herder zugebe. „So, als Rousseaus Anhänger, war ihm der kritische Waldmensch 1770 entgegengetreten, das erste bedeutende Exemplar seiner Gattung." Wieder ein flüchtiger Einfall! Wie stimmt denn Satyros zu dem Bilde, das Goethe in Straßburg von Herder empfing? Man kann kühn sagen, kein einziger Zug trifft zu. Dieser war längst von seiner überschwänglichen Bewunderung Rousseaus zurückgekommen, hatte bereits durch Hume das Chimärische des von ihm gepredigten Naturevangeliums erkannt. Hätte die Beziehung des Satyros auf Herder Goethe vorgeschwebt und er durch die Jahreszahl darauf hindeuten wollen, so konnte er unmöglich die straßburger Zeit wählen, wo er mit unendlicher Bewunderung an Herder hing, sondern er mußte ihn in die Epoche der Verstimmung gegen ihn, in das Jahr 1773, setzen. Goethe wurde mit einer Abschrift des „Satyros" im Jahre 1807 durch Jacobi überrascht; leider ist der Brief, mit welchem dieser das Stück übersandte*), verloren gegangen. Unwahrscheinlich ist Scherers Vermuthung, Jacobi habe diese Abschrift 1784 bei seiner Anwesenheit zu Weimar erhalten. Goethe konnte damals nicht geneigt sein, solche „Dokumente der göttlichen Frechheit ihrer Jugend" hervorzusuchen und aus der Hand zu geben, am allerwenigsten, wenn das Stück sich auf Herder bezogen hätte, mit dem er und Jacobi damals auf dem allerbesten Fuße standen. Wir haben die Mittheilung an Jacobi in die erste Zeit ihrer Bekanntschaft zu setzen, wenn nicht die Fahlmer noch vor derselben eine Abschrift vermittelte.

*) Goethes Brief vom 16. September beantwortete Jacobi am 20. Oktober; jener dankt am folgenden 11. Januar für „mancherlei Gutes", das er diese Zeit her erhalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ursprünglich stand die Jahreszahl so wenig auf der Handschrift, wie auf der des „Prometheus", schon deswegen, weil dann der Irrthum in dieser unmöglich wäre. Auch von Jacobi dürfte sie nicht herrühren; denn dieser wußte sehr wohl, daß seine Verbindung mit Goethe erst mehrere Jahre nach 1770 erfolgte. Dagegen konnte sich Goethe viel eher irren, als er das Stück 1817 in Druck gab, er konnte es in die straßburger Zeit mit demselben Unrecht setzen, womit er derselben auch „Faust" und „Götz" in „Dichtung und Wahrheit" zuschrieb. Im Jahre 1820 hielt er ihn für gleichzeitig mit „Prometheus"*), den er beim ersten Drucke (1830) dem Jahre 1773 zuwies. Bei der Zahl 1770 an einen Druckfehler zu denken, dürfte am wenigsten angehen. Doch wie auch der Irrthum entstanden sein mag, für Goethes eigene Beziehung des „Satyros" ist er nicht zu benutzen.

Ganz besondern Werth legt Scherer auch zuletzt wieder**) auf Herders eigene briefliche Aeußerung an Merck aus dem Oktober 1772 über die große äußere Veränderung, die mit ihm vorgegangen sei und auch auf sein Inneres wirke: der theologische Libertin sei zu einem mystischen Begeisterer geworden; schwer, vielleicht gar unmöglich sei es, den Capriccio mit Bocksfüßen in einen harmonischen Apoll zu verwandeln, und sein werther Genius werde tausendfältig über ihn lachen, wenn er mit aller brausenden Hitze kalt zu werden suche und dadurch immer dummer handle. Herder, meint Scherer, entwerfe darin selbst beinahe das allgemeine Schema des „Satyros". Was hat aber diese aus dem Zusammenhang gerissene Stelle, in welcher Herder mit swiftischer Laune über sich selbst spottet, daß er so weit zu kommen glaube, nicht bloß gut zu handeln, sondern nicht anders handeln zu können, was hat dieses mit dem Inhalt unseres Stückes zu thun? Wie konnte Goethe darauf kommen, Herder in Bückeburg, wo es ihm traurig genug ging, als Satyros zu karikiren? wie konnte er ihn als einen Mädchen- und Frauenverführer entlarven, weil er sich gegen Merck einen mystischen Begeisterer genannt? Des Satyros mystische Begeisterung ist

*) Brief an Zelter vom 11. Mai.
**) Goethe-Jahrbuch 97.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diesem nur ein Mittel zum Zwecke, der eigentliche Zielpunkt des Stückes liegt darin, daß der durchaus gemeine und thierische Satyros seine Herrsch- und Genußsucht durch Bethörung der Welt zu befriedigen sucht, während Herder die wirkliche Erhebung der Menschheit erstrebte. Wenn Scherer meint, die launigen Schlußworte: „Es ist Ihnen aber ein Wink, daß Sie mir nichts von dem allen glauben müssen, eben weil ich so davon sprechen kann", riefen den Verdacht hervor, als ob Herder nur eine Rolle spiele, so dürfte einem solchen Verdachte doch die ganze Fassung des innig vertraulichen Briefes widersprechen. Wie böswillig hätten Merck und Goethe sein müssen, wenn sie diesen ihren in Bückeburg sich einsam verlassen fühlenden Freund als Satyros sich vorzustellen vermocht hätten! Es ist höchst traurig, wenn man solche Aeußerungen zur Stützung eines unglücklichen Einfalles zu verzerren nicht scheut!

Müssen wir nach allem dem scherersch en Versuche der Deutung jede Berechtigung absprechen, so können wir auch nicht wesentlich günstiger, über das Ergebniß der fein und scharfsinnig ausgeführten Arbeit von Wilmanns in Schnorr's „Archiv"*) urtheilen, die uns nach einer durchaus andern Richtung hinzieht. Auch Wilmanns geht von dem Satze aus, eine wirkliche Person müsse zu Grunde liegen; den Beweis dieser Annahme liefert ihm nicht bloß die Aeußerung in „Dichtung und Wahrheit", sondern auch die Komposition des Stückes, die Entwicklung der Handlung und die Gruppirung der Personen. Wie es mit jener stehe, haben wir gesehen, und weshalb Goethe, wenn er einen solchen gemeinen Menschen in Szene setzen wollte, nicht die Handlung und die Personen dazu hätte erfinden und ein organisch sich entwickelndes Ganzes schaffen können, sehe ich nicht, ja warum sollte ihm nicht der Gedanke gekommen sein, in einem lebendig ausgeführten Bilde darzustellen, wie solche Lumpe die Menge und vor allem die Frauenwelt zu bethören wissen? Auch in „Pater Brey" ist die eigentliche Handlung erfunden.

Doch sehen wir, auf welchen Gründen diese Ausdeutung beruht. Sie geht von dem Satze aus, Satyros sei ein Feind der rousseauschen Ansicht, was dadurch bewiesen wird, daß man schon

*) VIII, 277—299.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in seiner ersten Predigt, wenn man genau zusehe, Anschauungen erkenne, die Rousseau selbst als die seiner Feinde und Gegner bezeichne, er in seiner zweiten seine eigene „ganz materialistisch-atheistische Scheußlichkeit" entwickle. Rousseau selbst habe es für einen von den Gegnern aus seiner Lehre gezogenen schändlichen Schluß erklärt, man müsse das Dein und Mein vernichten und mit den Bären in den Wäldern leben, er habe sich scharf gegen diejenigen ausgesprochen, die so trostlose Lehren in die Herzen säen, durch ihre Zweifelsucht alles, was die Menschen achten, zerstören, wie hier Satyros den Glauben an Gott, wenn er den selig preise, der fühlen könne, „was sei Gott sein! Mann!" Aber Satyros ist weit entfernt, die Gottheit damit aufzuheben. Gott sein bezeichnet hier eben nur die höchste Seligkeit, die der Mensch empfindet, wenn er sich ganz als Mensch fühlt, „frei wie Wolken, fühlt, was Leben sei!" Selbst der gewöhnliche Sprachgebrauch gestattet sich die Vergleichung, „selig, vergnügt, wie ein Gott." Goethes Faust fragt, als er das Zeichen des Makrokosmus sieht: „Bin ich ein Gott?" Satyros selbst sagt kurz vorher von den noch am Busen der Natur lebenden Menschen, sie hätten sich „zu Göttern entzückt". Den Glauben an die Gottheit verwirft er so wenig, daß er sich selbst vom Volke zum Gott erheben läßt. Doch kehren wir zum Hauptpunkte zurück. Wenn auch Rousseau diejenigen für seine Gegner erklärte, die, um ihn zu verspotten, sein Naturevangelium ins Praktische umsetzten, so kann doch unmöglich derjenige für seinen Gegner gelten, der dies nicht aus Spott thut, sondern, wie Satyros, aus selbstsüchtigen Absichten, um die Welt zu bethören und nach seinem Willen zu lenken. Hiermit ist der ganzen folgenden Entwicklung von Wilmanns die Wurzel abgeschnitten, da sie darauf beruht, Satyros sei nicht bloß ein Gegner der rousseauschen Ansicht, obgleich er nie polemisch auftritt, sondern — welch ein Sprung! — sein persönlicher Feind. Freilich würde, wenn diese Beziehung feststände, mit einem gewissen Schein geschlossen werden können, der vom Satyros mißhandelte Einsiedler sei Rousseau selbst; denn neben einem persönlichen Gegner Rousseaus wäre dieser selbst fast eine nothwendig geforderte Person, und wollte man nach einer solchen suchen, so müßte man den Einsiedler dafür nehmen. Wer

aber das Stück rein auf sich wirken läßt, erkennt deutlich, daß der Einsiedler, dessen der Dichter zur dramatischen Handlung bedurfte, im entschiedenen Gegensatz zu dem gemeinen, herrsch- und genußsüchtigen Satyros ausgeführt ist. Wilmanns, einmal von seiner Vorstellung eingenommen, sucht nun nach Aehnlichkeiten zwischen seinen Zwillingsbrüdern Rousseau und dem Einsiedler. Da kommt ihm der Umstand sehr gelegen, daß Satyros, der dem Einsiedler seine Wohlthat mit Undank vergelten will, nicht allein aus Aerger seinen Herrgott herabreißt, um ihn in den Bach zu schmeißen, sondern auch, da er nichts anderes für ihn Brauchbare findet, ein Stück Leinwand stiehlt, das er sich vorbinden will, um nicht durch seine völlige Nacktheit die Mädchen zu verscheuchen. Wozu der „arme Lappen" dem Einsiedler gedient, wird freilich nicht angedeutet, nur betheuert der Eudora, daß er ihn brauche, ihr gegenüber kann er den Gebrauch desselben nicht wohl angeben. Dieses unschuldige Stück Leinwand wird nun dem Ausdeuter zum Hauptschlüssel. „Daß er die Leinwand sich aneignet, muß auf einem Diebstahl an geistigem Eigenthum zielen; „denn unmöglich kann ein gewöhnlich Stück Zeug gemeint sein." Weshalb unmöglich? Nun, weil Wilmanns das ganze Drama literarisch ausdeuten muß, um seine Gleichung, Rousseau der Einsiedler, durchzusetzen. Da entdeckt er denn, daß die Leinwand auf die musikalischen Artikel geht, die d'Alembert Rousseau gestohlen. Folglich ist der im Satyros verkörperte Gegner Rousseaus kein anderes als d'Alembert. Freilich muß er zugeben, daß Satyros dem wirklichen d'Alembert gar nicht gleiche: aber was schadet das? Der jugendliche Goethe hat sich d'Alembert als französischen Naturphilosophen gedacht und ihn nach dem Bilde, das er sich von diesen auf eigene Hand gemacht, frei ausgeführt. Und doch hatte Herder d'Alembert persönlich kennen gelernt und er muß darnach Goethe, mit dem er in Straßburg nach der Außerung in „Wahrheit und Dichtung" über die französischen Schriftsteller eingehend sprach, ein ganz anderes Bild von ihm gegeben haben. War es ja Herder sehr auffallend gewesen, daß d'Alemberts Person ganz seinem literarischen Charakter entsprach; er fand in ihm den ruhigen. stillen, fleißigen, dabei feinen, verbindlichen, im stillen unabläßigen, im stillen und bei übrigens

demüthiger Miene vornehmen und ausgezeichneten Mann", ja er sah an ihm „in einem Augenblick der Leidenschaft auch den Stolz des Gelehrten, noch mit zurückziehender Bescheidenheit, aber keine gemeine Miene".*) Und von dieser vor einem Jahre gemachten Beobachtung, die ihm noch sechs Jahre später so lebhaft vorschwebte, daß er ihrer bei Gelegenheit öffentlich gedachte, sollte Herder Goethe bei seiner Beurtheilung der französischen Schriftstellerwelt nichts gesagt haben!

Weiter zu verfolgen, wie Wilmanns, da ihm d'Alembert als Satyros fest steht, in der Psyche Mlle. Lespinasse findet und sich alles übrige nach jener Skandalgeschichte zurecht legt, wäre unnöthige Mühe, da das Ganze nur auf dem Einfalle beruht, Satyros stelle einen persönlichen Feind Rousseaus dar. Es ist nur ein mit großem Aufwand von Scharfsinn geschickt durchgeführtes Spiel von Wilmanns, bei dem er manche sich entgegenstellende Schwierigkeiten durch wunderliche Versuche beseitigt, auch vor den seltsamsten Beziehungen nicht zurückschreckt, wie er bei der Aeußerung des Satyros, oben im Gebirge kriege er die wilden Ziegen bei den Hörnern und fasse mit dem Maule ihre vollen Zitzen, an d'Alemberts „hohe Bekanntschaften und ihre üppigen Genüsse" denkt, „namentlich an die vornehmen Damenbekanntschaften, an Katharina, und mehr noch an die hohen Damen in Paris, unter denen gar manche wilde Ziege war" (268). Und solche nicht bloß geschmacklosen, sondern das größte Raffinement voraussetzenden Deutungen wagt man in eine aus vollsprudelnder Kraft sich ergießende Jugenddichtung Goethes zu tragen!

Statt alle gefundenen Beziehungen weiter zu verfolgen, möchten wir auf einzelne Mißverständnisse hinweisen.

In den Worten des Einsiedlers (53 ff.):

> Doch leb' ich noch am End' vom Jahr,
> Wo mancher Wärwolf ist schon todt
> Aus Aengsten vor der Hungersnoth,

machen die märchenhaften Wärwölfe Wilmanns vergebliche Sorge; sie treiben ihn zu der sonderbaren Deutung auf die „Verkünder des

*) Werke XXIII, 301 der hempelschen Ausgabe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Materialismus und philosophischer Afterweisheit", die dem Dichter (dem Einsiedler) als Halbmenschen, als „gespenstige Wärwölfe" erschienen. Der Einsiedler soll sagen: „Wenn ein Unglücksschlag mich trifft und meine Hoffnungen zerstört, so verdrießt mich das zwar, aber im Vertrauen auf Gott behalte ich Muth und Leben, während mancher meiner Gegner (!) ohne Hoffnung vor Ablauf des Jahres dahin stirbt." Den eigentlichen Gegensatz verfehlte er, weil ihm der rheinische und frankfurter Sprachgebrauch entging, wonach Wärwolf, vielleicht in Folge einer Verwechslung mit Närwolf, den Habgierigen, den Wucherer bezeichnet. In Frankfurt ist dieser Gebrauch nicht ausgestorben*), noch Gutzkow hat den Ausdruck; auch der Kölner und Trierer kennt ihn. Der auf Goethe vertrauende Einsiedler lebt genügsam von demjenigen, was der Hagelschlag ihm gelassen, während dieser den reichen Geizhals so bekümmert, daß er aus Furcht vor der Hungersnoth stirbt.

Am Schlusse sagt der Einsiedler mit spöttischer Hindeutung auf Psyche: „Es geht doch wohl eine Jungfrau mit." Wilmanns meint, Psyche folge dem Satyros, aber dann müßte dies doch eine szenarische Bemerkung besagen, die ganz fehlt. Nein, auch Psyche ist jetzt enttäuscht, und wie wäre es anders möglich, nach dem, was sie mit Augen gesehen, und nach den Worten des Satyros, er sei gekommen, ihren Weibern die Mücken zu wehren. Des Einsiedlers Wort soll diese nur beschämen, die an der Spitze des den Satyros als Gott verehrenden, das Opfer des Unschuldigen verlangenden Volkes gestanden, ja den Hermes gewarnt hatte, des Gottes Gebot zu übertreten.

Wenn Satyros die Antwort auf die Frage nach seinem Namen und Geschlecht beginnt (161 f.):

Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat niemand mir mein'n Vater genannt,

*) Ein anderer aus dem frankfurter Sprachgebrauch genommener Ausdruck, den man bisher als solchen nicht erkannt hat, ist im Egmont Vansens Spatzenkopf, das man von einem närrischen Menschen braucht, der Spatzen (Grillen, Ratten) im Kopfe hat. In Köln sagt man dafür Müschekopp, da hier die Spatzen mit dem allgemeinen Namen Müschen bezeichnet werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so bezieht Wilmanns dies darauf, daß d'Alembert ein Findelkind war. Aber Findelkinder werden doch, wenn auch nicht in Findelhäusern, doch anderwärts durch Frauen aufgezogen. Satyros hingegen giebt sich als wilden Natursohn zu erkennen; er erinnert sich nur seines Aufenthaltes auf der Höhe eines fernen, waldumkränzten Berges („hoch Berg und Wald" tritt frei zu „im fernen Land"); er weiß weder von Vater noch Mutter, aber auch von einer Pflegemutter ist keine Rede, deren er doch, wie auch eines häuslichen Aufenthaltes, gedenken müßte, wenn er wirklich als Findelkind aufgezogen worden wäre. Freilich ist dies etwas phantastisch gedacht, aber man muß es eben einem so rein phantastischen Drama zu Gute halten.

In Eudorens Worten über Satyros (390 ff.):

> Ich schickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing
> Sich fester an Psyche, das arme Ding,
> Um mir zu trotzen! Und seit der Zeit
> Sterb' ich oder seh' dich befreit,

findet unser Erklärer eine gewisse Eifersucht, die neben allem guten Willen doch auch die Triebfeder ihrer Handlung sei. Er übersah, daß seit der Zeit sich nicht darauf bezieht, daß Satyros sich an Psyche gehängt, sondern auf den vorher berichteten Angriff auf ihre weibliche Ehre.

Des Hermes „lächerlich krauser" Bart fällt dem Satyros (217) auf als Gegensatz zu seinem eigenen „ungekämmten Haar". Aber Wilmanns will sich bei dieser natürlichen Auffassung der Stelle nicht beruhigen. Der „lächerlich krause" Bart könne doch nicht etwa den ehrwürdigen Patriarchenbart bezeichnen. Gewiß nicht; er findet seine Deutung in der „Landesart", aus der ja Hermes auch das ihm gleichfalls auffallende „verflucht weite" Gewand erklärt. Was aber macht Wilmanns aus dieser ganz einfachen Sache? Sein in die Erklärung hereingezogener Abbé de Boufleurs hatte das Recht, im Chorhemde eines Priors und (oder?) in der Uniform eines Husarenhauptmanns dem Gottesdienste beizuwohnen; aus unsern Versen schließt Wilmanns, dieser habe auch wohl einen Bart getragen. Da haben wirs! „Der gekräuselte Bart des Offiziers neben

dem geistlichen Gewand mußte auffallend genug erscheinen." Darauf also spiele Goethe an. Als ob Satyros etwa daran Anstoß nehme, daß das Gewand und der Bart nicht zueinander stimmen, nicht vielmehr in seiner Weise, der nichts recht ist, beide bespotte! Werden Goethes Verse dadurch eben gehoben oder nicht vielmehr abgeschmackt, da sie eine durchaus unnöthige, aus der wirklichen Handlung herausfallende Anspielung enthalten sollen, die niemand verstehen konnte, der nicht in die zu Grunde liegende, von Goethe wunderlich maskirte Geschichte eingeweiht war. Und solche Anspielungen muthet man dem aus vollem Leben schöpfenden Jüngling in einer mit keckem Uebermuth sprudelnder Kraft hingeworfenen Dichtung zu, er soll mit aller Mühe solche Anspielungen hineingeheimnißt haben, welche niemand entziffern konnte, dem man nicht den durch keine noch so lebendige Aneignung zu gewinnenden Schlüssel gegeben, ja die auch der Entzifferung gar nicht werth sind. Wer mit gesundem Sinne diese verzwickten Ausdeutungen mit der in voller Naturkraft sich ergießenden Dichtung vergleicht, wird sich von einer solchen argen Verballhornung mit Bedauern abwenden.

Um der kritischen Pflicht vollständig zu genügen, sucht Wilmanns auch den Nachweis zu liefern, woher Goethe die französische Skandalgeschichte genommen, zu deren möglichst unverständlicher Dramatisirung er sich verirrt haben soll. Rousseau hat sie bei seinem Besuche im Frühjahr 1765 Fräulein Julie Bondeli in Bern erzählt; diese schrieb sie nieder, und so kam sie in Leuchsenrings Hände, der sie in Mercks und Goethes Gegenwart in Thalehrenbreitstein im September 1772 vorlas. In Goethes Bericht über jenen literarischen Kongreß in „Dichtung und Wahrheit" sollen sich die Worte: „Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte", auf die dem „Satyros" zu Grunde liegende Erzählung von Rousseaus Streit mit d'Alembert beziehen (288 Anm.). Allein der unmittelbar darauf folgende Gegensatz zeigt, daß etwas anderes gemeint ist. „Er machte mich nur auf Menschen aufmerksam", heißt er hier, „die, ohne sonderliche Talente, mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

suchten." Das geht doch offenbar nicht auf Rousseau und d'Alembert, deren Talent Goethe nimmermehr leugnen konnte; der Ausdruck selbst zeigt, daß hier nicht von einzelnen Personen, sondern von einer ganzen Klasse die Rede ist. Wenn Wilmanns weiter bemerkt, das folgende „Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern u. s. w.", passe nicht mehr auf die Person, die Goethe vorher im Sinne gehabt, so verstehe ich dies nicht, da ja unmittelbar vorher nicht von einer Person, sondern von Menschen die Rede war und der Zusammenhang unwidersprechlich ergibt, daß mit solchen Personen dieselbe Klasse gemeint sein muß, die früher als Menschen bezeichnet war. Ebenso wenig sehe ich, wie Wilmanns aus dem Worte „gewöhnlich" etwas für seine Beziehung der Stelle schließen kann; Goethe führt nur das an, was diesen Menschen gewöhnlich noch zu Gute komme, ihr Wirken erleichtere. Die Behauptung, Goethe gehe damit zu einem „speziellen Typus" über, dessen Repräsentant Leuchsenring sei, erweist sich, wenn man genau zusieht, als unwahr, es ist immer nur von denselben Personen die Rede. Auch über den Schluß gibt Wilmanns keinen genügenden Aufschluß, wenn er nichts weiter bemerkt, als daß in der Erwähnung der beiden Fastnachtsspiele alles vorhergehende Anlaß und Ziel finde. Er hat eben der ganzen Stelle, um sie für sich sprechen zu lassen, Gewalt angethan. Auch müssen wir uns entschieden dagegen verwahren, daß Goethe bei solchen Erörterungen in „Dichtung und Wahrheit" die ins einzelne gehende Kenntniß der Stimmungen und Lagen seiner Jugendzeit zugeschrieben wird; eine solche ging ihm, als er „Dichtung und Wahrheit" schrieb, meist ab, sodaß er die Lücken seines Gedächtnisses frei ergänzen mußte, wie dies die genaue Verfolgung dieser merkwürdigen späten Lebenserinnerungen ergibt, ohne welche ein richtiges Urtheil über sie unmöglich ist. An unserer Stelle war es ihm darum zu thun, etwas von der Stimmung zu sagen, aus der „Pater Brey" und „Satyros" hervorgegangen seien, was ihm aber nicht ganz gelungen, wie denn schon die Nebeneinanderstellung der beiden Stücke verfehlt war.

Gehen wir weiter. Wilmanns behauptet, in den Worten: „Ich wohnte diesen Vorlesungen gerne bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt versetzt wurde und das Innere mancher kurz

vergangenen Begebenheit kennen lernte", werde gerade auf die Mittheilung der Bondeli über die ihr von Rousseau erzählte Geschichte hingedeutet, die ihm unbekannte Welt sei die pariser Gesellschaft mit ihrem Geiste, ihren Intriguen, ihrer Sittenlosigkeit, das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit „der Zusammenhang der Schicksale, durch die Rousseau und sein ‚Emile' betroffen wurde". Auch diese Deutung widerspricht dem Zusammenhange; denn es ist hier von allen diesen Vorlesungen die Rede, nicht von einer einzelnen, die ihn besonders angeregt habe, wenn auch vorher der „Briefe der Bondeli" gedacht wurde, in denen wir uns doch nichts weniger als Rousseaus Erzählung einer französischen Skandalgeschichte denken dürfen, vielmehr eigene Herzensergießungen und Lebenserfahrungen vermuthen müssen. Eine unbekannte Welt deutet im allgemeinen auf Welt- und Herzensverhältnisse, von welchen der Jüngling noch keine Ahnung hatte, nicht auf eine ausländische Geschichte; mit manchen kurz vergangenen Begebenheiten deutet Goethe auf bekannte Geschichten, von denen nur die äußern Umstände ins Publikum gedrungen. Wilmanns' Annahme, Goethe habe gewußt (denn darauf beruht seine Deutung), daß er damals durch die Briefe der Bondeli genauere Kunde von dem Streite zwischen Rousseau und d'Alembert erhalten, würde seiner Darstellung einen seiner durchaus unwürdigen Charakter geben, sie würde die Sache selbst verschweigen, aber sich solcher Ausdrücke bedienen, welche sie dem Kundigen verriethen. Ein solches Versteckspiel liegt Goethes Lebenserinnerungen fern.

Doch wir können auch den Beweis führen, daß die französische Skandalgeschichte nach den dortigen Aeußerungen eben Goethe beim „Satyros" nicht vorgeschwebt. Von eben jenen Briefwechseln heißt es weiter, unmittelbar vor den oben erörterten Worten „Von politischen Geheimnissen u. s. w.": Merck habe über die Dinge, Personen und Verhältnisse, von denen in ihnen die Rede gewesen, gar manchen schalkhaften Einfall laut werden lassen, ihm aber „im stillen die wunderlichsten Dinge eröffnet, die darunter verborgen sein sollten". Welche wunderliche Dinge konnten denn unter der von Rousseau der Bondeli gegebenen Erzählung jener Skandalgeschichte verborgen liegen, und wie mochte Merck noch näheres als Rousseau davon

wissen? Dazu kommt, daß in den unmittelbar sich anschließenden Worten, die wir bereits besprochen haben, die darunter verborgenen Dinge in einer Weise erklärt werden, die jede Beziehung auf Verhältnisse der französischen Literatur ausschließt, von der überhaupt hier gar keine Rede ist, nur daß Julie Bondeli als Rousseaus Freundin bezeichnet wird, bloß um die Bedeutung des Ansehens, dessen ihr Name genoß hervorzuheben.

Auch Wilmanns will die falsche Jahreszahl 1770 nicht ohne weiteres aufgeben, sondern sie womöglich für seine Beziehung verwenden. Könnte nicht Goethe, fragt er, die karikirende Darstellung der französischen Modephilosophie, die er dem Satyros später in den Mund legte, schon in Straßburg entworfen haben? Aber daß es sich hier um die französische Modephilosophie handle, davon findet sich eben keine Spur. Hätte er in Straßburg die französische Philosophie verspotten wollen, so würde er sich gegen die leb- und trostlose Leere des Système de la nature in der in „Dichtung und Wahrheit" angedeuteten Weise gewandt haben. Und Goethe sollte sich im Jahre 1817, wo das Stück unter der Jahreszahl 1770 erschien, daran erinnert haben, daß diese Reden 1770 entstanden seien, aber nicht der, wie Wilmanns annimmt, in demselben Werk" erwähnten Thatsache, daß das Stück durch die 1772 in Thalehrenbreitstein gehörte Erzählung, die Julie Bondeli aus Rousseaus Mund vernommen, veranlaßt sei? er sollte die ältere Jahreszahl statt der richtigen gewählt haben, auf die er drei Jahre später in dem angeführten Briefe an Zelter deutet und die er schon in „Dichtung und Wahrheit" im Sinne hatte? Solche jeder Wahrscheinlichkeit spottenden schillernden Einfälle können nur zur Verwirrung führen, nichts aufklären. Von derselben Art ist der Beweis, Goethe könne das Système de la nature zur Zeit, als er den „Satyros" dichtete, noch nicht gekannt haben, obgleich Goethe selbst, was Wilmanns unbeachtet läßt, ausdrücklich erwähnt, wie dieses in Straßburg auf ihn und seine Freunde gewirkt? In Goethes Brief an Kestner vom 26. Januar 1773 bezieht er „die Philosophie" ohne jeglichen Halt eben auf jenes berüchtigte Système; mit noch größerer Willkür behauptet er, die sich in dem Briefe aussprechende lebhafte Empfindung „bürge dafür, daß dieser unmittelbar nach der

Lektüre des erschreckenden Werkes geschrieben sei". Welches philosophische „Buch" gemeint sei, das Lotte „mitten im Karneval" zu lesen verlangt, wissen wir nicht, aber gewiß nicht Holbachs trostloses Natursystem, über das Goethe sich mit ganz anderm Spott geäußert haben würde. Seine Laune trifft nur Lottens Wunsch, sich mit solchen abstrakten Lehren abzugeben, nicht ein ihm so herzlich verleidetes Buch, das zu lesen Lotte unmöglich Verlangen empfunden haben kann. Und wie hätte Goethe in Straßburg im Jahre 1770, wo jenes Système so ungeheueres Aufsehen machte, dieses ungelesen lassen können? Weshalb verdient seine Behauptung in „Dichtung und Wahrheit", daß er dies wirklich gethan, keinen Glauben? Aber Wilmanns beruhigt sich mit jener einen halsbrecherischen Vermuthung nicht. Da Goethe in einem in den Anfang des Jahres 1773 fallenden Briefe an Kestner eines Traums gedenkt, in welchem er sich mit einer gesprächigen Tischgesellschaft im Gasthofe zu Wetzlar in einen philosophischen Streit eingelassen, so soll dieser Traum dadurch veranlaßt sein, daß er bei seinem letzten Aufenthalt in Wetzlar Abends im Gasthofe seine Unkenntniß des „Système de la nature" verrathen, dabei eines Bessern belehrt, aber auch bestimmt worden, das Buch zu lesen und es nach Wetzlar zu schicken. Wozu dieser Traum über einen Traum?

Auch der Umstand, daß „Satyros" bloß in einem einzigen Briefe Goethes (aus dem November 1774) erwähnt ist, wird von Wilmanns zu seinem Zwecke verwandt. Als ob denn alle Briefe Goethes vorlägen, nicht sehr viele, und gerade aus jener Zeit, verloren gegangen, als ob nicht der Zufall in solchen Dingen sein Spiel getrieben, den im einzelnen Falle erklären zu wollen ein gefährliches Unternehmen wäre! Wilmanns vermuthet, vertraute Freunde hätten den Dichter auf den Mißgriff aufmerksam gemacht, den er nach seiner Annahme in der Darstellung der französischen Modephilosophie gethan. Nach Wilmanns selbst soll er schon im November 1772 eines Bessern belehrt worden sein. Aber wir wissen, daß das Stück erst im folgenden Sommer gedichtet wurde. Und der Brief an Böckmann, worin Goethe diesen bittet, ihm doch den „Satyros" zu schicken, fällt erst in den November 1774. Die Mittheilung des Stückes war jedenfalls in demselben Herbst erfolgt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wo Böckmann selbst in Frankfurt war und mit Goethe und dessen Kreise verkehrte. Demnach würde zwischen die Mittheilung des „Satyros“ an Böckmann und die Dichtung des Stückes ein Zwischenraum von mehr als einem Jahre fallen, für welches denn doch trotz der Vermuthung von Wilmanns das diesem so auffällige Schweigen bestehen bliebe. Scherer*) meint, „Satyros“ sei doch vielleicht das Stück, das Goethe den 28. Mai an Klopstock gesandt, mit der Bemerkung, es werde wohl nie gedruckt werden, und da liege die Vermuthung nahe, Klopstock habe den „Satyros“, als er von Karlsruhe nach Hamburg zurückreiste, Böckmann zur Auslieferung an Goethe gegeben, der es ihm dann abverlangt. Dazu stimmt das einfache: „Schicken Sie mir doch den ‚Satyros‘!“ gar nicht. Und wie sollte Klopstock Böckmann das leicht in einer Stunde zu lesende Stück für Goethe zurückgelassen haben, da er selbst diesen auf der Rückreise besuchte! Nahe lag es bei dem früher Klopstock gesandten Stücke an „Das Unglück der Jacobis“ zu denken, das Goethe einen Monat früher Höpfner vorlas, der es mit großem Jubel aufnahm; hatte er ja im vorigen Herbst Schönborn diese Farze vorgelesen, mit der Bemerkung, er werde sie nicht drucken lassen. Aber nach der jetzt bekannt gewordenen Unterredung mit der Fahlmer, der er versprach, niemand in der Welt solle es mehr zu hören und zu sehen bekommen**), ist nicht anzunehmen, daß er das Stück einige Wochen später an Klopstock gesandt. Da bleibt wohl kaum etwas anderes übrig als an den „Prometheus“ zu denken, der allgemein so sehr gefiel und seine Dichterkraft in so glänzendem Lichte zeigte. Auffallend kann man es finden, daß weder Schönborn noch Höpfner von der Vorlesung des „Satyros“ sprechen, aber es lassen sich manche Gründe denken, die Goethe abhielten, ihnen das Stück vorzulesen; schon der Zufall, daß er es nicht gerade zur Hand hatte, würde genügen, da wir wissen, wie sehr bei ihm die Sachen durcheinander lagen.

*) Goethe-Jahrbuch 108.

**) Goethe-Jahrbuch II, 383. Freilich erweist es sich nicht ganz genau, wenn er behauptet: „Niemand als die L. R. [Lisette Runkel], Merck und der Dechant [Dumeix] habens gelesen.“ Höpfner hatte es wenigstens gehört. Indessen bleibt es fraglich, ob hier der Bericht der Fahlmer ganz getreu ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir haben das künstliche Gebäude von Wilmanns in seiner Grundlage geprüft, ja zum Theil in seine äußersten Spitzen verfolgt, dabei nirgend einen Halt, vielfache Mißverständnisse gefunden, zu denen ihn größtentheils die Sucht hingerissen, seinen Einfall zu begründen. Doch ist seine Arbeit für den „Satyros" nicht ganz fruchtlos geblieben. Wilmanns hat zuerst auf die äsopische Fabel (26) vom Menschen und Satyros hingewiesen, in welcher beide als Freunde zusammen essen. Die Beobachtung des Satyros, daß der Mensch nicht allein durch den Hauch seines Mundes sich die Hände wärmt, sonden auch die warme Speise durch Blasen kühlt, erfüllt jenen mit solcher Abneigung wider ihn, daß er ihm die Freundschaft aufkündigt; er will mit demjenigen nichts mehr zu thun haben, der aus demselben Munde warm und kalt bläst. Ohne Zweifel schwebte Goethe die äsopische Fabel vor, schon der Namensform wegen. Aesop gehörte neben dem neuen Testamente zu seiner frühesten Lektüre im Griechischen. Daß Goethe den Menschen zum Einsiedler machte, war schon dadurch bedingt, daß er ihn individualisiren mußte, und es lag ihm eben so nahe wie dem Hans Sachs, bei dem er als „Waldtbruder" auftritt. Auch bedurfte er zur nähern Ausführung des Satyros nicht der Beschreibung des Burkhard Waldis, den Wilmanns, wenn erwiesen wäre, daß dieser Fabulist Goethe bekannt gewesen, als dessen Quelle betrachten möchte*). Die Satyrn als Waldgötter kannte er aus der griechischen Mythologie, und daß solche Geschöpfe noch in Afrika und sonst zu finden, die eben zu der mythologischen Vorstellung Veranlassung gegeben, hatte er wohl in der frühesten Jugend gelesen. Auf die Fabel geht, wie Wilmanns bemerkt, die Stelle des ersten Aktes zurück, wo der Einsiedler auf die Frage, warum er so in die Hand blase, erwidert:

Seid ihr nicht mit der Kunst bekannt?
Ich hauch' die Fingerspitzen warm.

Der Dichter benutzt dies glücklich als Uebergang zur Aeußerung des Einsiedlers, daß er sich unendlich reich fühle, da er dem eigenen

*) Scherer Frühzeit 47 entscheidet sich nicht, er billigt nur die Verweisung auf „die alte Erzählung", die „sich z. B. bei Hans Sachs findet".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mangel gleich abhelfen könne, er aber auch der Feuerung nicht entbehre, so daß er dem Leidenden leicht etwas Warmes bereiten könne. Scherer findet einen Widerspruch darin, daß der Einsiedler hier kalte Fingerspitzen habe, während nach dessen erster Rede und sonst der Sommer angenommen werde. Aber unser Auftritt spielt am frühen Morgen, an welchem dem nicht mehr heißblütigen Alten leicht die Fingerspitzen kalt werden können. Der jüngere Satyros findet es im dritten Akte „höllisch schwül"; aber dort läßt er sich eben nach längerm Laufe in der Mittagshitze an einem schattenkühlen Brunnen nieder. Auch würde der Dichter den Widerspruch, wäre er vorhanden, wie so manche ähnliche, damit entschuldigen können, daß er ihn aus künstlerischem Zwecke sich gestattet. Unbeachtet hat man bisher gelassen, daß die Vorstellung vom nahen Zusammenleben von Einsiedlern und Faunen sich auch in Goethes „Legende" findet, die freilich erst 1815 erschien, aber sie begegnet uns schon 1778; wahrscheinlich ist sie um 1773 gedichtet. Diese beginnt:

In der Wüsten ein heiliger Mann
Zu seinem Erstaunen thät treffen an
Einen ziegenfüßigen Faun, der sprach:
„Herr, betet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelassen werd'
Zur seligen Freud'; uns dürst darnach."

Wilmanns hat mit Recht auch Wielands Aeußerung in den „Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen" (1770) herangezogen: „Unsere Reisebeschreiber (fährt Rousseau sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesetzt, diese Geschöpfe [die Orang-Utangs oder Pongos], welche von den Alten unter den Namen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten wurden, zu Thieren herabzuwürdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie Menschen sind; denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte." Diese „Betrachtungen" bilden einen Theil von Wielands „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus dem Archive der Natur gezogen", aus denen Goethe auch das „Traumgespräch mit Prometheus" bei seinem „Prometheus" benutzt hat, das den Schluß der Abhandlung „über Rousseaus Versuche, den wahren Stand der

Natur des Menschen zu entdecken, bildet. Wilmanns hat schon bemerkt, daß Goethe durch diese Abhandlung veranlaßt wurde, den Satyros rohe Kastanien als „herrlichen Fraß" preisen zu lassen; denn Wieland bemerkt, nach Strabo und Plinius seien die Eicheln, womit sich die ältesten Griechen und einige andere Völker in der Urzeit genährt, eine sehr gute wohlschmeckende Art gewesen*), die er geradezu für unsere Kastanien erklärt. In jenen „Beiträgen" stehen auch die „Reise des Priesters Abulfouaris ins innere Afrika" und die „Bekenntnisse des Abulfouaris, gewesenen Priesters der Isis". Schon von Loeper hatte bemerkt**), „Satyros" treffe, wie Wielands „Abulfouaris", eine Zeitrichtung. Pröhle***) behauptet, Goethe sei durch Wielands „Abulfouaris" angeregt, habe aber dessen Idee klarer, einfacher, treuherziger, edler, genialer und in jeder Hinsicht besser in der ganz neuen Produktion des „Satyros" wiedergegeben. Wilmanns faßt demnach Satyros als Pendant zu Abulfouaris.†) Auch Scherer††) gibt die Vergleichung des Priesters Abulfouaris mit Satyros zu. Dieser macht die nackten unschuldigen Neger durch die Kultur, die er ihnen bringt, unglücklich. Hermes ist bei Wieland der große Stifter des Priesterordens; die von ihm eingeführte Religion erscheint nur als politisches Mittel, die von ihm gegründete Republik zu befestigen. Abulfouaris wünscht das Volk aufzuklären, daß es nicht mehr einen Stier, einen Ibis, eine Meerzwiebel für einen Gott halte. Goethes Satyros sagt einmal, er wolle lieber eine Zwiebel als ein Bild des Gekreuzigten anbeten. Daß die Aegypter Zwiebel und Lauch für heilig gehalten und dabei als bei Göttern geschworen, war Goethe wohl sonsther bekannt.†††) Die Liebesleidenschaft zur schönen Mazulipa, der Frau eines an-

*) Wielands Gelehrsamkeit zeigt sich hier freilich sehr fadenscheinig. Weder Plinius noch Strabo bestimmen diese Eicheln näher, wie es Galen thut.

**) Zu „Dichtung und Wahrheit" III, 358.

***) Lessing, Wieland, Heinse 256.

†) Er schreibt irrig den Namen Abulfauari (299). Wieland brauchte früher Abulfouaris, später Abulfauaris.

††) Goethe-Jahrbuch 100.

†††) Juven. XV, 9. Plin. N. H. XIX, 32.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gesehenen Negers, an welcher er „ohne Gefahr seines Charakters" seine Lust befriedigen möchte, treibt ihn. Zu diesem Zwecke führt er auch die Mysterien ein. In der Nacht der kleinen Mysterien erscheint er der unschuldigen, aber fanatischen Mazulipa in den finstern, unterirdischen Gängen, durch deren mystische Krümmungen die Einzuweihenden wandeln müssen, in der Gestalt des Anubis, und sie wird die Beute seines frevelnden Betrugs. Später wendet er mancherlei Kunstgriffe an, um dieselbe Rolle mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können. Daß dieser Kulturpriester auf Goethes Erfindung der Nothzucht des Satyros, dessen Naturevangelium das Volk so berückt, daß es ihn vergöttert, nicht ohne Einfluß gewesen, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Dagegen ist Scherers Annahme, dieser habe die Katastrophe aus dem „Tartuffe" genommen*), nichts weniger als glaublich, da beide zu wenig mit einander stimmen. War die Verführung des Satyros durch Abulfouaris nahe gelegt, so war damit die nothwendige Entlarvung von selbst gegeben. Bei Abulfouaris fehlte nur die Entdeckung, die sich eben bei Satyros von selbst ergab durch den glücklich ersonnenen Plan der Eudora, der zugleich die Rettung des Einsiedlers bewirken soll; jener steht dem Satyros viel näher als der scheinheilige Tartuffe. Gar wunderlich ist die Art von Scherers Beweis für Tartuffe. Wenn Wieland an Gleim schreibt, er wisse jetzt, daß Spalding, den er für einen Mann Gottes gehalten, nur ein Tartuffe oder höchstens nur ein Abulfauaris sei**), so stellt er die beiden scheinheiligen Verführer doch nur neben einander und zwar so, daß er den Tartuffe als den schlimmern faßt; an jeder Andeutung, daß sein Abulfauaris ein Ableger des molièreschen Scheinheiligen sei, fehlt es doch ganz und gar. Und wenn Scherer zugibt, daß Goethe den Abulfouaris benutzt, so fällt jeder Grund weg, den „Tartuffe" heranzuziehen; denn die Erfindung des Planes der Eudora und dessen glückliche Ausführung wird Goethe hoffentlich doch aus eigenen Mitteln haben leisten können. Freilich läßt Scherer es jetzt unentschieden, ob Goethe mittelbar oder unmittelbar aus dem „Tartuffe" geschöpft,

*) Frühzeit 58.
**) Pröhle a. a. O. 233.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da er diesen auch als Quelle des Abulfouaris annimmt, aber gleichgültig ist dies keineswegs, abgesehen davon, daß Wielands Benutzung des „Tartuffe" selbst unerwiesen ist.

Goethe wollte in unserer Dichtung, die er in „Wahrheit und Dichtung" als ein Fastnachtsspiel, gleich „Pater Brey", bezeichnete*), eine launige dramatische Darstellung geben, wie leicht die Menge durch hohle Menschen, die anmaßende Entschiedenheit mit glühender Wärme verbinden und die Schwächen der Menschen pfiffig zu benutzen wissen, hingerissen werde. Dies that er in der schärfsten, ja bis zur äußersten Grenze gehenden Weise, indem er seinen Betrüger zu einem thierischen Satyros, einem Waldteufel, machte, der trotz alles Abstoßenden und Widerwärtigen durch die wunderbare Art seiner Erscheinung und seine seltsame, das Leben verkehrende, höchste Freiheit und Seligkeit verkündende Lehre das Volk für sich gewinnt. Die innere Nichtigkeit und die ungeheure Leichtgläubigkeit meinte er eben nicht ausdrucksvoller bezeichnen zu können, als dadurch, daß er, in Anknüpfung an die äsopische Fabel, den Betrüger zu einem fabelhaften Waldmenschen machte. So war ihm Name und Wesen seines herrsch- und genußsüchtigen, von sinnlicher Gier beherrschten Helden gegeben, damit aber zugleich der phantastische Charakter der ganzen Dichtung, die das Volk wirklich zum Kastanienfraß und zur Vergötterung des Waldteufels sich herabwürdigen läßt. Selbst der Priester Hermes, zu dessen Namen, wie schon Wilmanns sah, die Erwähnung des Hermes bei Wieland die Veranlassung bot, wird von der allgemeinen Begeisterung angesteckt und, wenn ihm auch das Kastaniennagen übel bekommt, vom mystischen Feuer seiner Rede derart hingerissen, daß er sich ihm gegenüber nichtig fühlt. Als Einschlag ward Wielands lüsterner Kulturpriester verwandt, aber die ganze dramatische Verwicklung und Lösung, die gegensätzliche Ausführung des Satyros und des Einsiedlers, die Künste, durch welche er die beiden, gleichfalls in entschiedenem Gegensatze

*) Im Inhaltsverzeichnisse des dreizehnten Bandes der Ausgabe letzter Hand werden beide unter die allgemeine Ueberschrift „Fastnachtsspiel" (nicht „Fastnachtsspiele") gesetzt, die im Bande selbst fehlt, wie daselbst ein ähnlicher Unterschied in Bezug auf das „Puppenspiel" sich findet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu einander charakterisirten Mädchen zu verlocken sucht, und die Leitung der Handlung sind Goethes Eigenthum. Alle Namen sind griechisch und bezeichnend; der Einsiedler erhielt einen persönlichen Namen ebenso wenig als der Waldteufel (Satyros). Die Oertlichkeit ist dem Wesen der phantastischen Dichtung gemäß ganz unbestimmt gelassen, doch deuten die Namen auf Griechen, ebenso die Schlußworte des Satyros trotz der lateinischen Form Jupiter, die wir auch im „Prometheus" finden, nur ist keine Andeutung gegeben, daß wir uns im eigentlichen Griechenland befinden, ja eine Kolonie in Afrika würde ganz gut für das Stück passen. Neben der herrschenden heidnischen Religion weisen der Einsiedler und sein Bild des Gekreuzigten auf die christliche hin, jede nähere Andeutung des Verhältnisses beider zu einander fehlt in unserm phantastischen Drama, dem seinem Wesen nach nichts ferner lag als örtliche oder gar persönliche Beziehungen, wie tief auch der Dichter aus dem vollen Leben geschöpft hat.

Den 5. Oktober 1881.

Das Vorstehende war längst geschrieben, ehe ich Kenntniß und Einsicht von dem in aller Breite sich behaglich ergehenden Aufsatze von Biedermanns: „Goethes ‚Satyros' noch einmal", in der von ihm mit den Ausflüssen seiner Entdeckungsader, seinen Ausfällen und ebenso gewissenlosen Lobhudeleien beglückten „Wissenschaftlichen Beilage der leipziger Zeitung" vom 14. bis zum 21. August 1881 (Nr. 65 bis 67), erhielt. Die Widerlegung desselben schien mir nicht dringend, obgleich die Masse der angeblichen Uebereinstimmungen von Stellen des „Satyros" mit gedruckten Aeußerungen Basedows manchen, der nicht genau zusah, bei dem großen zu Tage tretenden Selbstbewußtsein des freiherrlichen Forschers leicht berücken konnte, auch die Ungebühr seiner Schmähungen gegen mich eine Zurückweisung zu fordern scheinen konnte. Aber wer wird persönlich mit einem Manne rechten wollen, der, wo er sich so eingeengt fühlt, daß er sich nicht mehr zu helfen weiß, die Ausrede für wissenschaftlich ehrenhaft hält, niemand werde ihm zumuthen, so etwas zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

widerlegen, selbst wo der entschiedene Beweis seiner Entstellung erbracht ist. Erst jetzt, wo ich mich veranlaßt sehe, das mit gleichem Selbstbewußtsein von ihm in demselben Blatte vorgetragene Phantasma von einem frühern Anfange des goetheschen Mittwochskränzchens in Luft aufgehen zu lassen, und ich die Veröffentlichung meines so lange liegen gebliebenen Aufsatzes mir vorgesetzt, komme ich auch auf Biedermanns Bekämpfung Scherers und den wiederholt mit aller Macht ins Werk gesetzten Beweis, „Satyros" sei auf Basedow gemünzt. Längst habe ich es aufgegeben, Biedermann von irgend etwas zu überzeugen, meine Bemerkungen sollen nur andern seine erstaunliche Leichtfertigkeit und die wunderliche Entstellung von Goethes humoristischem Drama zeigen. Daß er mit mir in mancher Widerlegung Scherers übereinstimmt, ist natürlich, doch auch hier zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit in der Fassung. Nur auf die Hauptpunkte des neu angetretenen Beweises möchte ich hier eingehen und zeigen, wessen der Mann fähig ist.

Da lese ich denn (S. 386), meine Beziehung des Jupiter Sus auf Wieland werde dadurch widerlegt, daß jener Jupiter Sus im Briefe der Herzogin Mutter vom 2. August 1779 an diesem Tage verreist gewesen, wogegen Wieland nach seinem eigenen Briefe an Merck den 2. August zu Weimar zugebracht. Er stützt sich dabei auf eine willkürliche Voraussetzung, von welcher er den Leser nichts ahnen läßt. Das ist Unterschleif! Den Brief an Merck vom 1. August soll Wieland erst am folgenden Tage fortgesetzt und beendigt haben. Und doch kann kein Leser desselben (Merck I, 168 ff.) die entfernteste Ahnung haben, daß derselbe unterbrochen worden; er ist offenbar in einem Zuge hingeschrieben. Wie aber ist Biedermann zu dieser Annahme gekommen? Wieland bemerkt bei der nach zwei verunglückten Versuchen ihm endlich gelungenen Nachbildung des Namenszuges der Herzogin Mutter launig: „Ah, das war con amore! Feci den 2. August, 8 Uhr Morgens." Der 2. August paßt freilich nicht zu der Datirung vom 1.: entweder 1. oder 2. muß irrig sein. Daß das letztere verschrieben oder verlesen sei, ergiebt sich aus der kurz vor dem Schlusse stehenden Aeußerung: „So Gott will, bringt mir die heutige Abendpost ein Brieflein von dir." Denn der 1. August war ein Montag, der 2. ein Dienstag; daß

aber die frankfurter Post nicht am Dienstag-, sondern am Montagabend in Weimar ankam, ergeben die Briefe Wielands an Merck vom 22. September 1776, vom 24. November 1777, vom 1. Juni 1778, vom 22. Februar und 1. März 1779, in denen von eben empfangenen Sendungen die Rede ist; denn diese alle sind Montags geschrieben. So war auch der 19. Januar 1778, an welchem Goethe, wie er den 22. schreibt, das gewünschte Geld von Merck erhielt, ein Montag. Demnach ist der ganze Brief am 1. August geschrieben; Tags drauf reiste Wieland ab, und so fand ihn die Einladung der Herzogin Mutter an diesem Tage nicht. Die Reise ging wahrscheinlich nach Gera; freilich wird dieser Reise erst in Wielands Brief an Merck vom 19. gedacht, aber schon längst muß er davon zurück gewesen sein, da wir in demselben Briefe lesen, schon vor acht Tagen habe er eine (wiederholte) Einladung nach Ettersburg erhalten, die er nicht gleich habe stattfinden lassen können, womit unmöglich seine Abwesenheit von Weimar gemeint sein kann. Dies konnte sich Biedermann sagen, wenn er bloß Wielands Briefe an Merck genau beachtete. Aber hätte er sich nicht daneben auch nach Wielands sonstigen Briefen umsehen müssen? Da würde er in den „Ausgewählten Briefen" einen an Professor Meusel in Erfurt mit dem Datum des 2. August 1779 gefunden haben, dem er schreibt: „Ich bin itzt im Begriffe, mit meiner Frau recreationis et corporis curandi gratia eine kleine Reise auf etliche Tage nach Gera zu thun." Mag nun das 2. auch ein Lese- oder Druckfehler statt 1. sein oder Wieland noch am frühen Morgen vor der Abreise an Meusel, der ihm seinen Ruf nach Erlangen mitgetheilt, geschrieben haben, er möge ihn gleich nach seiner Rückkehr von Gera besuchen, eine glänzendere Bestätigung, daß der am 2. August verreiste Sus Jupiter Wieland gewesen, läßt sich kaum denken. Doch Biedermann wagt mit gewohnter Leichtfertigkeit das Gegentheil zu behaupten. Ebenso wunderlich sträubt er sich, unter dem „General — —s" im Briefe der Hofdame von Göchhausen an Merck Herder zu erkennen, und er beschwört lieber den Teufel, ergänzt „Generalsatanas", ohne zu verrathen, wer darunter gemeint sein könne. Freilich bezeichnete man den Teufel durch drei Kreuze, auch wohl durch einen Strich, wie in derselben Briefsammlung

S. 119 „um aller — willen“ steht, aber hier haben wir zwei Striche, und Striche deuten in dieser Sammlung gewöhnlich auf ganze Wörter, während einzelne Buchstaben durch Punkte bezeichnet sind, wie S. 60. 122. 127. 166. 169. 176. Hiernach möchten wir glauben, daß in „General — —s“ auch zwei besondere Worte angedeutet und im Briefe „Generalsuperintendens“ gestanden. Wollte man dies nicht, so wäre doch „Generalsatyros“ eine launige Zusammenstellung des Anfangs des Ranges von Herder und des Spitznamens (nur ja nicht „General Satyros“) zehnmal wahrscheinlicher als der durch nichts auch nur annähernd zu rechtfertigende „Generalsatanas“, für den sein genialer Erfinder selbst keine Beziehung beizubringen weiß. Wenn die Herzogin vom „Satiros“ an Merck schrieb, sie wisse nicht, ob er todt oder lebend, und sie sei eben in der Verdammung, wenn sie daneben Wielands als des Jupiter Sus und des Prinzen Rasselaß gedachte, ihre Hofdame fast drei Monate später, nachdem Wieland wieder in Ettersburg zum Besuch gewesen, berichtete, der „General — —s“ führe sich noch immer schlecht auf und habe sich nicht wieder sehen lassen, wogegen Prinz Rasselaß Buße gethan: so wäre es völlig ungerechtfertigt, selbst wenn die Ergänzung „Generalsuperintendens“ nicht so nahe läge, unter diesem einen andern zu verstehen als Herder, den die Herzogin unter dem Namen „Satiros“ bezeichnet hatte. So ist also auch hier Biedermanns leidenschaftlicher Versuch, mir ein Versehen nachzuweisen, zu seiner eigenen Beschämung abgelaufen, er hat auch hier wieder nur seinen Mangel an Umsicht und Urtheil bewiesen.

Die gegen Scherers Deutung gerichteten Gründe lassen wir zur Seite, da wir dieselben oder treffendere oben gegeben, nur die Bemerkung, kein Zeitgenosse, der den „Satyros“ gelesen, habe unterlassen können, „nach der für ihn zuverlässig in nicht so dichtes Dunkel gehüllten Deutung zu forschen“, müssen wir als grundlos verwerfen. Auch dieses derb humoristische Fastnachtsspiel konnte man und kann man noch heute, wenn man nicht von dem schleichenden Deutungswahn angesteckt ist, ohne jede Annahme persönlicher Beziehung ganz ergetzlich finden.

Bei der Begründung seiner ihm mit von Loeper gemeinschaftlichen Beziehung auf Basedow müssen wir es zunächst für verfehlt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

halten, wenn er sich auf Goethes Schilderung dieses Schulreformators in „Dichtung und Wahrheit" beruft; denn waren diesem auch einzelne Erinnerungen aus dem Umgange mit Basedow geblieben, bei seiner Lebensbeschreibung zog Goethe zur Belebung und Ergänzung überall literarische Hülfsmittel zu Rathe, so daß die Bilder der von ihm geschilderten Personen nichts weniger als bloße Widerspiegelungen seiner eigenen Erinnerung sind, sondern wesentlich durch das beeinflußt scheinen, was er in seinen literarischen Hülfsmitteln fand. Unwahr ist auch die Behauptung, Goethes Aeußerung, Basedow habe durch seine Persönlichkeit nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufschließen wollen, entspreche fast wörtlich demjenigen, was er bei Gelegenheit des „Pater Brey" und des „Satyros" von den hier zu Grunde liegenden Zunftgenossen sage, Leuten, die „auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten"; denn hier ist von längerm Aufenthalte in jeder Stadt die Rede, um Einfluß zu gewinnen, persönlich sich einzunisten, während Basedow nur Geld einsammelte, um das ihm vorschwebende großartige Werk zu Stande zu bringen. Gelegentlich bemerken wir, daß Biedermann auch hier seine Fertigkeit im Mißverstehen bekundet, wenn er meint, Goethe sage nicht, daß es ihnen nur um Einfluß in Familien zu thun gewesen, sondern daß sie wenigstens in Familien Einfluß hätten gewinnen wollen, wobei er also übersieht, daß wenigstens sich auf einige Familien bezieht; klüglich unterschlägt er das bestimmende einige, das auf den Gegensatz zur ganzen Stadt deutet. Ebenso absonderlich ist alles, was Biedermann aus der ganz willkürlich auf Basedow bezogenen Stelle für seine Behauptung anführt. Goethe spricht davon, daß solchen Leuten, da sie oft den Ort veränderten, die Gunst der Neuheit zu Gute komme. Dazu gibt unser Vertheidiger des Satyros-Basedow die merkwürdige Randbemerkung, auch Basedow habe wegen seines ungeschliffenen Betragens und seiner Verletzung der Gemüther sehr auf diese Gunst rechnen müssen: aber dieser zählte vielmehr auf die Macht seiner Gründe und seiner leidenschaftlichen Beredsamkeit, durch die er auch wirklich, wie Goethe sagt, sich die Gemüther zuwandte, nicht auf die Gunst der Neuheit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von derselben Sorte ist die Bemerkung, Goethe selbst scheine Basedows Rechnung auf diese Gunst der Neuheit durch die Bemerkung anzudeuten, als Lavater sich zur Abreise bereitet, habe Basedow seinen Vortheil gefunden, sich anzuschließen. Aber der Vortheil bestand ja gerade darin, daß er, da er auch am Niederrhein sein Evangelium persönlich verkünden und die Leute für sein nach einigen Monaten zu eröffnendes Philanthropin gewinnen wollte, gerade in Lavaters Gesellschaft Gelegenheit fand, mit bedeutenden Kreisen zu verkehren. Wenn Goethe von jenen Leuten sagt, sie zögen auf eigene Hand hin und her, so soll auch dieses für Basedow bezeichnend sein. Freilich, wenn man die Sätze aus ihrer Verbindung reißt, kann man eben alles beweisen! Goethe erklärt selbst den Ausdruck durch den Zusatz „sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten". Nicht aufs Gerathewohl reiste Basedow umher, er suchte die Personen auf, deren Theilnahme seinem Philanthropin förderlich sein konnte. Eben war er in Weimar gewesen, in Frankfurt hoffte er Lavater und den berühmten jungen Dichter zu treffen, in Ems fand er einen bedeutenden Gesellschaftskreis, zu den vornehmen Familien der Umgegend hatte er durch Lavater Zutritt, mit dem er auch den neuwieder Hof besuchte. Wir wissen kaum, wie wir es bezeichnen sollen, wenn Biedermann zu dem von Goethe gebrauchten gangbaren Ausdruck „sich vor Anker legen" zu bemerken wagt: „Ist das nicht unverhüllter Hinweis auf die Rheinfahrt, auf das ‚Landen in Koblenz'." Wem so etwas „unverhüllt" ist, was mag der nicht „verhüllt" schauen? Goethe erzählt, wie er mit Lavater und Basedow von Ems in einem Kahne die Fahrt nach Koblenz gemacht, wo sie natürlich landen mußten. Das auf alle drei Reisende gehende Landen soll nun für Basedow bezeichnend sein, weil er zu den Leuten gehört habe, die „in jeder Stadt vor Anker legten", obgleich Basedow mit seinen Freunden sich so wenig in Koblenz vor Anker legte, daß er es nach dem Mittagsessen wieder verließ. Auch soll Goethe die „neidische Aufmerksamkeit", die er nach eigener Aussage auf dergleichen Leute gehegt, auf Basedow gehabt haben, weil er bemerkt, man habe ihn auf der Reise nur als „Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne" (Lavater und Basedow) behandelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Biedermann bemerkt nicht, daß er damit auch Lavater in die Klasse „jener Leute" versetzt. Aber überhaupt ist es verfehlt, jeden Ausdruck der späten Lebensbeschreibung so zu verwenden, als ob er aus der dargestellten Zeit selbst stamme. Wie Goethe sich auf jener Reise neben Lavater und Basedow fühlte, hatte er viel richtiger in den launigen, während derselben gedichteten Versen angedeutet, die jene beiden als Propheten, sich in ihrer Mitte als Weltkind bezeichnen.

Biedermann unternimmt es nun, gegen meinen, vor seinen Augen natürlich „flachen" Einwand, Goethe habe Basedow unmöglich als einen solchen Lumpen darstellen können, trotz der mittlerweile festgestellten Zeit der Entstehung des Dramas spätestens im September 1773, den Nachweis zu liefern, im „Satyros" sei Basedow zu finden. Darauf geht er gar nicht ein, daß in diesem Falle der eigentliche Kern beider Personen derselbe, Basedow wie Satyros ein Lump gewesen sein müsse, der einzig seine Lust und Ehrsucht, mit welchen Mitteln es auch sein möge, habe befriedigen wollen. Eine solche Ansicht hat Goethe nie von Basedow gehabt, wenn er ihn auch *später* für einen Charlatan erklärte, der zur Erreichung seines ihm vorschwebenden Zweckes, eben so wie Lavater, es an Marktschreierei nicht fehlen ließ. Daß Basedow aus vollster Ueberzeugung von der Heiligkeit seines Zweckes und dem dazu einzig Nöthigen gehandelt, hat Goethe nie bezweifelt; seltsam schien ihm nur die wunderliche Verbindung dieser reinen Absicht, dieses glühenden Eifers für die Erziehung der Menschheit zur wahren Menschlichkeit, mit der Derbheit seiner rohen, leidenschaftlichen Natur, mit der ärgsten Rücksichtslosigkeit, wildem Jähzorn und unbezwinglicher Trunksucht. Hätte Goethe ihn in einem Fastnachtsspiel darstellen wollen, so würden wir *diese* Charakterzeige in seinem Bilde hervortreten sehen; was er aber erst nach seiner persönlichen Bekanntschaft, vor welche „Satyros" fällt, hätte thun können, doch auch nach dieser wäre es ihm unmöglich gewesen, da ihm, trotz aller Schwächen und Schroffheiten, Basedows Bedeutung zu hoch stand, der sein ganzes Leben hindurch sich redlich bemüht hatte, zur Aufklärung der Welt zu wirken, erst in der Philosophie, dann in der Theologie, zuletzt in der Erziehung, der auf nichts weniger ausgegangen war als auf

ein behagliches Leben, das er sich gerade durch sein rücksichtsloses Wirken für die Wahrheit zerstörte. Ist aber von diesem lebendig ausgeprägten Charakter Basedows Satyros das gerade Gegentheil, so ergiebt sich schon hieraus die Beziehung des goetheschen Fastnachtsspieles auf diesen als völlig unmöglich: noch so viele Aehnlichkeiten im einzelnen beweisen dagegen nicht das Geringste, sie beruhen ebenso auf Zufall, wie daß Lavaters Kraftapostel Christof Kaufmann, in wie ganz anderer Weise als Basedow! ein Abbild des goetheschen Waldteufels ist. Beider Bekanntschaft machte Goethe erst nach der Dichtung des „Satyros".

Der Ueberblick, den Biedermann über Basedows Leben und Wirken giebt, ist höchst einseitig und ungerecht, damit ja der Mann möglichst dem Satyros gleiche. Freiherr von Biedermann hat sich an Basedow ebenso versündigt, wie er es im ersten „Goethe-Jahrbuch" gegen einen viel bessern, außerhalb seines Horizontes liegenden Mann, gegen Lessing gethan. Von Basedows glühendem Eifer für die Heiligkeit seiner Sache, von seiner unendlichen Ausdauer, von seinem wahrhaft frommen Gemüthe, das sich nach Herstellung des reinen Urchristenthums sehnte, sich auch am Ende der von Biedermann selbst angezogenen Vorrede zum „Elementarwerke" lebhaft ausspricht, von allem, was den menschlichen Werth des für die Erziehung jedenfalls segensreich gewordenen Umgestalters bildet, zeigt sich bei Biedermann keine Spur, ebensowenig von der Hochschätzung, die ihm der Minister Bernstorff und der vortreffliche Fürst von Dessau bewiesen, ja, während er alles Ungünstige, was Goethe von Basedow sagt, geschäftig heranzieht, unterschlägt er alle Vorzüge, welche dieser neben seinen tiefgewurzelten übeln Eigenheiten hervorhebt, daß er „trefflich begabt", „in sich hineingedrängt" gewesen, daß er „von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen gewußt", was nur später nebensächlich von Biedermann erwähnt wird, daß seine „großen Geistesgaben" auch in Frankfurt bewundert worden, daß es „ihm einzig darum zu thun war, jenes Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte". Biedermann weiß durchaus nichts von der edlen Seite Basedows, er hebt nur in gehässiger Weise hervor, daß dieser

„mit seinen Jugendbildungsbestrebungen ein ganz gutes Geschäft machte". Freilich hat er einen Vorgänger an einem frühern Bekannten Basedows, dem Rektor Johann Christian Meier, der in seiner sich für unparteiisch ausgebenden, aber im Grunde entschieden gegen Basedow Partei nehmenden rohen, schon von den Zeitgenossen als ungerecht verworfenen Lebensbeschreibung und Charakterschilderung (1791. 1792) ihn in jeder Beziehung herabzusetzen sich anstrengte. Diese war für Biedermann, dem es nur auf Durchsetzung seiner Behauptung, nicht auf Gerechtigkeit ankam, ein gefundener Bissen. Alle Welt urtheilt heute billiger über Basedow, als es Biedermann hier thut, sogar im entschiedensten Gegensatz zu Goethe, den er leichtfertig ein schnödes Zerrbild von ihm im Satyros aufstellen läßt.

Aeußerst erwünscht wäre es Biedermann gewesen, hätte er Goethes Bekanntschaft mit dem Reformator des Unterrichts schon vor der Dichtung des „Satyros" nachweisen können. Daß die Art, wie „Dichtung und Wahrheit" des Zusammentreffens mit Basedow gedenkt, gegen eine frühere Bekanntschaft spricht, kümmert ihn nicht im geringsten. Alle Vortheile gelten! Man höre! Auf Goethes Bekanntschaft mit ihm in Straßburg scheint es ihm hinzudeuten, „wenn Goethe im ‚biographischen Schema' Basedow das erstemal unterm Jahre 1770 erwähnt". Daß heißt doch Sand in die Augen streuen! Es ist reiner Zufall, daß Goethe in seinen annalistischen Aufzeichnungen (vgl. meine Erläuterung zu „Wahrheit und Dichtung" I, 5 ff.) auf der Rückreise des für das Jahr 1770 bestimmten Blattes später die Zeit von dem Besuche Wetzlars bis zur ersten Bekanntschaft mit dem Erbprinzen von Weimar (also die Jahre 1772 bis 1774) zusammenfaßt. Dort heißt es denn auch: „Emser Bad | Lavater Basedow | Rheinreise". Also auch dort erwähnt Goethe Basedow nicht 1770, sondern während seines Aufenthaltes zu Ems, im Sommer 1774. Wie kann ein redlicher, besonnener Mann, so die Thatsachen verdrehen! Unmittelbar darauf sagt Biedermann: „Damit [mit der Erwähnung im Schema vom Jahre 1809] mag auch zusammenhängen, daß ‚Satyros' im ersten Drucke 1828 [auch hier täuscht ihn sein Gedächtniß, über dessen Abnahme er klagt; denn das Stück erschien bereits 1817] das Jahr 1770 als Angabe

der Entstehungszeit enthielt." Ueber die Veranlassung zu dieser falschen Zeitbestimmung habe ich mich oben S. 233 erklärt.

Kann Biedermann aber auch eine frühere persönliche Bekanntschaft Goethes mit Basedow nicht nachweisen, so soll er doch durch Merck genaue Kunde von ihm empfangen haben. Dieser schreibt am 29. März 1774 in Erwiderung eines Briefes von Nicolai: „Wenn sich Basedow meiner erinnert, so versichern Sie ihn meiner ganzen Hochachtung und Ergebenheit." Daraus folgt nur, daß Merck Basedow persönlich kennen gelernt hatte. Wahrscheinlich hatte Nicolais Brief Basedows Anwesenheit erwähnt, und es ist möglich, daß Merck dessen Bekanntschaft im vorigen Jahre bei diesem gemacht hatte. Auch dürfen wir Goethes Bericht nicht bezweifeln, Merck habe ihm von der Reise nach Petersburg ausführliche Briefe geschrieben, die ihm eine weitere Aussicht in die Welt gegeben, aber daß er sich darin auch über Basedow ausgelassen, folgt daraus doch um so weniger, als die Bekanntschaft sehr flüchtig gewesen sein kann, wonach es noch sehr die Frage, ob je zwischen Goethe und Merck die Rede auf diesen gekommen. Mercks Aeußerung zeigt übrigens, daß Basedow weder ihm noch Nicolai als ein solches Scheusal vorgekommen, wozu ihn Biedermann stempelt.

Daß Goethe die drei ersten Bände des „Elementarwerks" schon vor der Dichtung des „Satyros" gehabt haben könne, schließt Biedermann daraus, daß in einer „Nachricht" vom 8. Januar 1774 in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" einer von Basedow seit der Michaelimesse erlassenen „Anzeige" seines „Elementarbuches" gedacht wird, deren Verfasser bemerke, er habe die drei ersten Bände dieses neu gearbeiteten „Elementarwerks" durchgelesen. Aber wie kann man daraus schließen, auch Goethe habe damals diese drei Bände gelesen? Scheint ja der Verfasser der „Nachricht" einer von den besondern Freunden Basedows gewesen zu sein, dem dieser schon die gedruckten Bände vor der Herausgabe mitgetheilt. Und selbst jenes angenommen, unmöglich hatte Goethe die Bände schon zur Zeit gelesen, wo er den „Satyros" dichtete. Unser Basedowspürer übersieht hier, daß dieses Drama schon im September 1773, als die Fahlmer nach Düsseldorf reiste, vollendet war. Also jene „Nachricht" kannte er damals noch nicht, viel weniger die neu gearbeiteten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

drei Bände. Aber Biedermann geht weiter, er hält es für „nicht unwahrscheinlich", daß die spätere Vorrede (vom 14. März 1774) nur ausführlicher das enthalte, was in jener „Anzeige" gestanden, und so „fühlt er sich versucht", da diese ihm nicht zu Gebote steht, Goethe schon in der „Anzeige" das lesen zu lassen, was in der viel umfangreichern Vorrede steht. Welch ein scharfsinniger Beweis! Nicht allein wird Goethe wider alle Möglichkeit die Kenntniß der „Anzeige" zugeschrieben, die erst nach der Dichtung des „Satyros", seit dem 29. September 1773 verbreitet ward, sondern auch ihr einfach die Vorrede untergeschoben, und dazu diese arg entstellt wiedergegeben; denn diese ist von der „unbefangensten Ruhmredigkeit", die Biedermann ihr naiv gewissenlos andichtet, so weit entfernt, daß sie die Mangelhaftigkeit der Arbeit mit der Kürze der Zeit und damit, daß er allein gearbeitet habe, entschuldigt, diejenigen Theile für die besten erklärt, in denen er ganz zu Hause sei, die Lehre vom Geiste, die Logik, Ethik, natürliche Religion und die Methode der Grammatik, er Wolke wegen der Behandlung der Naturgeschichte dankt, er mit seiner eigenen Darstellung der Physik am wenigsten sich zufrieden zeigt, da er diese erst seit seinem achtundvierzigsten Jahre ohne Lehrer getrieben, er endlich alles Gute, was er geleistet, nicht sich, sondern Gott zuschreibt, der auch ihm und seinem Wirken ihre Grenzen gesetzt habe. Einen Beweis, daß Goethe Basedows 1773 in dritter Auflage zuerst 1770 erschienenes Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" gekannt, findet Biedermann darin, daß er in „Dichtung und Wahrheit" sich auch „über Basedows Vorschriften über das Anlernen der alten Sprachen auslasse", was er im „Elementarwerk" nicht thue. Auch dies ist nicht wahr! Goethe sagt bloß, nach ihm sollten die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden, und davon war auch schon im ersten Buche des „Elementarwerkes" die Rede, wo er freilich auf das „Methodenbuch" verweist. Aber abgesehen davon, wer gibt Biedermann das Recht zur Annahme, Goethe habe alles, was er im Jahre 1812 über Basedow wußte, schon im Jahre 1773 gekannt? Und hatte nicht Basedow schon vorher den Anfang eines „Elementarbuches für die Jugend und ihre Lehrer und Freunde in den gesitteten Ständen" in drei Theilen in deutscher und lateinischer

Sprache erscheinen lassen, von welchem er selbst das „Elementarwerk" als zweite Auflage bezeichnete, waren nicht auch von ihm „Vierteljährige Nachrichten" zu seinem Elementarwerke von 1771 bis 1773 erschienen, waren nicht die bedeutendsten kritischen Blätter auf seine Schriften eingegangen, hatte es nicht einen heftigen Streit zwischen Basedow und Schlözer abgesetzt? Welchen Antheil Goethe schon 1773 an Basedow wirklich genommen, wissen wir eben nicht, jedenfalls konnte er das „Elementarwerk" bei seinem „Satyros" noch nicht benutzen. Daß er sich noch an Basedows vor fünf Jahren erschienene „Vorstellung an Menschenfreunde", ja an einzelne Stellen derselben erinnert, ist nichts weniger als wahrscheinlich, wogegen er das „Methodenbuch" freilich gekannt haben mag. Gewiß hatte Goethe von Basedows Bestrebungen schon, als er den „Satyros" schrieb, manches gehört, dagegen läßt es sich auch nicht im geringsten wahrscheinlich machen, daß er irgend etwas von dessen Charakter, von seinem wilden Jähzorn, von seiner Trunksucht, von dem Abstoßenden seines Wesens vernommen, wonach er diese Züge zum Bilde seines Satyros hätte benutzen können. Daß schon vor 1773 unbefangene Personen eine ungünstige Meinung von Basedow gehabt, will Biedermann dadurch beweisen, daß bereits Sulzer Ende 1771 ihn in einem Briefe an den alten Bodmer geradezu einen Charlatan nenne. Sulzer und unbefangen! Stieß nicht Basedow gegen Sulzers ganze Anschauung von den Wissenschaften an, mußte dieser sich nicht durch seinen Freimuth und sein sprudelndes Feuer verletzt fühlen! Sulzer konnte ebenso wenig über ihn wie über Lessing, Herder, Goethe ein richtiges Urtheil fällen. Und wie äußert sich Sulzer? „Ich darf noch bis auf diese Stunde nicht sagen, daß Basedow ein Charlatan, Weiße ein kindischer und Ramler ein armer, mit äußerster Mühe einen Gedanken erzeugender Dichter ist." Also Sulzer stand mit dieser Ansicht noch allein! Natürlich war er weder mit Basedows Verachtung der bisherigen Unterrichtsweise, noch mit seinen Ansichten über Religion und Philosophie einverstanden. Basedow galt keineswegs für ein solches Schreckbild, daß Goethe aus ihm einen Satyros hätte machen können. Dies zeigt besonders das Urtheil des leicht zu verletzenden Wieland vom 1. Juli 1774: „Er ist mit aller Wärme seines Kopfes ein ganz vortrefflicher

Mann, gerade was ein Reformator sein soll." Selbst der nüchterne Nicolai stand mit ihm in freundlicher Verbindung und der scharfe Kritiker Merck ließ ihn achtungsvoll grüßen. Als er nach Ems kam, galt er für einen der bedeutendsten Männer der Zeit, und mochte er auch die feinere Welt durch sein Betragen verletzen, daß er keineswegs berüchtigt und so abstoßend war, wie ihn Biedermann karikirt, dafür bürgt auch das, was wir neuerdings über seine Verhandlung mit dem emser Brunnenarzt, Hofrath Dr. Kämpf aus Dietz, erfahren haben.*) Kämpf hatte mit ihm häufig über die Möglichkeit der Hebung der ganz heruntergekommenen herborner Akademie gesprochen, und ihn endlich dazu gebracht, sich bereit zu erklären, selbst die Sache in die Hand zu nehmen, ja das dessauer Philanthropin, wenn der Fürst von Dessau ihm in Betracht der Umstände dies gestattete, ganz aufzugeben. Erhalten ist uns der Brief, in welchem Kämpf einem Mitgliede der nassauischen Regierung die Sache vertraulich mittheilt. Dort heißt es: „Ich habe das Glück gehabt, dem von einem Pol zum andern berühmten Professor Basedow mit den hiesigen Wassern alles mögliche Zutrauen gegen mich einzuflößen. . . . . Endlich wußte ich es durch Versicherung, daß kein gelegenerer, wohlfeilerer Ort, kein großmüthigerer Landesherr, keine kräftigere Unterstützung und Schutz als bei uns zu erdenken seie, dahin zu bringen, daß mein alter redlicher Philosophe (sine cortice nucleus) Neigung bekam, selbsten Hand an das Werk zu legen. Sobald ich dieses merkte, so bin ich ihm beinahe nicht mehr von der Seite gegangen, um ihn beständig in den guten Ideen zu unterhalten und seine große Lebhaftigkeit und Eifer noch mehr anzufachen." Wenn ein so gebildeter, Nassau herzlich ergebener Mann es für höchst verdienstlich hielt, Basedow für Herborn zu gewinnen, so kann dieser unmöglich sich so abstoßend und widerwärtig in seinem Umgange dargestellt haben, wie es Biedermann den Leser weis machen will, er muß trotz seiner Liebe zu Taback und Wein sehr anziehende Seiten entwickelt haben, was freilich schon nach der Achtung so vieler andern und nach der Aufnahme,

*) Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Herausgegeben von F. Hettner und K. Lamprecht I, 238—252.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die er beim Fürsten von Dessau, auch in Weimar fand, kein Besonnener bezweifeln wird. Von den nassauischen Regierungsräthen traute nur einer, wie es ja überall gemeine Seelen gibt, ihm gewinnsüchtige Absichten zu, die übrigen hatten zu Basedows Person volles Zutrauen. Als einen der Verbesserung der Erziehung mit voller Seele hingegebenen, vom Geiste zum Wirken für das Beste der Menschheit getriebenen Bahnbrecher ehrten Basedow auch, trotz aller seinen Wunderlichkeiten, Goethe und Lavater, die sich sonst nicht so viel mit ihm abgegeben haben würden. Und so tritt uns auch sein Bild aus „Dichtung und Wahrheit" entgegen.

Doch folgen wir Biedermann weiter auf seinen Irrgängen. „An der Hand der von Goethe gekannten Schriften Basedows und der Nachrichten, die uns über Basedows Erscheinung und seine Thätigkeit überkommen sind, haben wir nun das Drama ‚Satyros' durchzugehen und zu prüfen, inwieweit es mit jenem Stoff übereinstimmt", läßt sich Biedermann vernehmen. Aber wir wissen ja, wie wir gezeigt, gar nicht, welche Schriften Basedows Goethe kannte, und ebensowenig, was Goethe vor dessen persönlicher Bekanntschaft über seine Erscheinung und seinen Charakter, zu Ohren gekommen. Aber alle Vortheile gelten! Und war die Frage nicht statt auf die Handlung, auf den Charakter zu richten, mußte sie nicht lauten: „War Basedow ein so niederträchtiger Lump, daß Goethe durch ihn zu einer dichterischen Abspiegelung im ‚Satyros' getrieben werden konnte?" Statt zu zeigen, wie aus dem vorgesetzten Charakter dieses Lumpen sich die Handlung des Fastnachtsspieles ergab, fragt Biedermann bei jeder Zeile: „Findet sich nicht in Basedows Schriften [deren Kenntniß er bei Goethe voraussetzt] und in dem, was von ihm in Briefen und Nachrichten über sein Leben berichtet wird [sei es auch in dem achtzehn Jahr spätern ihm feindseligen, aber eben dadurch von Biedermann bevorzugten Buche Meiers], irgend eine Aeußerung oder Kunde, die man mit Anwendung äußerster Gewalt auf das Drama vom vergötterten Waldteufel beziehen könnte?" So spannt er denn das Drama auf die Folter, damit es für seine durch nichts begründete Annahme zeuge, und verrenkt den schönsten Humor und die aus dem Charakter des Satyros frei gestaltete Handlung mit Heranziehung von Schriften, deren Kenntniß, ja die

genaue Erinnerung an einzelne Stellen er voraussetzt, sogar von viel später gedruckten Nachrichten. Die Masse thut es nicht; dies mußte sich Biedermann sagen, und glaubte er wirklich einige Anspielungen des Gedichtes auf das „Elementarwerk", dessen Kenntniß er bei Goethe willkürlich voraussetzt, für unwiderleglich halten zu dürfen, er hätte sich mit diesen begnügen sollen, statt daß er durch die Häufung nicht bloß nichts erreicht, sondern den Leser empört durch kindische Mißhandlung der launigen Dichtung.

Da er gerade die angeblich unwiderleglichen Anspielungen auf das „Elementarwerk" ganz besonders betont, obgleich feststeht, daß Goethe dies bei der Dichtung nicht gekannt, so prüfen wir diese zunächst. Wenn Satyros den Mädchen gegenüber sich seiner Herrschaft über alle Thiere, seiner übermenschlichen Weisheit und Klugheit, seiner Kenntniß aller Kräuter und Sterne und seines unwiderstehlichen Gesanges rühmt, so erklärt sich dies ganz natürlich aus seinem Charakter und seiner Absicht. Biedermann hingegen findet hierin eine Verspottung von Basedows Ueberhebung bei Abfassung seines Elementarwerks, worin er gerade alles in großsprecherischer Weise zu lehren sich vermessen. Abgesehen davon, daß dies, wie wir sahen, der Wahrheit widerstreitet, fragen wir, konnte, ja mußte Goethe nicht ohne jene angebliche Anmaßung Basedows auf diese Aeußerung kommen, und wie durfte er denken, jemand werde bei diesen Versen an ein von Basedow zum Jugendunterrichte bestimmtes, keine wissenschaftlichen Ansprüche erhebendes Buch denken? Biedermann übersieht ganz, daß jede sich nicht deutlich verrathende Anspielung müßig und deshalb verfehlt ist. Sogar einen wörtlichen Anklang an das „Elementarwerk" entdeckt er in den Versen, womit Satyros sein Gefasel über die Entstehung der Welt einleitet:

Und, bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Erkenntniß, horchet meinem Gesang!

Auf dem Titel seines „Elementarwerks" hatte Basedow dasselbe als einen „geordneten Vorrath aller nöthigen Erkenntniß zum Unterrichte der Jugend, von Anfang bis ins akademische Alter, zur Belehrung der Eltern, Schullehrer und Hofmeister, zum Nutzen eines jeden Lesers, die Erkenntniß zu vervollkommnen" heraus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gestrichen: aber hier war doch nur von der „nöthigen Erkenntniß", nur von einem „Vorrath", nicht von Mittheilung bisher unbekannter, von ihm entdeckter Geheimnisse die Rede. Die Aeußerungen des Satyros fließen aus der Sache selbst; niemand kann hierin einen ganz unglücklichen Hieb auf ein bekanntes Buch ahnen. Aber Biedermanns Scharfsinn erkennt in der ihm zur Ueberzeugung gewordenen wörtlichen Anspielung auf den Titel des „Elementarwerks" eine Ankündigung, daß dies nun „in die Mache genommen werden soll", und so hören wir denn die geradezu widersinnige Deutung, die bombastische Erklärung der Schöpfung, in welcher die Gottheit sich immer thätig erweise, mit der phantastischen Ausführung der empedokleischen Lehre von den die vier Elemente bewegenden Mächten der Liebe und des Hasses gehe auf das „Elementarwerk", dessen einzelne Abschnitte „verständlich genug" als Elemente bezeichnet würden. Eine Anspielung kann unmöglich einen dem Zusammenhang geradezu widersprechenden Sinn haben; wir könnten uns wohl denken, daß Goethe hiermit gelegentlich eine ähnliche bombastische Schöpfungslehre träfe, aber wir vertrauen zu sehr auf den gesunden Sinn der meisten Leser, als daß wir fürchten müßten, eine solche haarsträubende Unterlegung werde Beifall finden; sie ist eben nur eine der vielen Versündigungen, die sich Wolfgang von Biedermann gegen Wolfgang von Goethe frischweg erlaubt.

Wenn Satyros von den im Unding tosenden Elementen sagt, sie seien „ohne Feindsband, ohne Zerstören, ohne Vermehren" gewesen, so soll Goethe damit dem neuen Werke vorwerfen, daß es „neue Ideen nicht zu Tage förderte, wie es auch alte nicht zu zerstören vermochte". Als ob Basedow so etwas mit dem „Elementarwerk" beabsichtigt hätte, dieses nicht die Ausführung eines Erziehungsbuches nach seiner, wenn auch nicht ganz neuen, doch nie mit so ausdauernder Beharrlichkeit verfolgten Idee hätte sein sollen. Selbst das Wort „Unding" muß Goethe aus Basedow genommen haben, obgleich der Ausdruck nachweislich eine gangbare, schon bei Haller und Klopstock vorkommende Bezeichnung des Chaos war. Das Unding, in dem alles durcheinander ging, ist Biedermanns Seherblicke das „seltsame Wirrsal" in diesem Unterrichtsbuche, wobei er nicht daran denkt, daß Basedow kein theoretisches Werk, sondern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen Vorrath des Nöthigen geben wollte, die Benutzung des Buches dem Lehrer überlassen war. In „Dichtung und Wahrheit" macht der alternde Goethe dem Werke nicht diesen Vorwurf, sondern mißbilligt es fast umgekehrt, was freilich Biedermann übersah, daß hier um der Verwandtschaft der Begriffe willen das nebeneinander stehe, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentreffe. Wie nun gar die Schilderung der Schöpfung, die ein Ganzes war, das „klang in lebend wirkendem Ebengesang", auf das „Elementarwerk" gehen könne, hat der Entdecker uns nicht verrathen. Freilich erwähnt er nur die sieben die Schöpfung vorbereitenden Verse „Wie im Unding..... alldurchdrungen", aber die darauf zunächst folgenden sind von ihnen ganz unzertrennlich.

Das Schönste aber zeigt Biedermanns Raritätenkasten zu allerletzt. Daß Satyros sich, als er ertappt ist, mit einer flegelhaften Grobheit zu helfen sucht, er alle zusammen Schurken und Esel nennt, was für denjenigen, der dieses Schimpfwort nicht verstehen sollte, sich durch das folgende Schmähen auf ihre „dummen Köpfe" erklärt, bringt ihn auf einen seiner geistreichsten Einfälle. Wie Goethe durch Aesop auf die Gestalt des Satyros und zugleich die griechische Namensendung gekommen, ist längst nachgewiesen; die Satyrn der griechischen Kunst kannte er schon als Knabe aus Morhof. Aber Biedermann hilft auch hier mit Basedow aus, der von den Satyrn berichtet, sie hätten „die Füße, Ohren und Hörner [unser Deuter fügt die sinnige Erläuterung hinzu „und Begierden"] eines Ziegenbocks", und weiter bemerkt, die vornehmsten derselben hätten Silene geheißen und seien oft auf Eseln geritten. „Auf dieses Eselreiten (der Silene!) dürfte nun Satyros anspielen", läßt sich Biedermann vernehmen, „wenn er das Volk ‚Esel' nennt, denen er ‚eine Ehre anthut' (wie vor Zeiten sein Vater Jupiter), indem er auf ihnen reitet". Beißender konnte niemand dieses tolle Unterlegen persifliren, als es Freiherr von Biedermann hier in arglosester Unschuld thut.

Doch wir wollen noch einige Blumen aus seinem reichen Garten pflücken. Wenn Satyros, um die Mädchen anzuziehen, ein empfindsames Liebeslied mit dem Refrain schließt: „Und bist allein, bist elend nur", so geht dies auf Basedows Klagen in seiner „Vorstellung an Menschenfreunde" und in seinem „Methodenbuch", daß er

genöthigt sei, allein ein solches Universalwerk zu schreiben. Aber Basedow spricht doch nicht seine Sehnsucht nach einem andern, ihm verstehenden Herzen aus, wie Satyros, sondern er entschuldigt damit die Mangelhaftigkeit seiner Arbeit. Wo liegt denn hier die Aehnlichkeit und wo der Grund zum Spotte?

Satyros schreibt sich ein Adlerauge zu, den schärfsten Blick, womit er alles durchdringe; diesen Zug muß denn auch Basedow dem Dichter geliefert haben, der selbst bei Ausführung der Verschiedenheit der äußern Erscheinung von Lavater und Basedow das Auge des letztern als „tief im Kopfe klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblickend" beschreibt. Aber Goethes spätere Beschreibung scheint nicht einmal ganz richtig. Nach Meier hatte er „schwarze, borstige, gerade vom Kopfe wegstehende Augenbraunen", nach einem frühern Lebensbeschreiber war sein Gesicht so schwach, daß es ihn bei seinen Arbeiten hinderte. Und hätte Basedow wirklich scharfe Augen gehabt, mit wie vielen hätte er diese getheilt! Dazu ist hier nur von scharfem geistigen Blicke die Rede, wenn es freilich auch später heißt, er „schaue glühend stark umher".

Ein weiteres Bild! Als der Einsiedler den Weheruf des Satyros von ferne hört, meint er, das sei wohl der Schrei einer verwundeten Bestie, da er kein menschliches Wesen in der Nähe vermuthen kann. Das geht nach Biedermann auf Basedows Stimme, die nach Goethe rauh und heiser war. Aber derselbe Satyros erfreut später die Mädchen durch seinen lieblichen Gesang, wie er nur den Himmelsgöttern eigen, und von der Rauheit seiner Stimme findet sich keine Spur, während bei seinem ersten Auftreten der fürchterliche Schmerz ihn in Heulen ausbrechen ließ. So etwas fällt an Biedermann nicht auf.

Bei Psyche sucht Satyros sich dadurch noch anziehender zu machen, daß er seine Herkunft in den Reiz des Geheimnisses hüllt und sich als Fremdling bezeichnet, der aus weiter Ferne gekommen.

> Meine Mutter hab' ich nie gekannt.
> Hat niemand mir mein'n Vater genannt.
> Im fernen Land hoch Berg und Wald
> Ist mein beliebter Aufenthalt.

Wie prächtig stimmt dies zu Basedow! Mag es auch höchst unwahrscheinlich sein, daß Goethe schon 1773 gewußt, dessen Mutter

sei früh im Wahnsinn gestorben, sein Vater habe nicht Basedow, sondern Bassedau geheißen, wozu Biedermann bemerkt: „War also mit seinem angenommenen Namen allerdings ohne Herkunft", das Adlerauge unseres Forschers hat darin den Grund zur „Verleugnung von Vater und Mutter seitens des Satyros" erkannt; nur zweifelt er noch, ob diese nicht vielleicht darauf zu beziehen, daß Basedow sich seiner dem Handwerkerstande angehörigen Verwandten geschämt, wie Meier berichtet. Das „ferne Land" mit „Berg und Wald" paßt freilich nicht auf Hamburg, wo Basedow geboren war und seine Jugendjahre verlebte, aber Biedermann schafft gleich Rath: seit 1771 lebte er ja in Dessau. Anhalt, wozu dieses gehört, ist waldbedeckt und man deutete den Namen des Landes „am Holz", was Goethe aus Zedlers „Universallexikon" entnehmen konnte. So elend und albern läßt Biedermann einen Dichter wie Goethe das in Jugendübermuth ausgesprudelte Drama zusammenschweißen!

Doch was wäre wohl einem Manne unmöglich, der unter seinem Namen in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" drucken läßt: „Mit dem Schlusse des Dramas, der Vergewaltigung [dem Nothzuchtsversuch] Eudorens hatte es Goethe auf Basedows pädagogischen Grundsatz abgesehen, schon die Kinder mit dem Vorgängen bei der Zeugung bekannt zu machen, was gleich im ersten für die früheste Jugend bestimmten Bande des Elementarwerks, man kann sagen, mit Vorliebe geschieht." Aber das Buch sollte ja nicht in die Hände der Jugend selbst kommen, und — man staunt über so freventliche Entstellung der Wahrheit! — Basedow hatte ausdrücklich bemerkt, die Erzieher sollten die Mittheilung über die Zeugung, die so keusch wie möglich gehalten ist, erst spät, wenn sie es für gut hielten, den Zöglingen mittheilen, er selbst habe sie hier des Zusammenhanges wegen nicht übergehen können. Und auch später gedenkt er der Geschlechtsliebe nur, wo es nöthig ist, ohne irgend eine anstößige Bemerkung. Aber Goethe soll diese, man kann höchstens zugeben, unnöthige Erwähnung der Zeugung und der ehelichen Verbindung dadurch verspotten, daß Satyros die Frau des Priesters nothzüchtigen will. Doch unser Freiherr hat einen beneidenswerthen Lynceusblick! So sieht er denn auch in der Art, wie Satyros, mit Verachtung der vom Einsiedler ihm gereichten

Milch, der Lust gedenkt, mit welcher er aus den vollen Zitzen der wilden Gebirgsziegen sich „die Gurgel bespritze", eine „unverkennbare Anspielung" auf die Basedow beliebte Aeußerung, das Publikum sei eine Kuh zum Melken, der man so viel Milch als möglich abgewinnen müsse. Hätte Basedow in Bezug auf sein Unternehmen, das er sonst als eine das Wohl der Menschheit bezweckende Herzenssache bezeichnet, sich wirklich im vollen Ernste so brutal und unvorsichtig geäußert, auch Goethe dieses, was nur der äußerst auf jenen erbitterte Meier berichtet, schon achtzehn Jahre früher gewußt, einer solchen Anspielung, die kein Mensch herauslesen konnte, und jeder Verständige für einfältig halten mußte, war er völlig unfähig. Biedermann läßt Goethe die Kuh ohne weiteres in Ziegen verwandeln, mit demselben staunenswerthen Geschmack, der ihn bei dem ganz bezeichnenden Widerwillen des Satyros gegen das „warme Geschlapp" der Suppe daran erinnert, daß Basedow nach Meier alle warmen Getränke Kindern versagt haben wolle. So macht er aus dem von lebendigster Gestaltungskraft und übermüthigstem Humor eingegebenen Drama ein kaltes Mosaik geschmackloser Anspielungen.

Mit dem vierten Akte kann freilich selbst Biedermann nichts anfangen, doch soll der Umstand, daß Satyros dem Volke überläßt, den feindseligen (?) Einsiedler zu tödten, darauf zielen, daß Basedow den Professor Schlözer wegen seiner Gegenschrift [vielmehr der Vorrede zur Uebersetzung des Versuches über den Kinderunterricht von de la Chalotais, „über die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des basedowschen Erziehungsprojektes"] auf Pistolen forderte. Schlözers Sohn, der ausführlich des Streites gedenkt, weiß nichts von einer Forderung, und was hat eine solche Forderung mit dem Preisgeben eines Unschuldigen zum Opfertode zu thun. Auch den Vorgängen des fünften Aktes steht selbst Biedermann mit Ausnahme des schon besprochenen Schlusses rathlos gegenüber, wie er auch für den Einsiedler keine Deutung findet. Um so herrlicher ist es ihm ja in dem ersten Akte gelungen.

Doch damit nicht genug, muß auch Goethes „Mahomet", zu dem er sich wahrscheinlich schon im Jahre 1772 entschlossen hatte, durch die marktschreierischen Ankündigungen Basedows veranlaßt sein, die der junge Dichter als niedrige Mittel zur Ausführung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Pläne angesehen, bei denen er besonders ein reichliches Auskommen bezweckt habe. Aber „Mahomet" war aus einem viel höhern Gesichtspunkte gefaßt und durch die Beschäftigung mit dem Koran und dem Leben des großen Propheten veranlaßt. Wenn Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit", wo er die Veranlassung zu seinen dichterischen Schöpfungen aus persönlichen Berührungen herzuleiten sucht, den Gedanken zum „Mahomet" mit seiner Rheinreise in Verbindung bringt, auf welcher ihm bei seiner überfreien Gesinnung und seinem eigenen planlosen Handeln aufgefallen sei, daß Lavater und Basedow geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten, sie bei ihrem begeisterten, das Wohl der Menschheit bezweckenden Streben doch gewisse Absichten im Hinterhalte hatten, so kann auch Biedermann nicht leugnen, daß dies auf Irrthum beruhe: aber im falschen Streben, so viel als möglich von der durchaus irrigen Angabe zu retten, sucht er die Veranlassung, statt in der mit Lavater und Basedow gemachten Reise, in dem Eindrucke, den Basedows Ankündigungen auf ihn geübt. Die ähnliche, aber selten so toll hervortretende Sucht, grundfalsche Vermuthungen bedeutender Männer durch eine neue Aufstutzung zu halten, hat in der Geschichte der Völker und ihrer Literaturen oft genug unheilvoll gewirkt. Goethes Annahme, auf dieser Rheinreise habe er das „Apperçu des Mahomets" gewonnen und den Plan entworfen, findet sich freilich nachträglich schon in seinen annalistischen Aufzeichnungen von 1809, ist aber eben so irrig wie die dortige Verlegung seines Zusammentreffens mit den Jacobis nach Köln u. a. Der Gedanke zum „Mahomet" war durch das Leben des Propheten in ihm hervorgegangen, wie in ähnlicher Weise die Pläne zu einem „Sokrates", einem „Julius Cäsar", später zu „Tasso" und der „natürlichen Tochter" sich in ihm gebildet hatten.

Meinen Einwand, Goethe sei bei seiner Verehrung für den Umgestalter der Erziehung keiner Verspottung desselben fähig gewesen, glaubt Biedermann schon früher genügend widerlegt zu haben, wovon ich keine Spur entdecke. Wenn Goethe in seiner Lebensbeschreibung von Lavater und Basedow nach Hindeutung auf ihre geheimen Absichten bemerkt: „Beide waren von ihren Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens

so überzeugt, daß man sie für redliche Männer halten, sie lieben und verehren mußte", so steht dies in dem entschiedensten Gegensatze zur Annahme, Goethe habe Basedow im „Satyros" als den gemeinsten Lumpen dargestellt. Angenommen, Goethe habe ihn im Jahre 1773 sich als einen solchen gedacht, mit welchem Vorurtheil hätte er Basedow empfangen müssen, wie hätte er sich ihm so freundlich hingeben können! Und wenn die persönliche Bekanntschaft das arge Vorurtheil gegen ihn ganz zu zerstören vermocht, wenn die warme Beredtsamkeit des Herzens trotz des Abstoßenden seiner Erscheinung alles Schlimme, was er von ihm vernommen und gedacht, weggeschwemmt hätte, so würden wir doch erwarten müssen, irgend eine Andeutung eines solchen Umschwunges seiner Ansicht in „Dichtung nud Wahrheit" zu finden, wir würden glauben müssen, er habe das Drama, in welchem er sich so schändlich an Basedow versündigt hatte, unterdrückt, es weiter keinem Menschen mitgetheilt, wie er es doch noch im Spätherbst 1774 that, ja er nahm es mit nach Weimar, wo er es sogar vorlas, obgleich Basedow in Dessau wirkte, dessen Philanthropin er noch im Sommer 1776 der Gräfin von Wartensleben empfahl, und was man auch über Basedows Betragen vernahm, der 1778 vom Philanthropin zurücktrat, eine solche Verunglimpfung des jedenfalls bedeutenden Mannes würde er nicht gewagt haben. Auch ahnte in Weimar niemand im „Satyros" eine persönliche Beziehung, zu deren Annahme nur die ausdrücklichsten Zeugnisse uns berechtigen könnten; ganz undenkbar ist eine so plumpe, wie sie Biedermann sich denken konnte, der in diesem Spiele nichts als sein eigenes, mit eitler Selbstüberschätzung durchgesetztes Vorurtheil feiert. Wer solche argen Blößen sich gibt, wer so wenig Verständniß für den Geist einer Dichtung zeigt, wer so gewissenlos über Männer aburtheilt, die bei allen Schwächen sehr bedeutend gewirkt, wer so ins Blaue radotirt und mit der Wahrheit ein frevles Spiel treibt, hat in den Augen aller Verständigen wissenschaftlich abgewirthschaftet.

Die neueste Beurtheilung der Satyrosfrage hat K. J. Schröer im sechsten Band von Goethes Werken (in Kürschners „Deutscher National-Litteratur") geliefert. Seine Behauptung, die Anklänge des „Satyros" an Basedows Schriften seien überraschend, kann

nicht auf gewissenhafter Prüfung beruhen; denn in der Masse findet sich, wie wir gesehen haben, auch keine einzige Stelle, welche eine irgend auffällige Uebereinstimmung zeigte. Aber wie naiv übertrieben hatte Biedermann Schröers Ausgabe des „Faust" gelobt und wie gefährlich wäre es den Zorn des leipziger Kritikers zu reizen! Da galt es wohl ein Auge zuzudrücken. Aber selbst Schröer findet trotz dieser Anklänge die Beziehung auf Basedow noch unwahrscheinlicher als die von Scherer aufgestellte Deutung; denn ihr widerspreche Basedows Persönlichkeit, aber besonders die Sprache. Letztere sei bei Satyros die des von Begeisterung getragenen Naturalismus, sie habe etwas Hinreißendes, Ueberwältigendes, wirke schon allein durch ihre Kraft und Energie überzeugend und lasse in dem Zuhörer etwas Höheres, Göttliches ahnen, wogegen schon von Loeper, worüber Schröer beim Lesen aufgejubelt (ein bezeichnender Jubel!), bemerkt habe, die Sprache des humoristischen Satyros könne unmöglich „als Persiflage der nüchternen, sogar ledernen, jedenfalls von aller Mystik entfernten Sprache des gemäßigt aufgeklärten Basedows gelten", woraus leider der hochverehrte Forscher nicht die sich nothwendig daraus ergebenden Schlüsse gezogen. Wenigstens eine Beredsamkeit des Herzens wird man auch Basedows Schriften so wenig wie seinem persönlichen Auftreten absprechen können, wozu freilich sein „Elementarwerk" am wenigsten Gelegenheit bot. Auch hätte Goethe die Sprache seines Satyros ganz frei seinem Zwecke gemäß gestalten können, während er die Grundzüge des Charakters von Basedow hernahm: aber gerade dieses ist nicht der Fall. Wie entschieden auch Schröer gegen Scherers Annahme sich erklärt, „Satyros" sei ein Ausfluß von Goethes Verstimmung gegen Herder, da diese nicht zu einer solchen Pointe hätte führen können, sondern eine ganz andere Gestalt habe zum Vorschein bringen müssen, ja eine Schöpfung, der man die Lust des Schaffens ansehe, könne nicht der Akt einer Feindseligkeit oder Verstimmung sein: dennoch kehrt er zu dieser so scharf abgelehnten Beziehung auf Herder zurück, die er nur auf seine Weise sich gestaltet und so die gegen dieselbe sprechenden Bedenken beseitigt. Das Material zu seinen Operationen bietet ihm Scherer; er hat es meist mit geringer Aenderung verwendet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die beiden Sätze, auf denen sein ganzes Gebäude ruht, müssen wir geradezu verneinen. Das Ungegründete der Behauptung, Goethe habe selbst in „Dichtung und Wahrheit" ausgesprochen, daß er im „Satyros" eine bestimmte Persönlichkeit dargestellt, ist S. 216 ff. nachgewiesen. Ebenso wenig können wir den Schluß zugeben: weil das Stück „eine lebensvolle Gestalt, in aller Rundung deutlich" sei, müsse ein Vorbild vorschweben, und dazu „ein Goethe nahestehendes, ihm kongeniales Vorbild". Julian Schmidt hat ganz recht: Satyros ist Satyros selbst, eine freie poetische Schöpfung. Soll denn der Gestalten schaffende Dichter nur diejenigen lebensvoll ausprägen können, die er lebendig vor sich sieht, soll er nur dazu die Kraft besitzen, solche frei auszuführen, nicht selbst Gestalten schaffen können, wozu freilich seine eigene Weltkenntniß und die dadurch genährte Ahnung des bunten Kaleidoskops menschlicher Neigungen und Handlungen ihm die Züge bieten, die sich aber in seinem Geiste nicht mosaikartig zusammensetzen, sondern wie Traumgestalten sich von selbst bilden. „Satyros" scheint aus der Absicht hervorgegangen, ein derberes Gegenbild zu seinem Pater Brey zu schaffen; dazu bedurfte er keines Vorbildes, dieser gestaltete sich aus sich selbst in der darauf gerichteten Seele des Dichters, die unbewußt einzelne im Leben bemerkte Züge zur Ausführung desselben ergriff; ist ja der Geist des Dichters ein Wunderspiegel, der die Eindrücke der Welt auf seine Weise aufnimmt und diese, wo er sie gebraucht, mit derselben geheimnißvollen Gewalt widerstrahlt, die wir in der Wirkung des Gedächtnisses vor uns sehen. Daß Schröer sogar ein „kongeniales" Vorbild fordert, hängt mit Schölls Ansicht zusammen, daß im Satyros viel von Goethe selbst liege, was wir gerade von den Hauptzügen leugnen müssen; denn diese bilden rücksichtslose Genußsucht, thierische Roheit, Mangel an jedem edlen Gefühle, unverschämte Gemeinheit und pfiffige Schlauheit, die Elemente eines durchtriebenen Lumpen. Aber Schröer hat gewonnen Spiel, wenn das Vorbild des Satyros Goethe nahe gestanden haben und ihm kongenial gewesen sein muß, wozu er freilich nicht durch einen zwingenden Schluß, sondern durch einen Sprung gelangt ist. Ein solches Goethe nahestehendes, kongeniales Vorbild konnte natürlich nur Herder sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eigenthümlich ist die Art, wie Schröer den Dichter zur Ausbildung Herders als Satyros gelangen läßt. „Der Anstoß ging von Eindrücken aus, die Goethe empfing bei der Beobachtung des Verhältnisses zwischen Herder und seiner Braut..... Wenn Goethe das Verhältniß sah, Karoline so aufgelöst in vergötternder Bewunderung Herders, wenn er [Herder] mit feuriger Rede ihr gegenüberstand, Karoline, die von jeder kräftig ausgesprochenen Meinung so leicht eingenommen ward: da ließ er denn seine Einbildungskraft walten! Herder entwickelt sich vor seinen Augen zum Satyros, der in genialem Uebermuth, bauend auf die Magie seiner Beredsamkeit, sich der Lust hingibt, seine Macht auszuüben. Nun wird dem Dichter der Punkt klar, wo der Prophet in den Charlatan umschlägt. Er läßt nun seiner Schöpferkraft die Zügel schießen, läßt los all den kühnen Naturalismus, der ihm eben so eigen ist, wie Herder, bei Herder nur durch seinen Priesterberuf kanzelrednerisch gefärbt, und durch einen Zug in seinem Bilde [der Satiriker Falk spricht im Widerspruch mit allem, was wir sonst von Herders Wesen hören, von seiner „breiten pfäffischen Sinnlichkeit"], der den Uebergang zum Satyr denkbar macht, zur Parodie auffordernd. Die Pointe ergibt sich von selbst." Mir schaudert beim Lesen solchen argen Mißverständnisses von Seiten eines so sinnigen, geschmackvollen Forschers, der sich eben durch Scherers Einfall, obgleich er dessen Haltlosigkeit erkennt, irre führen läßt. Wie faßte denn Goethe das Verhältniß Herders zu seiner Braut? Daß er es für ein durchaus inniges, herzliches hielt, ergibt sich selbst aus seinem „Pater Brey". Was tadelten er und Merck daran? Etwa daß er seine Braut verführen wolle? Sie warfen ihm nur vor, daß er sie in nichts weniger als angenehmen Verhältnissen zu Darmstadt sitzen ließ, nicht den Muth hatte, sie trotz seiner beschränkten, von Schulden bedrängten Lage als Gattin nach Bückeburg zu führen, was er aber bereits gethan hatte, als „Satyros" geschrieben ward. Sonderbar ist es, wie Schröer das bestimmte Datum übersieht, daß das Gedicht schon im September 1773 vollendet war; er sagt, es scheine schon 1773 entstanden zu sein. Ja, es fällt nach Herders Heirat, und doch soll Herder als Verführer der armen Psyche geschildert sein, ja Satyros, der „Herders Maske" trägt, sogar der Frau des Priesters Gewalt anthun. Und

weshalb? Weil Herder sich als zärtlicher Liebhaber gezeigt, ja meinethalben den allerstrengsten Anstand etwas verletzt hatte. Das war aber längst vorher geschehen, ehe Goethe Herders Braut kennen lernte, und dieser wäre der Letzte gewesen, der Herder seine Zärtlichkeit, die nicht weniger als faunische Sinnengier war, vorgeworfen hätte. Ueberhaupt scheint Schröer Herders Verhältniß zu seiner Braut sich nicht richtig vorgestellt zu haben, wie deutlich es auch vorliegt. Seine Aeußerung: „Wie leicht Herder der Uebergang zum frivolen Mißbrauch seines Talentes wäre, das konnte Goethe aufleuchten, wenn er ihn begeistert reden hörte und seine Braut, bei halbem Verständniß, blind ergeben lauschen sah", beruht, wie eine ähnliche S. 286 angeführte Aeußerung, auf der falschen Annahme, Goethe sei persönlicher Zeuge von Herders und Karolinens vertrautem Zusammenleben gewesen. Goethe sah beide zusammen erst, als Herder zur Heirat herüberkam! Und da Goethe den „Satyros" schrieb, nachdem Herder seine Braut geheiratet, wie hätte er diesen noch seiner Zärtlichkeit wegen als faunischen Verführer sich vorstellen können? Ja dies hätte er nicht einmal thun können, hätte er wirklich Karolinen auf Herders Schooß sitzen sehen, diese ihn zum Zeugen des Knospens ihrer Liebe zu machen vermocht! Wie verstimmt auch Goethe darüber sein mochte, daß Herders Herz in Folge der Einflüsterungen Leuchsenrings sich ihm verschlossen hatte, er war der Albernheit unfähig, dem endlich glücklich Vermählten die zärtliche Verliebtheit der Tage, die ihn mit dem Bekenntniß von Karolinens Gegenliebe beglückten, als eine satyrhafte Verführung anzurechnen und ihn deshalb zum dichterischen Patron seines lumpigen Satyros zu machen. Den Spottnamen Satyros leitet Schröer in ähnlicher Weise her wie Scherer, nur nimmt er an, zu Goethes Dichtung habe die Fabel von dem Waldbruder mit dem Satyrus von Hans Sachs den Anstoß gegeben, wie er der Erinnerung an den „nürnberger Meistersänger" auch Einfluß auf den zweiten Theil des „Faust" zuschreibt: aber daß die griechische Namensform dagegen spricht, ist schon oben bemerkt.

So geht denn auch dieser Versuch, Scherers Einfall annehmbar zu machen, bei der ersten Berührung mit der Wirklichkeit in Rauch auf. Nicht der Gedanke: „Wenn der Prophet ein lüsterner

Satyros wäre! ein falscher Prophet!" hat ihm das Stück eingegeben, der Dichter hat nicht Herder und sein eigenes kräftiges, nach Freiheit strebendes Naturell hineingelegt, hat nicht die Grenze darin markirt, die der kraftgenialische Drang nicht überschreiten dürfe, sondern er hat ein phantastisches Bild jener ehr- und genußsüchtigen, innerlich hohlen, die Leichtgläubigkeit der Menge mißbrauchenden Gesellen geliefert, die durch ihre Anmaßung und Alfanzereien die Welt berücken wollen, ein Gegenstück zu dem weichen „Pater Brey"; er hat es mit humoristischer Keckheit und glücklicher Erfindung zu einer lebendigen, den Betrüger entlarvenden Handlung ausgestaltet, worin auch auf die bethörte Menge ein scharfes Streiflicht fällt. Es ist, als hätte er den Kraftapostel Christof Kaufmann vorgeschaut, dessen Bekanntschaft er erst drei Jahre später machen, der auch den Reformator Basedow so berücken sollte, daß dieser es sich Geld und Mühe nicht verdrießen ließ, ihn als Heiland seines Philanthropins heranzuziehen.

Ich schließe mit einigen Bemerkungen zum Text im Bezug auf Schröers neueste sorgfältige Ausgabe. V. 51 ist furagiren nicht „wegnehmen" und daher „verheeren", sondern fourrage, fourrager werden auch vom Heuschneiden gebraucht, und so ist das Zerschlagen des dem Einsiedler zur Freude und Nutzen gereichenden Gartens vom Hagelwetter (Kiesel nach rheinischem Gebrauche) als ein Furagiren bezeichnet. — 54 soll nach Schröer „Wärwolf" den Gefräßigen bezeichnen, was wider den Zusammenhang ist; auch ihm entging der rheinische volksthümliche Gebrauch, dessen wir S. 238 gedacht. Volksthümlich ist auch 115 „das Leinwand", das Schröer durch den Wegfall von „Stück" erklären möchte. — 74. Ein ä Geschmack. Ä ist eigentlich wie äks, Ausruf des Ekels und des Widerwillens, aber auch des Spottes. Die Interjektion wird aber auch adjektivisch im Sinne von widerlich gebraucht, wie auch ba, bah. Man sagt im Kindertone: „Das ist ä" oder „ba". Hier tritt es als Beiwort zu „Geschmack". — 231 steht mir entgegen rümpfen nach freiem prägnanten Gebrauche für „mir rümpfend entgegenhalten". Ganz anderer Art ist im „Faust" (II, 660) „rümpfte diesem Rock". — 247. Von weiten braucht Goethe auch sonst neben von weitem ohne Unterschied der Bedeutung, wo der Reim es bedingt. Vgl. im

Gedichte „Deutscher Parnaß" neben „von weiten" im Reime (50. 194) „von weitem" (201) — 262. Seinem Busen vertraut, sich selbst und seinen Werth kennt. Aehnlich im „Faust" I, 2878 f. „meiner eignen Brust geheime tiefe Wunder". Vgl. daselbst 2868 f. Zum folgenden Verse und zu 267 ist „er" gedacht. — 276 steht s für sie. Vgl. oben S. 179*. — Es wäre demnach s' zu schreiben. — Der Text, der nur in einer ungenauen Abschrift vorlag, bedarf mehrfach metrischer Nachbesserung. 51: „Dumme Frag'! ihr könnts ja sehn" und 69: „Schafft mir Wein und Obst dazu" lassen sich freilich als dreisilbige Verse mit anfangendem Anapäste lesen, aber Goethe hatte wohl „Frage" und „Schaffet" gewollt. 104 muß es „Narr'n" statt „Narren" heißen. 141 kann man „in der (statt meiner) Brust" vermuthen. 191 muß wohl von 'nem oder einfach von stehen (vgl. 304 „von Göttern"), 261 es nach Was. 403 vermuthe ich aufs Volk. 475 muß es wohl statt „eine Ehr'" heißen „'ne Ehre", 482 „Lass' statt Lasse". Andere harte Verse sind durch die Art des Lesens regelrecht zu machen. So fängt 303 mit „Alldurchdringend" anapästisch an, 348 bildet „Geht, verschließt ihn" mit einer nicht seltenen Freiheit der Betonung selbst im ernsten Drama zwei Jamben. Wie große Freiheit sich Goethe auch in Knittelversen nach dem Vorgang von Hans Sachs genommen haben mag, vier Kürzen hat er nie als einen Jambus gemessen; die scheinbaren Beispiele dieser Art beruhen eben auf Versehen. Vgl. meine Schrift „Goethes Prometheus und Pandora" (1850) S. 51 f.

Den 8. Dezember 1883.

Wolfgang Freiherr von Biedermann ist unberechenbar. Man hätte denken sollen, er würde nun auf seinen Basedowischen Lorbeern ruhen, aber weit gefehlt! in seinem Leibblatte ist er in diesem Frühjahr (Nro. 20 f.) mit einer nagelneuen Entdeckung zu Ehren seines Leipzig-Dresdens aufgetreten. Sie soll dem Ganzen die Krone aufsetzen, verräth aber nur noch deutlicher seine Unfähigkeit, der Dichtung gerecht zu werden. Wir müssen ihn auch noch in diese letzte Position verfolgen, um dann auf immer von ihm Abschied zu nehmen. Ueberschrieben ist der Aufsatz: „Zum Schlusse

über Goethes Satyros." Die Einleitung beruft sich darauf, daß gegen Scherers Deutung zahlreiche begründete Widersprüche erfolgt seien, während gegen seine Beziehung auf Basedow nur ich Bedenken erhoben habe. Er bedachte dabei nicht, wie wenige Kenner seine Aufsätze in der sehr abseits gelegenen „Beilage" zu Gesicht bekommen, wogegen Scherers Schrift in die weitesten Kreise eingeschlagen und gezündet hat; er sagte sich nicht, wie groß der Abstand zwischen dem gründlich durchgebildeten, scharfsinnigen Scherer und ihm ist. Auch ich habe es bisher für unnöthig gehalten, sein Spinngewebe wegzufegen. Daß Goethe unmöglich an Basedow in erster Linie gedacht haben könne, hat neuerdings auch Pröhle in der „Nationalzeitung" Nro. 573 hervorgehoben, wo er über Basedows Bedeutung handelt.

Nachdem Biedermann sich sehr nichtssagend über Schröers Ansicht ausgelassen, will er den Gegnern die Berufung auf den Brief der Herzogin Amalia an Merck durch den funkelnagelneuen Beweis abschneiden, „Satyros" sei nicht Spitzname Herders, sondern Wielands gewesen. Er stützt sich auf die Annahme, daß der ebendort genannte „Jupiter Sus" Wieland nicht gewesen sein könne, wobei er noch die Welt mit der emendatio palmaris überrascht, „Sus" sei wohl verlesen, die Herzogin habe „S.as" geschrieben, was nach ihm eine Abkürzung von Satanas gewesen sein soll. Kennt wohl Biedermann irgend eine ähnliche Abkürzung, daß außer dem Anfangsbuchstaben die zwei letzten Buchstaben mit einem einfachen zwischentretenden Punkt gesetzt werden. Seine ganze Kriegslist besteht in der Behauptung, Wieland sei am 2. August 1779 nicht von Weimar verreist gewesen, könne deshalb nicht in dem Briefe gemeint sein. Der jetzt ohne weiteres wiederholte Satz, Wieland sei an jenem Tage nicht verreist gewesen, ist S. 252 ff. in seiner Haltlosigkeit bloß gestellt. Ganz nebenbei mißversteht er Herders Aeußerung in einem Briefe an Knebel: „Es ist mir ... lieb, daß Sie wieder hier sind, daß Sie nicht den großen Merck zu fliehen scheinen", die jeder Verständige nicht anders fassen kann, als daß, wenn Knebel noch länger von Weimar weggeblieben wäre, man dies dahin hätte auslegen können, daß er den in Weimar und in der Nähe weilenden, freundlich von allen Seiten gesuchten Merck meiden wolle. Biedermann muß sich denken, Merck sei die ganze Zeit in Ettersburg geblieben, nie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Weimar gekommen, wo er doch mit dem Herzog, der Herzogin, Goethe, Wieland u. a. vielfach verkehrte. Man weiß, daß Knebel häufig verstimmt war und sich dann von Weimar und dem Hofe zurückzog. Herder hatte gefürchtet, sein Wegbleiben werde auch diesmal wieder länger dauern, er vor Mercks Abreise nicht nach Tiefurt zurückkehren, was man denn natürlich in der von Herder bezeichneten Weise angesehen haben würde. Davon, daß ihn wirklich die Anwesenheit Mercks vertrieben, kann keine Rede sein. Wenn Biedermann aus der am 11. Juli, zwei Tage vor Mercks Abreise, von Goethe an Frau von Stein gerichteten Bitte: „Sehen Sie, ob Sie machen können, daß Knebel morgen nach Ettersburg geht", auf „abnorme Verhältnisse" schließt, so übersieht er absichtlich, daß es sich nur darum handelte, Knebels Widerwillen zu überwinden, auf der ettersburger Bühne als Thoas aufzutreten, wie wir solche Unlust, sich in das dramatische Joch zu spannen, auch sonst bei ihm finden. So verdreht Biedermann alles zu Gunsten seiner schiefen Ansicht.

Da er die einzig richtige Deutung des „Jupiter Sus" auf Wieland willkürlich als unmöglich erklärt hat, so bezieht er jetzt den Spitznamen „Satyros" entschieden auf diesen. Um Gründe zu dieser höchst auffallenden Bezeichnung ist er nicht verlegen. „Der lüsterne Satyr war er in vielen seiner Dichtungen und der Satiriker in dem damals, in den Monaten Januar und Juni 1779, im ‚Teutschen Merkur' erschienenen ‚Prozeß um des Esels Schatten'." Dabei ist völlig aus der Acht gelassen, daß es sich nicht um den Namen „Satyr" handelt, sondern um den des Helden des Fastnachtsspieles, „Satyros". Das lüsterne Element hatte Wieland damals überwunden; dazu war seine Lüsternheit rein dichterisch, er führte ein züchtiges und reines Leben, am allerwenigsten konnte die mit großem Behagen aufgenommene Erzählung jenes Prozesses zu dem Namen „Satyros" eine Handhabe bieten. In ähnlicher Weise sucht Biedermann die Möglichkeit zu begründen, unter „Jupiter Sus" sei Herder zu verstehen. Die Spannung zwischen Herder und Merck habe noch fort gedauert. Das soll aus der von Biedermann falsch gefaßten Aeußerung Herders an Knebel folgen, „daß Sie nicht den großen Merck zu fliehen scheinen", die nur zeigt, daß die ausnehmende Gunst, deren sich Merck bei der Herzogin Mutter und dem „durch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lauchtigsten Hofe" in Weimar zu erfreuen hatte, Herder verstimmte. Freilich nannte Merck im Jahre 1778 einmal in seiner bittern Laune Herder „Mr. Satanas", ein andermal „Ihro Hoheit", wie Wieland ihn als „Eminenz" bezeichnete, aber diese Benamsungen deuten bloß auf die Bitterkeit und die Vornehmheit hin, durch die Herder, wie wir auch durch Goethe wissen, den Umgang mit ihm schwierig machte; doch zuweilen war Herder allerliebst, wie gleichfalls Goethe berichtet, und auch Wieland gestand Merck am 3. Juni 1778, daß Herders „Glanz und Feuer" ihm oft wohl thue. Biedermann aber meint, die Bezeichnung „Hoheit" leite unschwer zum „Jupiter", und er scheut sich nicht, darin eine Anspielung darauf zu sehen, daß Herder der erste Geistliche des Landes gewesen, wozu freilich das „Sus" sich so wenig zu schicken scheint, daß er dieses durch eine seiner würdige Emendation wegschafft. Der von der Göchhausen am 22. Oktober 1779 erwähnte „General — —s", über den wir S. 254 gehandelt, ist ihm „zuverlässig dieselbe Person mit „Jupiter Sus", obgleich das beginnende „General" auf den Generalsuperintendenten Herder führt. Den entschiedensten Beweis, daß „Jupiter Sus" nicht Herder sei, gibt uns die Vergleichung der Aeußerung der Herzogin Amalie mit der ihrer Hofdame. Erstere schreibt: von dem Satyros wisse sie nichts, sie sei nun in der Verdammniß (was sich recht gut als eine launige Hindeutung auf seine hohe geistliche Würde fassen läßt), den Jupiter Sus habe sie auch nicht mehr wieder gesehen, Prinz Rasselas schäme sich wie ein Pudel. Die Göchhausen erwähnt nur zweier Personen, des General — —s, der sich seit Mercks Abwesenheit nicht mehr habe sehen lassen, und des Prinzen Rasselas, der sich wieder zu ihnen bekehrt. Warum gedenkt sie nicht des Dritten? Offenbar weil die Trennung von diesem nicht so entschieden war und sie dessen baldigen Besuch sicher erwartete. Sie hatte ihn schon am 2. August zu sich eingeladen, und er war nur deshalb nicht gekommen, weil er von Weimar verreist war. Zwischen diesen beiden Briefen war er ein paarmal in Ettersburg gewesen. Gerade deshalb, weil das alte Verhältniß nicht gelöst worden war, gedenkt die Göchhausen seiner nicht. Auf wen paßt dies? Auf Herder oder Wieland? Nur auf den letztern, den vertrautesten Freund der Herzogin Mutter, ihren gewöhnlichen Gast

zu Ettersburg, der auch im Frühjahr längere Zeit daselbst bei ihr gewesen, von wo er den von Riemer mitgeteilten Brief an Goethes Mutter schrieb. Das, was die Herzogin Amalie von „Jupiter Sus" sagt, stimmt gar nicht zu ihrem Verhältniß zu Herder, das kein so vertrautes war, daß sie ihn zu sich hätte einladen lassen, während wir von der Einladung Wielands durch dessen eigenen Brief an Merck vom 19. August wissen. So ergibt es sich denn von allen Seiten als eine Unmöglichkeit, daß der „Jupiter Sus" dieselbe Person mit dem „General— —s", somit Herder, gewesen, und wir können nicht anders, wir müssen Satiros als Spottnamen des letztern annehmen. Biedermann wagt es nach allen seinen fabelhaften Mißverständnissen und Verdrehungen zu behaupten, er habe den von mir aufgehäuften Schutt weggeschafft, der die richtige Beurtheilung des Satyrosdramas gehindert habe. Und doch hat der Umstand, daß man aus dem goetheschen Fastnachtsspiele den Spitznamen für Herder nahm, auf das Verständniß des Stückes nicht den geringsten Einfluß.

Eines sonderbaren Mittels bedient sich Biedermann, um neben seiner Deutung auf Basedow seine neue Entdeckung möglich zu machen. Unverfroren behauptet er, der Aufbau des Stückes, die Folge der Szenen sei noch nicht erklärt, was ein Ueberblick über den Gang des Stückes beweisen soll. Da treffen wir denn auf so durchaus haltlose Behauptungen, wie: die ganze erste Szene sei für das Drama verloren, die Beziehung der Wendung, daß das Volk den schmähenden Einsiedler zum Tode verurtheile, lasse sich nicht erkennen. Wenn sich Biedermann durch manches „verblüffen" läßt, statt den einfachen Bau des Fastnachtsspiels mit Rücksicht darauf, daß dieses durchaus humoristisch ist, zu verfolgen, so ist dies eben seine Schuld: es galt ihm, seine neue Entdeckung durch eine solche Behauptung als glückliche Lösung eines Räthsels einzuführen; deshalb machte er sich selbst weis, es sei nach den bisherigen Erklärungsversuchen „noch nicht alles schlüssig". Wollte er nur mit demselben Eifer, mit welchem er die Lockerheit und Zusammenhangslosigkeit der aneinander gereihten Auftritte sich einbildete, den wirklichen längst aufgezeigten Plan und künstlerischen Aufbau des Ganzen zu erkennen suchen, er würde über seine Verblendung staunen müssen!

Doch nun zu der neuen, unerhörten Entdeckung! Im „Satyros"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist „eine Reihe von Darstellungen nach Gemälden und Kupferwerken der leipziger und dresdener Sammlungen zu einem Drama zusammengestellt", so daß also nicht der dramatische Zusammenhang, noch die Absicht einer lebendigen Charakterdarstellung, sondern blos der Gedanke, eine Reihe auf Satyrn bezügliche Gemälde und Kupferstiche zusammenzustellen, den jungen Goethe zur Verknüpfung und dichterischen Schilderung bestimmt haben soll. Wer gibt aber Biedermann das Recht, dem jungen Goethe einen so albernen eigenen Gedanken unterzuschieben? Freilich beruft sich der Entdecker auf Goethes Bericht in „Dichtung und Wahrheit", daß zu Leipzig die Neigung sich in ihm gebildet, Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen (Biedermann setzt dafür „bildliche Darstellungen") zu machen: aber warum verschweigt er, was dieser hinzusetzt, „indem ich mir die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemt hätte, zu dichten wußte"? Wir verstehen diesen von Goethe deutlich bezeichneten Trieb seines dichterischen Geistes sehr wohl, wogegen wir es für rein unmöglich halten, daß dieser die nach menschlicher Weise dargestellten Lagen von Satyrn zu einer zusammenhängenden Reihe habe zusammenschweißen wollen. Ein so toller Gedanke konnte in eines Biedermann, aber nicht in Goethes Kopf entspringen. Ganz anderer Art ist, was dieser darauf erwähnt, daß bei einzelnen Stellen seiner Dichtungen ihm bildliche Darstellungen vorgeschwebt, die sich lebhaft seiner Seele eingeprägt hatten: er schrieb solche Stellen nicht, um eine Erinnerung an das Gemälde oder den Kupferstich anzubringen, sondern bei einer von der dramatischen Vergegenwärtigung gebotenen Szene oder Szenerie ward seine Einbildungskraft durch seine lebhafte Erinnerung an eine künstlerische Darstellung angeregt. Nur muß man mit Annahmen dieser Art sehr vorsichtig sein. Wenn Biedermann es für unzweifelhaft hält, daß bei dem Zimmer, in welchem Faust am Anfange sitzt, die Offizin eines Chymisten auf einem Gemälde von Thomas Wyck in einer leipziger Sammlung vorschwebe, die mit vielen Werkzeugen, Büchsen und alchymischen Gerätschaften angefüllt sei, wo der Chymist neben einem hohen Tische zur Rechten sitze, ein großes Buch aufgeschlagen habe und eine Phiole in der Hand halte, so übersieht er,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie einfach die Szenerie im „Faust“ beschrieben ist, als ein „hochgewölbtes, enges, gothisches Zimmer“, wo dieser am Pulte sitzt. Im ersten Monolog gedenkt er der gemalten Scheiben, der an der Wand stehenden, bis zum Gewölbe reichenden Stellagen mit Büchern, Gläsern, Büchsen, Instrumenten und altem Kram. Die „Phiole“ kommt erst in dem zweiten, viel später gedichteten Monolog vor. Aus der Darstellung des Faust als eines Gelehrten, der sich der Magie geweiht, ergab sich die Ausstattung seines „Museums“ von selbst; um den Gegensatz zum Freien, wohin er sich sehnt, lebhaft darzustellen, mußte er in einem engen, dumpfen, kerkerhaften Gemache sich befinden. Daß das Beschwörungsbuch vor ihm liegt, aber noch unaufgeschlagen, folgt aus der Situation, in welcher Faust erscheinen soll. Auch ist wohl zu beachten, daß Goethe selbst ein rembrandtsches Bild des in einem ein Fenster zeigenden Gemache an seinem Pulte stehenden Faust in einem Stiche von Lips seinem Fragment vorsetzen ließ. Doch Biedermann läßt Goethe nicht allein das wyckſche Gemälde, sondern gar die Beschreibung desselben in einer 1768 erschienenen Schrift Kreuchauffs wörtlich vorschweben. Goethe stellte sich Fausts Museum hauptsächlich nach seinem dichterischen Bedürfnisse vor, und ohne Zweifel ist die zu Anfang stehende Beschreibung der Szene erst später hinzugesetzt. Noch weniger können wir zugeben, daß bei der 1788 gedichteten Hexenküche ein Gemälde der dresdener Gallerie von David Teniers vorschwebe, das mit dieser merkwürdig übereinstimme, „wenn man nur das hier zum Fenster hinausfahrende nackte Frauenzimmer [das ist doch die Hexe!] als das von Faust im Zauberspiegel gesehene gelten läßt“. Ja was läßt Biedermann nicht alles gelten! Weshalb beschreibt er aber das teniersche Bild nicht näher, damit der Leser selbst über die „merkwürdige Uebereinstimmung“ urtheilen könne!

Doch kehren wir zum „Satyros“ zurück. Ohne Beweis wird vorab behauptet, in diesem sei eine Reihe von Darstellungen von leipziger und dresdener Gemälden und Kupferstichen zu einem Drama vereinigt. Ohne weitern Uebergang wird den Idealitätsdramen „Faust“, „Sokrates“, „Prometheus“ „Satyros“ gegenübergestellt, der das Aeußerste in Behauptung der „sinnlichen Natur“ darstelle. Kurz aus den Satyrosbildern soll sich Goethe im Anfange der sieb-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ziger Jahre die „Satyrosidee“ gebildet haben, was doch etwas ganz anders ist als die bisher betonte Zusammenstellung einzelner Bilder. „Zum Lebendigwerden der Satyrosidee in den siebziger Jahren mag auch die in seinem Mitte 1772 an Herder geschriebenen Briefe gedachte Beschäftigung mit Theokrit, in dessen Idyllen Satyrn ebenfalls vorkommen, beigetragen haben.“ Aber Satyrn treten bei Theokrit gar nicht auf, nur heißt es einmal von einem lüsternen Alten, er gleiche den Satyriskoi (jungen Satyren) und den Panen und ein Mädchen schilt einen lüsternen Jüngling „Satyriskos“. Was Goethe aus Theokrit sich nahm, sehen wir aus dem Gedicht „Wanderers Sturmlied“. Biedermann hat die Satyrn eben hereingetragen.

Wie aber hängt Goethes Satyrosidee mit seinem Basedow bei Biedermann zusammen? „Als er nun um diese Zeit (1773) Basedows Schriften, namentlich sein ‚Elementarwerk‘ (vgl. dagegen S. 260 ff.), las und zugleich durch Merck, der denselben auf der Reise nach St. Petersburg kennen gelernt hatte, von Basedows rohem Wesen, von seinem Hange zu übermäßigem Genusse und von seinem cynischen Frohlocken über das ihm geläufige Beschwindeln des Publikums Nachricht erhalten hatte [reine Schwindelei unseres Entdeckers! Vgl. S. 260], so mochte dieser Einblick in Basedows Thätigkeit und Persönlichkeit mit der Satyrosvorstellung in Goethes Einbildungskraft in eins zusammenschießen.“ Man fragt erstaunt, worin denn die Uebereinstimmung des begeisterten Umgestalters des Unterrichts mit den bloß ihrer lüsternen Sinnlichkeit sich hingebenden Satyren liegt? Aber die Antwort folgt auf dem Fuße. „Basedows Wichtigthun mit seinen Kenntnissen, insbesondere von der Natur, traf mit dem gleich nachher zu erwähnenden Gesange von der Weltschöpfung, den Vergil in einer Ekloge einem ältern Satyr oder Silen in den Mund legt, sowie Basedows Trunkliebe mit der Rauschseligkeit der Satyrn als Gefährten des Bacchus glücklich zusammen.“ Also diese beiden Züge hätten hingereicht, Basedow geradezu als Satyros darzustellen! Und nichts ist weniger bewiesen, als daß Goethe diese kannte. Das Wichtigthun Basedows mit seinen Kenntnissen ist nicht einmal wahr, wie wir S. 261 sahen. Basedow that so wenig insbesondere mit seinen Kenntnissen von der Natur groß, daß er ausdrücklich erklärte, die Behandlung der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Naturgeschichte verdanke er Wolke, und sich mit seiner eigenen Darstellung der Physik am wenigsten zufrieden zeigte. So gewissenlos entstellt Biedermann, wo es gilt, einem etwas anzuhaben, die einfachsten Thatsachen. Auch ist Silen kein gewöhnlicher Satyr, er ist des Dionysos Lehrer und Berather, auch ein begeisterter Seher und Weiser, wovon bei den Satyrn keine Spur. Für Basedows Wichtigthun mit seinen Kenntnissen (?) kann er um so weniger das Urbild sein, als er nur gezwungen, wie Proteus, wahrsagt und singt. Doch hören wir weiter auf Biedermanns ungezwungene Weisheit. „Es lieferten bei Entstehung des Dramas bald die bekannten Bildwerke von Satyrn, bald das Thun und Treiben Basedows den Stoff, ohne daß beide Stoffwelten sich durchgängig decken." Und eine solche Albernheit, einen solchen Mangel an Gefühl für dichterische Einheit wagt Woldemar Freiherr von Biedermann im Ernst vor den Augen der gebildeten Welt einem so tief von der Nothwendigkeit harmonischer Einheit ergriffenen Geiste zuzuschreiben! Und ein solcher Mann, der kaum den Saum des Kleides von Goethes Muse jemals gesehen, drängt sich der Welt auf als Kenner und Beurtheiler des Dichters und seiner Erklärer. Von gleichem Schlage ist die Bemerkung: „Das Satyrthum Basedows wird aber dadurch um so nachdrücklicher hervorgehoben, daß eigentlich ein wirklicher Satyr im Drama dargestellt wird, der doch unverkennbar Basedow ist." Darauf, daß unter dem Satyros etwas anders dargestellt werde als ein wirklicher Satyr, wie sie im Volksglauben lebten, deutet eben gar nichts; er ist eine wirkliche dramatische Person, wie alle übrigen, die im Stücke auftreten, keine mit Lappen von Basedow und Galeriebildern behangene Gliederpuppe. Biedermann findet sogar eine Aehnlichkeit mit diesem Satyros-Basedow oder Basedow-Satyros in Goethes „Prometheus", der im Sinne Spinozas spreche. Als ob dieser Prometheus nicht ein ganzer Mann wäre, wie Goethe ihn sich denkt, er eine Hanswurstjacke trüge wie der jämmerliche Biedermannische Satyros!

Endlich kommt Biedermann zur Anführung der einzelnen Bildwerke, welche Goethe 1773 gekannt und im Drama „gewissermaßen zu einer Reihe lebender Bilder herbeigezogen" hat. Da treffen wir denn gleich am Anfange auf die von der äußersten Befangenheit, um keinen bezeichnendern Ausdruck zu wählen, zeugende Aeußerung:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Die beim Auftreten des Satyros bejammerte Verwundung, die nur sehr entfernt der Zeichnung eines Satyrs (?), nur gezwungen dem Gange des Dramas und gar nicht zur Verspottung Basedows [die freilich nur Biedermann hier suchen wird] dient, wird nur begreiflich als einzig und allein eingeführt, um eine der berühmtern Gruppen des Alterthums, bekannt als die des verwundeten Satyrs, vorzuführen." Also Biedermann sah wirklich nicht, daß die Ankunft und Heilung des verwundeten Satyros den Anfangspunkt der ganzen Handlung bildet, ohne welchen das Auftreten des Einsiedlers im vierten Akte und was darauf folgt unmöglich wäre, daß auch die Undankbarkeit des seinen Wohlthäter schmähenden und beraubenden Satyros einen bedeutsamen Zug zum Charakterbilde desselben bietet und Goethe durch den Beinbruch und das Jammergeschrei des Satyros das erste Zusammentreffen desselben mit dem Einsiedler glücklichst motivirt hat! Was sollte sich auch Biedermann um den geschickten Aufbau des Dramas kümmern, der gar nicht vorhanden sein darf, soll sein abgeschmackter Einfall irgend möglich sein. Daß Goethe die Gruppe des Satyros, dem ein Paniskos den Dorn aus dem Fuße zieht, in Leipzig oder Dresden gesehen, kann Biedermann nicht beweisen, er meint aber, dieser sei schon damals so oft abgebildet gewesen, daß er sie „in den leipziger Kunstsammlungen gesehen haben mußte". Wir bestreiten die Möglichkeit nicht, aber selbst die Wirklichkeit zugegeben, folgt daraus mit nichten, daß Goethes Erfindung darauf beruhe. Um die schnöde Undankbarkeit des Satyros zu zeigen, muß der Einsiedler ihn nicht bloß freundlich aufgenommen, sondern ihm in seiner Noth geholfen haben, und da lag dem Dichter nichts näher als daß er ihn beim Springen ein Bein brechen ließ, dessen Heilung der gutmüthige Einsiedler übernahm.

Ehe er in der Anführung der von Goethe herangezogenen Kunstwerke fortfährt, bemerkt Biedermann, daß er dabei Satyrn, Faunen, Silen und Marsyas als gleichbedeutend behandeln werde, wodurch er sich freilich die Sache erleichtert hat. Silen und Marsyas sind doch eine ganz besondere Art älterer Satyrn. Daß Satyros Wein und Obst liebt, wodurch der Gegensatz zum armen Einsiedler zum Ausdruck kommt, der ihm beide nicht liefern kann, wird auf Bilder zurückgeführt, wo Satyrn am Obst und Wein sich er-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

freuen; als ob Goethe alle seine Kenntniß vom Wesen der Satyrn aus leipziger Bildern geschöpft haben müßte. „Nachdem der Einsiedler erklärt hat, das Verlangte nicht beschaffen zu können, fährt Satyros fort: ‚Da droben im Gebirg die wilden Ziegen u. s. w.'" Das ist wieder irrig. Satyros spricht diese Verse, nachdem er seinen Widerwillen gegen die schlechte Topfmilch erklärt hat, wodurch er auf den Gegensatz zur frischen Milch der von Bergkräutern sich nährenden Ziegen kommt, die er auf seinen Bergen sich leicht zu verschaffen weiß. Von seiner Verwandtschaft mit Ziegen ist hier gar nicht die Rede, und daß die Satyrn ziegenfüßig seien, wußte Wolfgang schon als Knabe; noch weniger gehört hierher, daß der Satyr „in unzüchtiger Gemeinschaft mit einer Ziege" dargestellt wird. Dennoch lesen wir bei Biedermann: „Die erwähnten Beziehungen auf Obst, Wein und Ziegen erscheinen zwar im Drama nicht als Bilder, werden aber deshalb hier nicht übergangen, weil jene Stellen wenigstens auf Erinnerungen an Satyrbilder zurückzuführen sind." Also alle Vorstellungen von Satyrbildern sollten so oder so in das Drama gepfercht werden! Daß die Stelle vom Blasen in der Hand auf die Fabel des Aesop sich bezieht, auf die auch die griechische Namensform zurückzuführen ist, gibt Biedermann zu, aber fast in demselben Athem erklärt er: „Diese Fabel hat Fontebasso (auf einem Bilde in Winckelers Gemäldesammlung) dargestellt, und kann lediglich dieser Umstand Goethe veranlaßt haben, die Stelle anzubringen". Weshalb? Und müßte er dann nicht so geistverlassen gewesen sein wie sein den Geist aus ihm austreibender dresdener Deuter! Daß die Stelle „ebenfalls ohne Ursache und ohne Folgen herein ins Drama platzt", wird kein Mensch behaupten, der sich um den Zusammenhang kümmert. Aber auch daß Satyros nach der Entfernung des Einsiedlers, der ihm dies angerathen, einschläft und am Anfang des zweiten Aktes erwacht (nur das zweite spricht eine szenarische Bemerkung aus), ist nach Biedermanns Einsicht nur daraus zu erklären, daß Goethe ein anderes berühmtes Kunstwerk des Alterthums, den schlafenden Faun, anbringen wollte. Und ein solches wahnwitziges Anbringen findet sich nicht einmal! Der erste Akt schließt mit dem Abgange des Einsiedlers, der zweite beginnt mit dem Erwachen; das Schlafen fällt in den Zwischenakt. Wenn

Satyros im dritten Akte zur Natur sagt: „Ich will dich letzen mit Flöt' und Sang", so sollte man freilich meinen, er werde seinen Gesang mit der Flöte begleiten: aber ist es denn Biedermann völlig entgangen, daß unser Satyros in Wirklichkeit gar nicht flötet, nur singt, daß von einer mitgebrachten Flöte nirgends eine Spur sich findet? Hierüber hätte er sich vor allem klar werden sollen. Nun wird flöten von jedem schmelzenden Gesang, besonders der Nachtigall, gebraucht, wie z. B. Klopstock mein flötend Lied sagte, Goethe 1773: „So soll mein deutsches Herz weich flöten", und er noch 1818 die Ilm die „Flöte" ihrer Dichter hören ließ. Aehnlich muß hier Flöte von schmelzendem Gesange auf freilich etwas kühne Weise stehen, „Flöt' und Sang" durch eine Art Hendiadys von flötendem Sange stehen, was dadurch etwas an Kühnheit verliert, daß auch Flöte vom Flötentone gebraucht wird. Jedenfalls flötet Satyros nicht und spielt dadurch Biedermann einen schlimmen Streich, der auch hier Goethe auf ein Gemälde hindeuten lassen wollte. Er beruft sich auf den Marsyas von Golzius, ohne daran zu denken, daß unser Dichter diesen phrygischen Silen aus der ihm schon als Knabe geläufigen griechischen Mythologie gekannt hatte. Auch Gemmen werden herangezogen, auf denen Satyre mit Flöten und ähnlichen Blasinstrumenten (Doppelflöten und Pfeifen) sich finden. Aber Goethe läßt unglücklicher Weise seinen Satyros nicht flöten, sondern singen, was die Satyre, mit Ausnahme des nur ganz entfernt mit ihnen verwandten weissagenden Silenus, gar nicht thun. Wozu braucht Biedermann denn die Gemälde mit Satyrn unter Bäumen, da er doch selbst bemerkt, die Vorstellung ihres Aufenthaltes im Walde sei allgemein gewesen! Dies also schwebt bei des Satyros Antwort auf die Frage der Mädchen vor, sein liebster Aufenthalt sei „im fernen Land, hoch Berg und Wald", die Biedermann früher auf Anhalt bezogen, keineswegs Gemälde der Satyrn unter einzelnen Bäumen. Auch daß Satyros Arsinoe wollüstig umfaßt und küßt, soll auf Kunstdarstellungen deuten, obgleich Biedermann gestehen muß, daß Goethe die Satyrn als Verfolger der Nymphen aus Horaz (er hätte den Ovid hinzufügen sollen) sehr wohl kannte. Die Unbärtigkeit des goetheschen Satyros schließt Biedermann daraus, daß er sich über des Priesters (nicht Hirten, wie er ihn nennt) Hermes

„lächerlich krausen Bart" aufhält, was doch nur auf dessen sorgfältig gepflegten Wuchs geht, während Satyros ihn wild wachsen läßt, wenn Goethe anders daran gedacht hatte, ob sein Satyros bärtig sei, wie die frühere Kunst ihre ältern Satyrn bildete, während die spätere die Satyrisken jugendlich und möglichst anmuthig darzustellen liebte.

Wenn Satyros als Verkünder einer neuen Religion auftritt und als solcher das Volk über den Ursprung der Welt belehrt, so hat dem Dichter hierbei nach Biedermann vorgeschwebt, daß Satyrn als Sänger dargestellt werden; und „daß Goethe hier den Gesang eines Satyros in eine Rede umgesetzt hat, ist zweifellos". Wo hat denn Biedermann in Dresden, Leipzig, Darmstadt, das er auch streift, oder anderswo singende Satyrn gefunden? Ich kenne bloß flötende und pfeifende, und möchte nur um ein Exemplar eines singenden, natürlich mit Ausnahme des weissagenden Silenus, den in der Satyrologie so bewanderten Entdecker bitten. Und warum beachtete er nicht, daß Satyros seine Offenbarung selbst als „Gesang" bezeichnet!

Recht traurig ist es, daß zu den beiden letzten Akten sich gar kein Satyrbild finden will: doch fortes fortuna iuvat. „Daß Satyros der Gattin des Hermes Gewalt anthun will, ist gleichfalls ein Gegenstück der Antike, wenigstens insoweit, als z. B. ein geschnittener Stein einen Faun zeigt, der einer sich sträubenden Nymphe das Gewand abzieht." Hoffentlich soll doch nicht der Dichter uns die Eudora deshalb in dem Augenblicke zeigen, wo sie gegen des Satyros Umarmungen sich vertheidigt, damit er auf diesen geschnittenen Stein hinweise! Endlich soll nach unserm Entdecker der ertappte Satyros mit den Worten:

> Ich thät euch Eseln eine Ehr' an,
> Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan,

gar „besonders darauf anspielen, daß Jupiter, als Satyr gestaltet, Antiope umarmte, wie dies auch ein Gemälde von de Vos und ein geschnittener Stein darstellen". Als ob man verständiger Weise in jener Apostrophe etwas anderes sehen könnte, als eine Anspielung auf die seit Homer allgemein bekannte Ehebruchgeschichten des Herrschers des Olymp, als ob Satyros sich irgend darauf bezöge, daß Zeus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Satyrgestalt jene beschlichen oder, wie es andere Künstler darstellen, ein Satyr dabei gegenwärtig gewesen sei. Nein, es ist eine ähnliche Berufung auf den Göttervater, wie die allbekannte des Chärea im „Eunuchus" des Terenz, nur daß dieser sich als armes Menschenkind (homuncio) dem Jupiter entgegenstellt, Satyros denselben als Göttervater für seinen Vater ausgibt, während die Satyrn nach der gangbarsten Darstellung Söhne des Silenus sind und in der frühesten Zeit sie als Kinder der Töchter des Hekatäos galten und ihnen mit den übrigen Dämonen der Berge, der Wälder und des Feldes derselbe Ursprung gegeben wurde.

Wir haben die sämmtlichen Stellen erörtert, in welchen Biedermann eine Beziehung auf Kunstwerke entdeckt zu haben glaubt, und nirgendwo den geringsten Schein gefunden, daß Goethe durch eine Kunstdarstellung bestimmt worden, einen Zug seinem Drama einzuverleiben, vielmehr folgt er überall der allgemein bekannten Vorstellung vom Wesen der Satyrn. Hat Biedermann bisher nur von einem „Herbeiziehen" oder „Zusammenfassen" einer Reihe von Kunstdarstellungen im „Satyros" gesprochen, so belehrt er uns jetzt, dem Dichter sei es darauf angekommen, „die verschiedenen Darstellungen und Dichtungen über Satyrn unter einem Gesichtspunkte zusammenzufassen, und zwar unter dem der unbeschränkten Sinnlichkeit". Als ob das Stück das Wesen der antiken Satyrn und nicht vielmehr die Person des Satyros hätte dramatisch entwickeln sollen, wobei Goethe nur die von den Satyrn überlieferten Züge seinem dramatischen Zwecke gemäß frei verwandte! als ob einem freischaffenden, von feurigem Leben durchzuckten Dichtergeiste je der Gedanke hätte kommen können, eine Musterkarte der von ihm zufällig gesehenen Kunstdarstellungen und dazwischen schichtweise auf Basedow bezügliche Anspielungen zu geben! Freilich Biedermann fällt verehrungsvoll vor seiner aus dem übermüthigen Fastnachtsspiele gemachten Mißgeburt nieder. „Die antiken Vorstellungen des Satyrwesens im Drama durch gleich Perlen an eine Schnur gereihte Bildwerke zur Erscheinung zu bringen, eine Folge lebender Satyrbilder vorüberzuführen [wir schreiben die Stelle wörtlich ohne jede Auslassung ab], bekundet Goethes tief künstlerische Einsicht; denn die Darstellung der Heuchelei, der Roheit und der innern Unwahrheit, welche Ge-

brechen Goethe in Basedow zu erblicken glaubte [das ist eben nichts als fixe Idee!], bedurften bei ihrer Gemeinheit, die der ingrimmige Haß Goethes gegen solches Unwesen zu mildern nicht gestattete, eines Gegengewichts, das ihm seine ideale Bedeutung sicherte. Die vorgeführten Kunstwerke bewahren das Drama davor, seiner Frechheiten wegen eine Posse zu werden." Selten ist wohl ein so toller Bombast in der Goetheliteratur zu Markt getragen worden, selbst nicht von solchen, die seinen Dichtungen ein bestimmtes philosophisches oder religiöses System aufdrängen wollten. Wo hat denn Biedermann bewiesen, daß Goethe ein bestimmtes Kunstwerk „vorgeführt", wo ist durch die ihm untergeschobene Beziehung auf ein solches die Darstellung irgend idealer geworden? Wird etwa das Gebaren des Satyros beim Verbinden seines Beines, seine Verwunderung über des Einsiedlers Blasen in die Hand, sein Einschlafen, sein lüsternes Umfassen der Arsinoe, sein thierischer Angriff auf Eudora dadurch idealisirt, daß es davon auch künstlerische Darstellungen gab? Ist denn irgend ein Hauch derselben auf die betreffenden Stellen des Dramas übergegangen? Beruht nicht vielmehr der Werth desselben darauf, daß das Bild eines solchen derben Lumpen (im Gegensatz zum feinern Pater Brey) zu lebensvoller Ausprägung gelangt? Das Stück ist und soll nichts anders sein als ein derbes Fastnachtsspiel, das durch lederne Anspielungen auf Kunstwerke in seinem Wesen vernichtet worden wäre.

Wenn Biedermann schließlich sich schmeichelt, diese Krönung seines Werkes werde die Erklärung des „Satyros" in neue Bahnen leiten, so ist dies eine der vielen ihn irreleitenden Einbildungen, mit denen er in Zukunft die Goetheliteratur verschonen möge. Er bescheide sich als Sammler und Aufspürer neuer auf zuverlässiger Ueberlieferung beruhenden Thatsachen sich verdient zu machen, enthalte sich aber jedes ihm versagten kritischen und ästhetischen Urtheils, insonderheit auch jener sich selbst die Augen verbindenden Kritik, die sich durch rein persönliche Rücksichten bestimmen und zu falschem Zeugniß durch persönliche Feindschaft oder auf Gegenseitigkeit gestellte Gunst hinreißen läßt!

18. Dezember 1884.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stella.

I.

Eine der eigenartigsten Ausstrahlungen von Goethes jugendlichem Herzen besitzen wir in dem vielfach mißverstandenen „Schauspiel für Liebende", welchem er den Namen seiner Liebesheldin gab, die ihm so innig ans Herz gewachsen war, daß noch der dreiundsiebzigjährige Greis, von tiefster Liebesleidenschaft ergriffen, der holden jugendlichen Schönen, die es ihm angethan, diesen sehnsüchtigen Namen beilegte. Den gangbaren Mißdeutungen bin ich bereits 1858 in meinen „Erläuterungen" des Dramas*) entgegengetreten, aber alte Vorurtheile lassen sich so leicht nicht verdrängen. Neuerdings hat L. Urlichs in der „Deutschen Rundschau" (Heft X) auf Veranlassung der höchst bedeutenden von ihm in würdiger Weise herausgegebenen Jugendbriefe Goethes an Johanna Fahlmer dem Stücke eine ganz neue, persönliche Beziehung gegeben. Seine Ausführung ist auf den ersten Anblick sehr bestechend, aber vor eingehender Verfolgung der Beweismittel stürzt das leichtgebaute Kartenhaus in sich zusammen. Bei dem großen Unrecht, welches diese neue Auffassung sowohl dem Dichter als Johanna Fahlmer und ihrem Freunde thut, dürfte es geboten sein, durch einfache Darlegung des Sachverhaltes derselben entgegenzutreten.

Drei Briefe Goethes an die fünf Jahre ältere, von Düsseldorf nach Frankfurt übergesiedelte Freundin, die „herzlich liebe Tante", beziehen sich auf „Stella", welche nach einem Briefe an Auguste

---

[*) „Goethes Clavigo und Stella", im dreizehnten Bändchen meiner „Erläuterungen zu Goethes Werken". Eine zweite neu durchgesehene Auflage erschien 1878.]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stolberg schon am 13. Februar 1775 im Sinne hatte.*) Aus der Aeußerung des am Morgen des 5. März geschriebenen Briefes: „Morgen oder übermorgen gewiß kommt ‚Stella', und ich vorher oder nach", ergibt sich, daß er Johanna viel von dem neuen Stücke gesagt und diese ihn zur Vollendung getrieben, wie sie auch an dem Abschluß von „Erwin und Elmire" lebhaften Antheil genommen. Goethe hatte sie am vorigen Nachmittag besucht und ihr wahrscheinlich versprochen, sich gleich an „Stella" zu geben und ihr den Anfang zu schicken, aber, statt am Abend zu arbeiten, hatte er sich nicht überwinden können, Lili aufzusuchen, bei welcher er in herzlicher Freude blieb. Darauf scheinen die weitern Worte des Briefes zu deuten: „Ich ging gestern von Ihnen grad nach Haus — von da — Oho — Ich hoffe Sie in unsern Kreis zu ziehen, bei Gott — Tante, ganz übel kanns Ihnen nicht drinne sein — Lili ist gar lieb und hat Sie herzlich werth." Am Morgen des 6. (den vorigen Nachmittag, es war ein Sonntag, hatte er, da Lili ausfuhr und Johanna verhindert war, mit andern Freundinnen verlebt und bis nach 8 Uhr L'hombre gespielt) sendet er ihr die ersten geschriebenen Bogen des Stückes. „Wenn es Sie unterhält", bemerkt er dabei, „so schreiben Sie sie ab. Fritzen [Jacobi] wird dies Stück von Ihrer Hand gewiß zehnmal lieber." Gegen Urlichs (Rundschau X, 82) sei nur die Bemerkung gestattet, daß „es" nicht auf die übersendeten Bogen, sondern auf das Abschreiben geht. Die Freundin muß wohl die Absicht geäußert haben, das Stück für Jacobi abzuschreiben, wozu eine besondere Veranlassung vorlag, wenn dieser schon den Anfang des Stückes**) hatte vorlesen hören und ihn mit großem Beifall auf-

[*) Daß er die Dichtung damals schon begonnen, folgt freilich nicht aus der Beschreibung seiner jetzigen dichterischen Thätigkeit, daß er, „immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, [bald] die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht"; sie beweist nur, daß ihn damals dramatische Pläne verschiedener Art beschäftigten.]

[**) Nach dem ersten Entwurf, oder auch ein Stück aus dem Drama, da Goethe nicht immer nach der Folge der Handlung dichtete, sondern oft ihn besonders anziehende Szenen herausgriff.]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genommen hatte, was wir hier als bloße Möglichkeit hinstellen. [Möglich bleibt es freilich, daß Goethe auf den Gedanken einer Abschrift dadurch gekommen, daß Johanna es liebte, Neues, was ihr mitgetheilt wurde, an Jacobi abschriftlich zu senden.] Daß das Stück in der Abschrift der Freundin, der Vermittlerin seiner Verbindung mit Goethe, ihm noch viel lieber sein werde als von der Hand eines handwerksmäßigen Abschreibers, durfte er ohne besondere Veranlassung voraussetzen. In demselben Briefe heißt es weiter: „Zu promenieren [was er gestern in Aussicht gestellt] ist heute [bei dem schlechten Wetter] nichts, doch komm' ich ein wenig und lese die Folge." Das Stück war also weiter vorgerückt, und er dachte das Nächste noch vor seinem Besuche ins Reine zu schreiben (vielleicht hatte er der Fortsetzung wegen einen Bogen zurückbehalten), auch wohl weiter zu dichten. Aber noch denselben Tag trieb ihn die Unruhe nach Offenbach; doch wird er vorher die Freundin besucht und ihr, da er zum Vorlesen keine Zeit fand, die Folge des Stückes in der Reinschrift zurückgelassen haben.*) Johanna be-

[*) Arndt (zu den Briefen Goethes an Gräfin Auguste zu Stolberg S. 91 ff.) läßt Goethe erst am frühen Morgen des 7. nach Offenbach gehen, indem er annimmt, dieser irre sich, wenn er zu den aus Offenbach an Augusten geschriebenen Zeilen bemerkt: „Heut ist der 6. März, denk' ich." Aber seine Gründe, daß Goethe nicht am Nachmittag des 6. nach Offenbach gegangen oder gefahren, treffen nicht zu. Gerichtliche Eingaben kann er sehr wohl am Morgen des Tages signirt haben, an dessen Nachmittag er plötzlich den Gedanken faßte, nach Offenbach zu gehen, wodurch er aber nicht gehindert wurde, Johanna zu besuchen. Wenn Arndt Goethes Brief an Merck „Hier etwas gegen das Ueberschickte" auf den 7. März setzt, so paßt dessen Angabe: „Ich habe seit drei Tagen an einer Zeichnung mit dem mir möglichsten Fleiße gearbeitet, und bin noch nicht fertig", nicht dazu, daß er gerade damals mit „Stella" eifrig beschäftigt war. Für seine Behauptung, der Brief sei von Bernays „unzweifelhaft richtig zum März eingereiht worden", vermisse ich den Beweis. Nach Arndts Mittheilung machte er in der Datirung nach „Dinstag d." einen Schnörkel, weil er sich nicht erst auf Tag und Monat besinnen mochte. Meine Datirung des Briefes an Merck vom 10. Januar gebe ich auf, theils weil Goethe anfangs Januar nicht so früh morgens, um halbsieben, nach Offenbach gegangen sein wird, theils weil Jacobi damals in Frankfurt war. An welchem Dinstage der Brief geschrieben sei, wage ich nicht zu bestimmen, da sich keine sichern Haltpunkte dazu finden; man könnte an den 11. April denken.]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

richtete ihm nach Offenbach, welchen großen Eindruck das Stück auf sie gemacht, und wie sehr sie nach dem fünften Akte verlange, auch daß sie es für Jacobi abschreibe. Dies ergibt sich aus Goethes Antwort von Offenbach aus: „Liebe Tante! Ich wußte, was ‚Stella' Ihrem Herzen sein würde. Ich bin müde über das Schicksal unsers Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen, womöglich, wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein. . . . Haben Sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht. Adieu. ‚Stella' ist schon Ihre, wird durch das Schreiben immer Ihrer. Was wird Fritz für eine Freude haben?" Wenn Johanna nach dem fünften Akte verlangte, so muß sie die vier ersten wenigstens größtentheils besessen haben. Daß sie am Stücke einen rein menschlichen Antheil nahm, ist ebenso offenbar; sie hatte dasselbe sich ganz angeeignet („ist schon Ihre"); beim Abschreiben mußte sie es noch tiefer empfinden („wird immer Ihrer"). Bezeichnet Goethe als seine Absicht bei diesem Stücke die anschauliche Darstellung von Menschen so leidenschaftlicher, sie willenlos umtreibender Liebesglut, wie er selbst war, so veranlaßte ihn dazu wohl eine Aeußerung Johannas. Auch bedenke man, daß er damals gerade am fünften Akte war, in welchem die schrecklichen Folgen, die das jeden Willen sich gestattende Herz hervorruft, als unentfliehbares Labyinth erschienen, aus welchem nur die Großherzigkeit der Liebe einen Ausgang findet, der freilich von unsern Sitten und von der Heiligkeit der Ehe ausgeschlossen wird, auf den aber die rührende Sage von dem Grafen von Gleichen einen sühnenden Schleier wirft.

Wann aber ist dieser für die Entstehungsgeschichte der „Stella" so wichtige Brief geschrieben? Urlichs meint, die darin stehenden Worte: „Liebe Tante, auf den Sonntag!" deuteten auf den 12. oder 19. März, weil er schon am 21. an Jacobi schreibe, er erwarte „Stella". Aber da Goethe schon am 10. von Offenbach zurückkam, und er nach Ausweis des Briefes an Augusten vom 25. in der Zwischenzeit nicht mehr dorthin ging, muß der Brief am 10. oder bereits einen Tag früher geschrieben sein; er ist eben die Antwort auf die Aeußerung der Freundin über die ihm zurückge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lassene Fortsetzung der „Stella". Demnach lagen die vier ersten Akte schon am 6. vollendet vor.*) Wenn er den 7. an Augusten berichtet, er habe an diesem Tage eine Szene geschrieben, so kann dieses wohl nur eine der „Stella", und zwar eine zum fünften Akt gehörende sein. Den Akt wird Goethe noch in Offenbach oder gleich nach der Rückkehr zu Ende geführt haben. Freilich könnte man meinen, wäre „Stella" schon in Offenbach vollendet gewesen oder hätte sich der Vollendung genähert, so würde er dessen in seinem Brief gedacht haben. Aber dies dürfte doch bei so flüchtig geschriebenen Zeilen nicht zu behaupten stehen, und man könnte sogar die Worte: „Haben Sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht", gerade als eine versteckte Hindeutung betrachten, er habe ihren Wunsch erfüllt, doch werde sie diesen Akt wohl anders wünschen. Nach diesem Briefe fällt der von Urlichs früher auf den 5. (drei Tage nach Jacobis Abreise!) gesetzte Brief (XIX), der beginnt: „Hier, liebe Tante, was von Fritz." Das „von Fritz" kann nur auf Jacobis Zettel vom 10. März gehen; der Brief muß gegen den 13. geschrieben sein. Von „Stella" ist in den Briefen an Johanna nicht weiter die Rede. Goethe muß ihr mittlerweile den Schluß überbracht oder gesandt haben. „Ich bin ganz unerträglich", heißt es hier. „Und darum fleißig an sinnlicher Arbeit." Urlichs durfte dies nicht auf „Stella" beziehen; unter der „sinnlichen Arbeit" sind Zeichnungen zu verstehen. Erst ungefähr einen Monat später kehrte er auf die Mahnung von Johanna zu „Claudinen" zurück, wie Brief XXVII zeigt. Hiernach bestätigen die Briefe an die Fahlmer meine früher geäußerte Vermuthung, daß „Stella" gegen den 10. März vollendet worden.

[Aber aus dem Briefe an Augusten vom 25. März folgt keineswegs, daß Goethe seit dem 10. nicht mehr in Offenbach gewesen. Der erste Absatz des Briefes ist vom 19., wo er sich gedrungen fühlte, der fernen Freundin noch Nachts um elf Uhr ein Lebenszeichen zu geben. Freilich ein sicherer Beweis, daß er in der dritten Märzwoche in Offenbach geweilt, ist nicht vorhanden; denn auch der Brief an die Laroche vom 15. zeigt nicht, daß er damals meist in

*) Freilich streitet Arndt S. 99 dies Urlichs auf sonderbare Weise ab.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Offenbach gewesen. Die Freundin hatte ihn gefragt, ob er am 17. in Frankfurt sei, da sie ihn an diesem Tage mit etwas überraschen wolle; wenn er dies bejaht, so ist daraus eben nichts weiter zu schließen. Er konnte am 15. nach Offenbach gehen, mit der Absicht am 17. nach Frankfurt zum Konzert zu kommen, aber durch die Ankunft von Lili dort zurückgehalten werden, wonach nichts entgegensteht, den in Rede stehenden Brief, wo es heißt: „In mir ist viel wunderbares Neues; in drei Stunden hoff' ich Lili zu sehn. Liebe Tante, auf den Sonntag!" den 17. zu setzen, wie ich in der zweiten Ausgabe der „Erläuterungen" gethan habe.*) Die Vollendung der „Stella" würde dann etwa eine Woche später, vor den 17., fallen, der Schluß schon zur Zeit des Briefes vollendet gewesen, aber vom Dichter vorsorglich zurückgehalten worden sein.]

Auf einen von Jacobi erhaltenen Brief nebst Sendung erwidert der frankfurter Freund am 21. März: „Daß du meine ‚Stella' so lieb hast, thut mir sehr wohl; mein Herz und Sinn ist jetzt so ganz wo anders hingewandt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir fast gleichgültig ist." Am Schlusse heißt es: „Ich erwarte ‚Stella', [vom Abschreiber], und dann kriegst gleich das andere Exemplar [die Abschrift]." Hiernach kann Jacobi unmöglich den größten Theil des Stückes schon von Johannas Hand besessen haben; denn in diesem Falle müßte hier nicht von „Stella", sondern vom „Schlusse der Stella" die Rede sein, und auch Jacobi könnte am 25. nicht schreiben: „Diesen Abend erwart' ich" [mit dem Postwagen] ‚Stella'. — — „Lieber, ich bebe vor dem Drängen zu dir hin, wenn michs so ganz faßt." Johanna kam demnach nicht zu der beabsichtigten Abschrift. Auch Urlichs nimmt eine solche nicht an; er meint, diese werde Jacobi wohl über den Fortgang und die Ausführung des Stückes unterrichtet haben. Aber Goethes Freude, daß Jacobi das Stück „so lieb habe", deutet doch auf eine genauere Kenntniß. Und

[*) Den Grund, weshalb Arndt S. 97 den Brief auf den 8. oder 9. setzt, kann ich nicht billigen. Ohne irgend einen Beweis nimmt er an, Goethe sei Lilis wegen nach Offenbach gegangen und diese müsse am 8. oder 9. angekommen sein. Aber die Worte „in Erwartung" dürften nicht auf die erwartete Ankunft Lilis gehen, sondern auf die Hoffnung, daß sein Herz sich hier „auf dem Land bei sehr lieben Menschen" beruhigen werde.]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so zeigt sich kaum ein anderer Ausweg als die von mir schon früher gemachte Annahme, daß Goethe Jacobi, wie bei seinem ersten Besuche im Januar aus „Erwin und Elmire", so beim zweiten bis zum 2. März reichenden aus dem Entwurf der „Stella" vorgelesen habe, dessen drei erste Akte damals größtentheils vorgelegen haben können. [Freilich bleibt die Möglichkeit bestehen, daß er den Anfang aus einer Abschrift Johannas kannte.] Wenn Jacobi in den Zeilen vom 10. März „Stellas" gar nicht gedenkt, so erklärt sich dies einfach daraus, daß dieser Zettel nur einen Aufschrei seines von sehnsüchtiger Liebe gepreßten Herzens ist, ganz im Tone von Fernando und Stella.

Nach Empfang der „Stella" schrieb Jacobi, der durch den von ihm ganz roh als thatsächliche Bigamie aufgefaßten Schluß sich aufs äußerste verletzt fühlte, einen das Stück als unsittlich und deshalb des Dichters unwürdig mit leidenschaftlicher Strenge verwerfenden Brief, auf welchen Goethe, der sich so schrecklich in seiner Erwartung einer begeisterten, von innigem Verständniß bewegten Auffassung getäuscht sah, etwas bitter in dunkel gehaltenen Ausdrücken antwortete. Johanna, welcher er seine Erwiderung vor der Absendung mittheilte, bat ihn, sie zurückzuhalten. „Sie sind recht lieb", schrieb Goethe der Freundin, die ihn vielleicht auch brieflich noch gebeten hatte, den Brief nicht abzuschicken. „Ich hab' meine Antwort an Fritz zurückgehalten; denn sie war wirklich mystisch. Doch thuts das Klare und Treffende auch nicht; das ist Wasser und keine Taufe; wer davon trinkt, den wirds wider dürsten [Joh. 4, 13]. Also lassen Sie's gut sein. Wild könnte ich wohl über Fritz werden [daß er seine „Stella" so arg verkannt habe], bös nie." Goethe schrieb ihm darauf einen andern Brief, in welchem er den Schmerz aussprach, daß Jacobi so wenig Glauben an ihn habe, er ihm eine falsche Absicht zuschreiben könne. Aus diesem „im April", ohne Zweifel in den ersten Tagen desselben, geschriebenen Briefe ist uns nur eine Stelle erhalten, welche Jacobi am 15. September 1779 auf Veranlassung der ihm hinterbrachten Verspottung seines ‚Woldemar' zu Ettersburg Goethe entgegenhielt: „Friederice Fritzel, wie ist dir! O du Menschenkind! — Steht nicht geschrieben: ‚So ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben!' Und du wähntest manchmal, der Sinn

dieser Worte sei in deiner Seele aufgegangen. Sei's nun — geringer kann ichs nicht thun — deine Liebe wag' ich dran — sonst wär' ich der heiligen Thränen nicht werth, die du in Köln an mein Herz weintest. — Lieber Fritz, besinne dich — es ist nicht ‚Stella', nicht ‚Prometheus' [wohl die Ode, nicht das Drama*)] — besinne dich, und noch einmal: Gib mir ‚Stella' zurück! — Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe! — — — — [Die Gedankenstriche deuten wohl darauf, daß Jacobi eine zu seinem Zwecke nicht passende Stelle hier ausließ.] Und das muß ich dir all so ruhig schreiben um deines Unglaubens willen, der ich lieber mein Herz ergösse." Urlichs schließt aus den Worten: „Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe!" „Stella" müsse für Jacobi eine persönliche Beziehung gehabt haben. Wie kann man aber die Worte so arg mißverstehen!**) Goethe, der bei seinen Dichtungen so sehr an seine Freunde dachte, denen er damit gefallen, sein Wesen offenbaren wollte, liebte „Stella" auch besonders um Jacobis willen, weil die feurige Liebesglut, die sich in seiner Heldin und dem freilich des sittlichen Haltes ermangelnden Fernando ausprägte, auch des Freundes Seele mächtig durchzuckte, wie er es seit dem Anfange ihrer Bekanntschaft, besonders in Köln, neuerdings wieder bei den Besuchen zu Frankfurt, so tief empfunden hatte, wie es sich in allen Briefen Jacobis aussprach, so noch vor kurzem in den Zeilen vom 10. März, in denen eine Empfindsamkeit herrscht, die ganz den Stellaton anschlägt. Diese feurige Glut, die auch Johanna empfand, welche, als das Stück erschienen war, auch Herder und Wieland begeisterte und so viele Herzen mit Gewalt hinriß, welche ihn seine Dichtung dem Herzen der Laroche empfehlen ließ, welche ihn zum Wunsche trieb, er möchte Auguste Stolberg gegenübersitzen und „Stella" in ihr Herz wirken lassen können, welche

[*) Jacobi hatte während seiner Anwesenheit in Frankfurt wohl die Ode erhalten, die ihm damals noch nicht so gottlos schien wie später Heinse, der sie durch Jacobi kennen lernte. Vgl. Heinses Brief an Gleim vom 8. Sept. 1775.]

[**) Doch schon Goedeke (Grundriß 727) hatte aus der Stelle geschlossen, es müßten dem Dichter bei „Stella", „der unbegreiflichsten seiner manchen Unbegreiflichkeiten", besondere Verhältnisse im Sinne gelegen haben, die aber jetzt nicht mehr aufgehellt werden könnten.]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

später ihm bei dieser als Beweis gelten sollte, daß er noch ihr Alter sei, welche bei der Uebersendung an Lili ihm die Worte eingab, sie möge hier empfinden, wie mit allmächtigem Triebe ein Herz das andere ziehe: diese war es, die ihn glauben ließ, auch Jacobi werde hier sein warmschlagendes Herz, das Beste seines Wesens, durchempfinden. Wie schneidend mußte es ihn da verletzen, daß sein innigster Freund, dessen er so sicher wie seiner selbst war, ihn in diesem glühen Ergusse seines Herzens verkannte, so wenig davon entzückt wurde, daß er „Stella" als einen Abfall von seinem auf das Höchste und Edelste gerichteten Genius betrachtete, durch sein kaltes Verleugnen, sein Abwehren des Stückes, „sein Fleisch und Blut" vor ihm selbst fast zerstörte, weshalb er den Freund wiederholt („noch einmal") bat, es ihm durch richtigere, den eigentlichen Nerv treffende, den Ausgang nicht mißverstehende Auffassung „zurückzugeben". Was Jacobi wie so viele andere abstieß, war der auf eine Zulassung der Bigamie deutende Schluß, der, wie Werther den Sebstmord, diese zu verklären schien, daß Fernando, der leichtfertige, wenn auch hart bestrafte, jetzt seine Schuld tief fühlende Verführer, als „edle Seele" bezeichnet und mit einem neuen Lebensglück im Besitze beider Geliebten gleichsam belohnt ward. Jacobi muß seiner vollen Entrüstung lebhaften Ausdruck verliehen haben, so daß Goethe darüber „wild" wurde. Leider ist uns seine Erwiderung nicht erhalten, doch dürfte er es kaum über sich gebracht haben (eine solche Vertheidigung lag nicht in seiner Art), diesem zu zeigen, daß es ihm um nichts weniger zu thun gewesen als einer Doppelehe das Wort zu reden und Fernandos Treulosigkeit zu entschuldigen, wie er ja auch Werthers willenlose Herzensschwäche nicht hatte rechtfertigen wollen: er warf dem Freunde seinen Unglauben und die daraus folgende arge Verkennung vor. Bei der Annahme von Urlichs, Jacobi habe in „Stella" eine Profanation seines rein sittlichen Verhältnisses zu seiner Gattin und Johanna gesehen, er sei besonders über die elende Rolle, die er als Fernando im Stücke spiele, erzürnt gewesen, ist Goethes Antwort unbegreiflich; er hätte dann nothwendig auf die angebliche persönliche Verletzung näher eingehen, hätte erklären müssen: seine dichterischen Gestalten seien keineswegs Abbilder des Freundes und der Freundinnen, auch könne

kein Mensch auf den Gedanken kommen, er habe sie gemeint, da die Unähnlichkeit der Verhältnisse bei weitem größer als die Aehnlichkeit (einmal vorausgesetzt, daß solche überhaupt bestand), Jacobi keineswegs ein Verräther sei, wie Fernando, keine Doppelehe geschlossen habe und persönlich gar nichts auf ihn und seinen Kreis hinweise; ja er hätte den in diesem Falle nicht bloß „cholerischen", sondern recht albernen Jacobi herzlich auslachen und — ihn auf das weltbekannte wirkliche Vorbild hinweisen müssen, in welchem der Hauptpunkt, die Doppelehe und deren schreckliche Folgen, entschieden hervortrete, von welchem selbst der Name hergenommen sei, während man nur bei dem schärfsten Zwange eine äußerst entfernte ganz allgemeine Aehnlichkeit mit der nur sehr wenigen bekannten Liebesgeschichte Jacobis herauszupressen vermöge. Wie ganz anders war dies bei den Vorwürfen Kestners wegen „Werthers Leiden" gewesen, da hier wirklich des Dichters Verhältniß zu Lotten im ersten Theile so deutlich vorlag, daß sofort von Wetzlar aus die Beziehung in alle Welt verkündet wurde, auch auf keine andere Quelle hingewiesen werden konnte.

Schon im Jahre 1869 hat J. Caro in der Schrift „Lessing und Swift" (S. 77) und gleichzeitig Hettner in seiner scharfen Verurtheilung der „Stella" (Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts III, 3,167)*) bemerkt, Goethe habe zu dieser Swifts traurige Liebesgeschichte verwandt. Swift setzte sein geheimes Liebesverhältniß zu der von ihm Stella genannten Esther Johnson, nachdem er sie verlassen, von London aus in einem zärtlichen Briefwechsel viele Jahre lang fort, bis ihn die schöne Tochter einer Kaufmannswittwe fesselte, die er als Vanessa feierte und bald sich ganz zueignete. Als er London verlassen mußte, kehrte er nach Dublin zu Stella

[*) Sein sittlicher Widerwille gegen das Stück läßt ihn sogar die Frage aufwerfen, ob nicht Goethe in der schmerzvollen Zeit, in welcher er seinen Freund Kestner um Lottens Besitz beneidete(?), sich nicht zuweilen mit dem phantastischen Gedanken an die Möglichkeit einer ähnlichen Lösung getragen habe. Wir können diese nur auf das allerentschiedenste verneinen und müssen als eine eben so große Verkennung Goethes die Behauptung zurückweisen, das Stück sei eine Vertheidigung der Doppelehe, mag auch Lenz es so aufgefaßt und es in dieser Beziehung in der Komödie „Die Freunde machen den Philosophen" noch überboten haben.

zurück. Vergebens hatte er Vanessa in einem Abschiedsbriefe beschworen, ihm nicht zu folgen. Als sie trotz seines Verbotes nach Dublin kam, behandelte er sie sehr rauh, aber ihre rührende Treue bezwang sein Herz. Stella begann aus Eifersucht hinzusiechen; da erwachte Swifts Gewissen, er ließ sich heimlich mit ihr trauen. Als Vanessa davon hörte, frug sie brieflich deshalb bei Stella selbst an; diese theilte den Brief Swift mit, zog sich aber, empört über dessen Treulosigkeit, auf das Landgut eines Freundes zurück. Swift eilte im ärgsten Zorne zu Vanessa und warf ihr den Brief auf den Tisch; diese fiel darüber in ein hitziges Fiber, das sie hinraffte. Stella kehrte darauf nach Dublin zurück, wo Swift nach längerm Umherirren wieder angekommen war, aber sie begann von neuem zu kränkeln. Auf ihr Verlangen, seine Verbindung mit ihr öffentlich zu erklären, wollte er nicht eingehen; schweigend entfernte er sich, um nie wieder zu ihr zurückzukehren. Hier haben wir die beiden von einem leichtfertigen, haltlosen Verführer ins Elend gebrachten liebenden Frauen; ja selbst den Namen der Liebesheldin mit ihrer „unzerstörlichen Neigung", ihrer „heißen Liebe", ihrem „glühenden Enthusiasmus" nahm Goethe aus der wunderlichen Liebesgeschichte des Dechanten zu St. Patrick. Alle Hauptveränderungen, die er daran vornahm, sind durch das Streben nach Vereinfachung und größerer Wirksamkeit der Handlung und durch die Verpflanzung auf deutschen Boden veranlaßt. Trotz des Verrathes der Liebe muß den Verführer, damit er sittlich gehoben werde, das Gefühl seiner Pflicht gegen die angetraute Frau ergreifen und er, wie schwer auch sein zum zweitenmal für die seiner feurigen Natur entsprechendere jugendliche Geliebte in leidenschaftliche Glut versetztes Herz darunter leidet, diese aufzugeben und jener zu folgen sich entschließen. Ein deutscher Edelmann, der freilich den vornehm klingenden fremden Namen Fernando führt, schien hierzu am besten geeignet. Diesen mußte der Dichter im Gegensatz zu dem kalten, verbitterten, weltverachtenden, abstoßenden Swift zu einem feurigen, durch Geist und Anmuth bezaubernden, von innerer Unruhe leidenschaftlich umgetriebenen, dem Drange des keine Schranken kennenden Herzens folgenden Charakter machen. Zwischen den beiden Frauen ergab sich ein nothwendiger Gegensatz. Die, welche Fernando zu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nächst anzog, mußte von reiner Innigkeit, herzlicher Treue und hohem Sinne, dagegen das Mädchen, das ihn nach der Trennung von dieser mächtig hinreißt, von unauslöschlicher Glut durchzuckt sein, ganz in seelenhaftem Drange nach der Vereinigung mit einem leidenschaftlich in ihm aufgehenden Herzen wurzeln. Und gerade die Darstellung dieses Mädchens, dem Goethe den Namen von Swifts Stella gab, trieb ihn zur Dichtung des Stückes, da er eben ein Bild jener heißen Liebe schaffen wollte, mit der er geliebt zu werden wünschte, im Gegensatze zu Lili, die zwar noch besser als schön war, wie er an die Fahlmer schrieb, aber ihn oft durch ihre Gefallsucht verletzte. In dieser Beziehung ist Stella gerade ein „Schauspiel für Liebende". Bei der großen Uebereinstimmung des Stoffes kann kein Zweifel dagegen aufkommen, daß Goethe in „Stella" die Geschichte von Swift behandelte, wie er bei „Erwin und Elmire" die Ballade Goldsmiths zu Grunde legte. A. W. Rehberg (Goethe und sein Jahrhundert, 1835) meinte, ein im Anfange der siebziger Jahre in ganz Europa verbreiteter ähnlicher Vorfall sei die Quelle des Stückes gewesen. Ein durch besondere Verhältnisse an den portugiesischen Hof gerathener deutscher Graf entführte ein hochadeliges Fräulein aus einem Kloster, lebte dann mit ihr einige Zeit, bis er nach Entwendung ihrer Juwelen nach Wien floh. Dort wiederholte er seine Schelmerei, fiel aber in die Hände des Gerichts. Auf die Frage, wie er die Entführten so hülflos habe verlassen können, erwiderte er: Eh mais, c'étaient des femmes. Möglich, daß Goethe auch diesen Fall kannte, den ich nicht näher nachweisen kann, aber jedenfalls bedurfte er ihn nicht zur Umgestaltung der Geschichte Swifts zu seiner dichterischen Fabel: noch weniger ist es denkbar, daß er damit eine Begebenheit aus Jacobis Leben verschmolzen habe, und zwar in einer solchen Weise, daß dieser sich dadurch hätte bitter verletzt fühlen können.

Dennoch ließ sich Urlichs durch die falsche Auslegung der Aeußerung Goethes, „Stella" sei ihm um Jacobis willen lieb, auf abschüssiger Bahn zu einer romantischen Ausstattung des Lebens von Johanna Fahlmer verleiten. Als diese im Jahre 1758 Düsseldorf verließ, war ihr damals nichts weniger als geweckter Neffe Fritz Jacobi fünfzehn Jahre alt, sie selbst zwei Jahre jünger. 1766

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kehrte sie nach Düsseldorf zurück; Jacobi war damals schon zwei Jahre verheiratet. Von der leidenschaftlichen Neigung der Verwandten zu einander, vermag Urlichs keine thatsächliche Spur aufzuweisen. Wer ihr den dichterischen Namen Adelaide gegeben, wissen wir nicht; daß sie ihn von J. G. Jacobi erhalten, habe ich schon 1852 vermuthet (Frauenbilder S. 180, 1), und man könnte nur zwischen ihm und Gleim schwanken. Urlichs macht den kühnen Sprung: wie jener Zeit überschwengliche Gefühle eigen gewesen, so scheine zwischen beiden Verwandten eine schwärmerische Freundschaft sich gebildet zu haben, welche allmählich einen wärmern Ton angenommen, als Johannens Gesundheit und der Ruhe der Familie zuträglich gewesen. Dieser Schein stammt einzig von der Vermuthung her, auf die es Urlichs eben abgesehen hat, um seine falsche Auffassung der goetheschen Aeußerung auszubeuten. Thatsächlich steht nur fest, um es mit den eigenen Worten von Urlichs zu sagen: „Im Jahre 1770 mußte sie ihrer Kränklichkeit wegen die Bäder von Spaa und Aachen gebrauchen, von ihres Freundes junger Gattin Betti Jacobi geb. von Clermont und der clermontschen Familie, sowie von der treuen Bogner [ihrer Erzieherin] begleitet und gepflegt. Ein hitziges Fieber brachte sie in Aachen an den Rand des Grabes." Wer kann hieraus das lesen, was Urlichs voraussetzt? Ist es nicht ärgste Willkür eine nicht unerwiderte leidenschaftliche Neigung dem schon seit vier Jahren verheirateten Jacobi zu der Fahlmer aufzubürden? Wenn Johannens Tagebuch das Jahr 1770 als eine „große Krisenzeit ihres Lebens, auch anderer als physischer Leiden" bezeichnet, so sind wir durch nichts berechtigt, die „andern Leiden" auf eine unglückliche Liebe, gar auf eine leidenschaftliche Neigung zu ihrem so glücklich verheirateten Neffen zu deuten. Da läge es doch noch näher an dessen ältern Bruder zu denken, als dessen guten Engel Ernst Martin (Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi S. 36) die Fahlmer bezeichnet. Doch nur ein Brief der Fahlmer an ihn aus diesen frühern Jahren (von 1767) hat sich erhalten. Und wie viele Seelenleiden gibt es noch außer der Liebe? Wissen wir denn, wie Johanna zu ihrer Mutter stand [die sie während ihrer Krankheit nicht gepflegt zu haben scheint], ob nicht eine tiefe Kluft ihrer religiösen Anschauungen sie von dieser,

der Tochter eines evangelischen Predigers, schied, ob sie nicht religiöse Zweifel zu bekämpfen hatte? Da die Trennung von ihrer Erzieherin, die im clermontschen Hause zu Vaels Aufnahme fand, äußerst schmerzlich auf diese gewirkt haben muß, so könnte man denken, die Mutter habe auf diese gedrungen, weil die Tochter derselben mehr als ihr selbst anhing und sie deren Einfluß nicht für förderlich hielt. [Den eigentlichen Grund, weshalb die Bogner Düsseldorf verlassen mußte, haben wir später (vgl. S. 315) erfahren; auch dieser war für Johanna schmerzlich genug.] Von allen Möglichkeiten der Erklärung der „andern als physische Leiden" Johannens ist die von Urlichs aus „Stella" herausgesogene die unwahrscheinlichste. Ihr inneres Leben von 1766 bis 1770 ist für uns ein leeres Blatt, das wir nicht mit eigenwilligen Vermuthungen ausfüllen dürfen. Das Vorurtheil sieht freilich, was es will. So erkennt denn Urlichs gleich in Stellas Sara (IV, 2) Johannens treue Erzieherin, die viel um diese weinte, als sie liebeskrank war, in der Freundin, die Fernando vor ihr kennen lernte, Betti Jacobi, wobei der Irrthum unterläuft, diese Freundin sei Cäcilie gewesen, was Goethe ganz fremd ist. Solche nebensächliche Züge wachsen aus der Dichtung von selbst hervor, wenn auch in einzelnen Fällen wirkliche Verhältnisse benutzt sein können, und mit demselben Rechte, wie Urlichs aus Sara auf Johanna schließt, würde man die Verhältnisse der bei ihrem Oheim lebenden, der Mutter beraubten Stella gegen Johanna als Urbild derselben verwenden können. Auch die Kastanienbäume und das Lusthaus brauchte Goethe nicht von Pempelfort herzunehmen; ja, wenn man zugeben wollte, er habe sich dabei wirklich an Jacobis Landhaus erinnert, so würde daraus noch nicht folgen, daß auch das, was dort geschieht, auf Pempelfort sich beziehe, da der Dichter in der Bezeichnung der Oertlichkeit frei schaltet. Trieb Jacobi, wie die meisten Gebildeten der Zeit, Musik, so war er deshalb noch nicht Violinspieler, und stände dies fest, so war doch das allgemein beliebte Violinspielen ein so naheliegender Zug (man denke an die „Wahlverwandtschaften"), daß dieser nicht erst von außen geboten zu werden brauchte. Ganz so verhält es sich mit Stellas unendlichem mütterlichen Weh über den Tod ihrer Mina (vgl. B. I, 287), das so natürlich aus ihrer Seele fließt und so ganz aus den Verhält-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nissen herauswächst, daß es ein Mißbrauch ist, dasselbe aus Jacobis ähnlichem väterlichen Schmerze herzuleiten, fiele dieser auch nicht vor Goethes Bekanntschaft. Selbst Cäciliens Verarmung durch Betrug eines Freundes möchte Urlichs auf den Vermögensverfall des jacobischen Hauses beziehen. [Als ob Jacobis Gattin oder die Fahlmer (denn Urlichs scheut sich nicht, in Cäcilien sowohl Züge von Betti wie von Johanna zu suchen) je durch Veruntreuung in Noth gerathen wären!] Nur da, wo es feststeht, daß der Dichter einen bestimmten Vorfall frei benutzt hat, darf man auch einzelne übereinstimmende Züge hervorheben; den Beweis einer angenommenen Entlehnung können nebensächliche Züge nur dann verstärken, wenn sie ganz eigenthümlicher Art sind. So schwindet also jede Berechtigung, in unserm Schauspiel „ein verklärtes und verdüstertes Spiegelbild" von Johannens willkürlich ersonnenem Verhältnisse zu Fritz Jacobi zu sehen. Bezieht Urlichs darauf sogar Goethes Worte bei der unerwarteten Nachricht, Jacobi werde nächstens wieder nach Frankfurt kommen: „Ich fühl', was in Ihnen vorgeht", so übersieht er, daß dunkle Aeußerungen in Jacobis uns fehlendem Briefe die Freundin aufregen mochten. Vielleicht hatte Goethe richtig vermuthet, daß dieser auffallende Brief vor Jacobis letzter Reise geschrieben und in Mainz liegen geblieben sei; möglich muß dies jedenfalls gewesen sein, sonst hätte Goethe gar nicht auf einen solchen Gedanken kommen können. [Ja es muß dieses fast für gewiß gelten, da Jacobi gar nicht daran dachte, im letzten Drittel des April nach Frankfurt zu kommen.] Und wie konnte Urlichs übersehen, daß der Zwist wegen „Stella" gleich am Anfange des Monats abgethan worden sein muß, während dieser Brief erst am 23. ankam. Goethes Briefe an die Fahlmer aus dem April sind von Urlichs unrichtig geordnet. XXVIII, worin er der Fahlmer meldet, er habe seine Antwort auf Jacobis heftigen Brief zurückgehalten, muß Ende März geschrieben sein, da Jacobi unmöglich nach dem Empfang der „Stella" lange mit seinem Urtheil zurückgehalten haben kann. In die ersten Tage des April fällt XXV, der mit den Worten beginnt: „Ich danke, liebe Tante, für den Brief von Fritz; er ist lieb und gut wie immer." Jacobi hatte gestanden, daß er Goethe Unrecht gethan, doch wohl den Druck des Stückes widerrathen, aber auch, wie Goethes Aeuße-

rungen beweisen, ihn aufgefordert, dem Verfasser der zum Nachtheil seines Rufes ihm zugeschriebenen Farze „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“*) nachzuspüren und ihn öffentlich zu nennen. Auf diese Angelegenheit bezieht sich auch Brief XXVI, der vor den Abdruck seiner vom 9. datirten Erklärung über den Verfasser jener Farze fällt. Kurze Zeit darauf begann er auf Johannens Zureden die Fortsetzung der „Claudine“, worauf Brief XXVII sich bezieht. Von „Stella“ ist keine Rede mehr. Ich begreife nicht, wie Urlichs die Zeit der Vollendung derselben so weit hinausschiebt, wenigstens so unbestimmt läßt, daß er nur weiß (Briefe S. 71), der fünfte Akt müsse vor dem August vollendet sein. Aus dem Briefe Goethes an Jacobi vom 21. März folgt ja unwidersprechlich, daß schon damals das vollendete Drama in der Hand des Abschreibers war. Im April schrieb Goethe die wirklich abgesandte Antwort auf den Brief, in welchem Jacobi seine besonders oder allein auf den Schluß gegründete Verwerfung des Stückes ausgesprochen hatte. [Trotz dieser unwiderleglichen Beweise wagt Arndt (S. 99) die Behauptung, im dritten Akte fänden sich Stellen, die sich nur aus Goethes Gemüthszustand nach der Schweizerreise des Sommers 1775 erklären ließen. Man sieht, wohin solche Aufspürungen führen, die von dem Gedanken ausgehen, der Dichter könne nur Gefühle schildern, die er selbst eben erlebt habe. Goethe soll also Fernandos Freude über das unendliche Glück von Stellas Verzeihung nicht haben darstellen können, ehe er von der Schweizerreise, auf der er versuchen wollte, ob er Lili werde entbehren können, zu dieser zurückgekehrt war. Zu solchem Wahn verleitet die persönliche Ausdeutung der neuern Schule. Daß die Liebe zu Lili mit an „Stella“ gedichtet habe, wer möchte dies in Abrede stellen? Aber nicht in der rohen Weise, wie man sich dies vorstellt. Arndt meint, man könne in der Annahme einzelner Züge der Liebesgeschichte des Dichters und Lilis in „Stella“ noch weiter gehen; er selbst findet das Vorbild des

[*) Der „Prometheus“, den Goethe mit demselben Briefe sendet, könnte diese Farze sein, welche die Fahlmer noch einmal zu lesen gewünscht. Freilich hindert auch nichts anzunehmen, sie habe um die Handschrift des Dramas oder um das Gedicht dieses Namens zu irgend einem Zwecke gebeten.]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im vierten Akte erwähnten Gartens in dem des Onkels Bernard zu Offenbach, das Urlichs in Pempelfort sah. Aber was hinderte an den Garten bei Wetzlar zu denken mit der Kastanienallee, den Buchen und dem Bosket, den Werther im Briefe vom 10. September so anschaulich beschreibt! Derartige Gärten waren damals in der Mode, und der Dichter verwandte sie, wo er sie brauchte, da er bei den einzelnen Zügen eben seinem dichterischen Bedürfnisse folgte.]

Urlichs schließt, nachdem er den Beweis, in „Stella" habe Goethe ein Stück aus Jacobis Leben verarbeitet, erbracht zu haben glaubt, mit dem leeren Vorwurfe gegen den Dichter: dieser habe andern gegen sich nicht gestattet, was er sich selbst andern gegenüber nicht versagt habe. Als Goethe Jacobi den Druck von „Allwills Papieren", obgleich so gute Sachen darin seien, widerrathen, habe ihn nicht blos ästhetisches Mißbehagen dazu bestimmt, sondern er habe es nicht gern gesehen, daß dieser gleiches mit gleichem vergolten und seinem Allwill unverkennbare Züge seines Bildes beigegeben. Wie aber will Urlichs beweisen, daß nicht bloß die Mangelhaftigkeit von „Allwills Papieren" Goethe bestimmt habe, da es diesen auch noch später so sehr an Durcharbeitung fehlte, daß Jacobi selbst sie „Materialien zu einem Roman" nannte. Goethe schien ein solches Auftreten seines Freundes nicht würdig, der zu einem vollen, künstlerisch gerundeten Werke die Kraft habe. Dazu aber widerte ihn der in diesen „Papieren" herrschende Ton wirklich an, Allwill schien ihm eine üble Karikatur der Genialität. Urlichs kann keinen einzigen individuellen Zug nachweisen, den Goethes Fernando von Jacobi habe, wogegen Jacobi einzelne Aeußerungen, die er und andere über Goethe gethan, sowie briefliche Worte Goethes selbst unverändert aufgenommen hatte, und es stand zu fürchten, die Welt werde in Allwill sein wirkliches Abbild statt eines Zerrbildes eines haltlosen Genies sehen, wenn sie nicht etwa, wie es wirklich geschah, diese „Papiere" Goethe selbst zuschrieb. Und hatte er nicht dasselbe Recht, Jacobi von der Herausgabe von „Allwills Papieren" abzurathen, wie es dieser kurz vorher in Bezug auf die lenzischen Briefe über Werthers Moralität gethan? Ja es war nicht bloß Recht, sondern Freundespflicht. Und wie unedel würde sich Jacobi gezeigt haben, wenn er, nachdem er seine Entrüstung darüber heftig geäußert,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß Goethe Züge von seinem Verhältniß zu Johanna (nach der Annahme von Urlichs) dichterisch so verklärt hatte, daß niemand die Beziehung herausfinden konnte, jetzt selbst in seinem Allwill ein so widerwärtiges Bild seines Freundes aufgestellt, wenigstens so deutliche Züge von ihm demselben einverleibt hätte, daß man auf diesen hinwies! Wie wenig Jacobi solche Benutzung einzelner Züge mißbilligte, ergibt sich aus der ein Jahr spätern Aeußerung an Wieland: „Freilich hat Betti zu meinem Ideal gesessen, daß ich sie ein paarmal an meinen Schreibtisch geholt. Uebrigens aber protestire ich gegen alle weitere Applikation so wohl im Vergangenen als im Zukünftigen. Ein Maler kann nach seiner eigenen Gestalt einen Alexander malen, so daß ihm das Bild sehr ähnlich ist bis auf einige veränderte Züge, die gerade diejenigen sind, die das Bild zu einem Alexander machen. Eben so viel Dichtung und noch mehr ist bei Schilderung von Situationen möglich oder schleicht sich ein, wissentlich und unwissentlich". Und doch soll Jacobi nach Urlichs deswegen über „Stella" so in Zorn gerathen sein, weil sie einige ganz unverkennbare Züge des Verhältnisses zwischen ihm und Johanna enthalten habe, obgleich Swifts unselige Liebesleidenschaft als Quelle des Stückes offen vorlag. [Davon, daß Johanna selbst die vier ersten Akte des Stückes, in welchen das ganze Verhältniß Fernandos zu den beiden Frauen schon vorlag, mit größter Befriedigung gelesen, während sie doch noch eher als Urlichs die Beziehung hätte herausfinden müssen, will ich gar nicht reden. Nahm sie wirklich, worüber kein bestimmtes Zeugniß vorliegt, am Stücke Anstoß, so traf dieser bloß die Entwicklung, die aber durchaus abwich von der von Urlichs angenommenen wirklichen Beziehung Jacobis zu Betti und Johanna.]

II.

Vorstehend habe ich meinen „Die Quelle von Goethes Stella" überschriebenen, in der Beilage zur (augsburger) „Allgemeinen Zeitung" 1876 Nro. 5 gedruckten Aufsatz, wesentlich unverändert mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einigen in Klammern geschlossenen Zusätzen und Anmerkungen abdrucken lassen. Von allen, welche, so viel ich weiß, später über die Stellafrage sich geäußert, ist er übersehen, wenigstens übergangen worden. Einen Monat vorher hatte „Im neuen Reich" (1875 Nro. 48) eine Arbeit von W. Scherer gebracht unter der etwas seltsamen Ueberschrift „Goethes Adelaide" (denn diesen poetischen Namen gab Goethe der „Tante", dem „Täntchen" nicht), der mit den Worten schloß: „Ob ihre Gestalt etwa in seinen Dichtungen fortlebt, bleibt zu untersuchen. Ich könnte mir denken, daß die von Trauer gebeugte, aber selbstlose und in hoher Gesinnung versöhnliche Cäcilie der ‚Stella' den allgemeinsten Motiven nach ein Abbild der schwermüthigen Adelaide aus der ersten frankfurter Zeit wäre." Im Februar 1876 folgten in der „Deutschen Rundschau" (II, 4) Scherers „Bemerkungen über Goethes Stella", in welchen das ganze Problem, ohne alle Einzelheiten neu zu behandeln, noch einmal geprüft werden sollte. Die Betrachtung von Urlichs sei wohl nicht so sehr bestimmt, die bisherige Forschung abzuschließen als neue anzuregen: manches werde hinzuzufügen, manches auch wohl abzuziehen sein. Wenn Goethes Briefe an die Fahlmer Urlichs auf seine Ansicht gebracht, so hatte Scherer durch Ernst Martin manches über die Familienverhältnisse Jacobis aus dem Nachlasse seines Bruders Johann Georg erfahren, was zu einer andern Lösung zu führen schien.

Bei Scherers Streben, überall persönliche Beziehungen auszuwittern, mußte ihm die Stelle Goethes, von welcher Urlichs ausgegangen, hoch willkommen sein. Zu den Worten: „Wenn du wüßtest, wie ich sie [‚Stella'] liebe, und um deinetwillen liebe!" macht er die Bemerkung: „Wie kann einer seine eigene Arbeit um eines andern willen lieben? Doch nur, weil er sich von diesem andern besonders verstanden glaubt, weil er diesem andern etwas besonders Liebes damit erzeigt zu haben glaubt — mit einem Worte: weil für diesen andern eine spezielle persönliche Beziehung in der Arbeit liegen sollte." Die beiden ersten weil geben wir zu, wenn wir auch statt Arbeit lieber Dichtung und statt verstanden empfunden setzen möchten, aber sein mit einem Worte gibt nicht eine nähere Erklärung oder Verallgemeinerung, es macht einen durch nichts begründeten Sprung auf das, worum es Scherer zu thun ist, der einfach über

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sieht, daß Goethe das Drama um Jacobis willen deshalb liebt, weil dieser seine ganze Seele darin fühlen werde. Mit dieser einfach natürlichen Deutung stimmen Goethes Briefe an die Fahlmer. Er schreibt dieser einmal: „Fritzen wird das Stück von Ihrer Hand gewiß zehnmal lieber." Wenn schon die glühende Darstellung der „Stella" die Seele des Freundes tief ergreifen muß, so wird sie diesem noch viel lieber, wenn er sie, statt von einer steifen Kanzleihand, von der so innig verbundenen, seinen ganzen Werth fühlenden Freundin geschrieben sieht. In der Aeußerung: „‚Stella' ist schon Ihre, wird durch das Schreiben [Abschreiben] noch Ihrer. Was wird Fritz für eine Freude haben?" bezieht sich das Ihre darauf, daß sie das mit glühender Seele gedichtete Stück, soweit sie es kennt, sich ganz angeeignet hat. Mit Recht bemerkt Schröer, nach diesen Aeußerungen scheine es ihm mit Händen zu greifen, daß Jacobi und die Fahlmer nicht den Anlaß zur „Stella" gegeben, sondern Goethe sie für das geeignete Publikum gehalten, das Stück mit empfänglicher Seele aufzunehmen.

Für die Beziehung des Stückes auf Jacobi spricht nach Scherer die Zeit der Dichtung; denn Goethe schrieb sie „unmittelbar, nachdem Fritz Jacobi bei ihm gewesen war und ihm sein ganzes Innere aufgeschlossen hatte". Aber Jacobi war in diesem Winter zweimal in Frankfurt, auf der Hin- und Herreise nach Karlsruhe, einmal fast vier Wochen bis zum 5. Februar, dann vom 23. Februar bis zum 2. März. Wenn Jacobi wirklich, wie Scherer annimmt, das that, was er im Briefe vom 6. November Goethe versprochen hatte, „ihm in dieser oder jener Stunde erzählte, in was für Fesseln man ihm von Kindesbeinen an Geist und Herz geschmiedet, wie man alles angewandt, seine Kräfte zu zerstreuen, seine Seele zu verbiegen", so wird dies doch wohl beim ersten längern Besuche geschehen sein, und man sollte denken, zwischen diese beiden Besuche, schon in die erste Woche des Februar, werde der Beginn des Stückes fallen, wenn es durch Jacobis Erzählung angeregt worden sein soll. Allein wenn Jacobi Goethe nichts weiter berichtete, als was er in jenem Briefe verspricht, so hatte er gerade das nicht berührt, worauf es Scherer ankommt, das Doppelverhältniß zu Betti und Johanna, er hatte nur des Zwanges gedacht, in welchem ihn sein Vater ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

halten, der ihn mit Gewalt zum Handelsstande bestimmte, und selbst davon wird er nicht in scharfer Weise gesprochen haben, da das arge Zerwürfniß mit seinem Vater schon vorüber war, in dessen Angelegenheiten er eben nach Karlsruhe reiste. Und wer sagt uns denn, wann Goethe den Plan zu „Stella" gefaßt hat? Wissen wir doch, daß es oft lange Zeit dauerte, ehe er zur Ausführung seiner Plane schritt. Könnten die Plane zu „Stella" und „Claudine" nicht schon in das Jahr 1774 fallen? Wir wissen nicht genau, womit er in den „einigen sehr produktiven Tagen" beschäftigt war, deren er sich am 13. Januar gegen Knebel rühmt. Wenn er im April nach Vollendung der „Stella" zur „Claudine" zurückkehrte, sie „aufgrub", wie er an die Fahlmer schrieb, so könnte er diese im Februar haben liegen lassen, um „Stella" zu vollenden, zu welcher ihn eben die Leidenschaft für Lili trieb. Und Scherer gesteht ja selbst zu, daß die Handlung des Stückes durch Swifts Liebesabenteuer veranlaßt sei. Bei dem neuerdings so meisterhaft ins Leben gesetzten Vermuthungsspiele könnte man sich auch denken, im Januar sei durch die Erzählungen Jacobis der Plan der „Stella" mit Beziehung darauf verändert worden, schwebte nicht die Annahme, Goethe habe von einem Doppelverhältnisse Jacobis zu beiden Frauen etwas gewußt, völlig in der Luft.

Doch hören wir Scherers weitere Beweise. Eine Aeußerung von Betti „belege unzweifelhaft", Goethe habe „sich erwägend und fragend mit Jacobis Verhältniß zu ihr und zu Johanna Fahlmer beschäftigt". Sehen wir zu! Bettis launige Antwort an Goethe vom 6. November 1773 schließt mit den Worten: „Daß die Tante [Johanna] und ich unsern ebenen und geraden Weg neben einander ohne stumpen und stolpern gehen, ist wahr, obgleich noch wohl immer ein Räthsel für den Herrn Doktor Goethe Lobesan." Betti deutet hier auf einen launigen Ausdruck Goethes, der einmal gemeint hatte, zwei so verschiedene Naturen wie die heitere Betti und die schwermüthige Fahlmer würden wohl nicht gut lange zusammen auskommen. Von einer Beziehung beider auf Jacobi ist hier gar keine Rede; und wer berechtigt Scherer, Goethe eine solche Plumpheit zuzumuthen, daß er hätte äußern können, sie würden sich nicht wohl vertragen, weil sie auf einander eifersüchtig seien, und dies zur Zeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Niederkunft Bettis, der Johanna mit herzlicher Sorge zur Seite stand. Auch übersieht Scherer, daß er hiermit die Kenntniß des „zum Nachdenken reizenden Verhältnisses" dieser drei Menschen, die er eben erst 1775 erhalten haben sollte, sogar vor dessen persönlicher Bekanntschaft setzt. Von jener Briefstelle bemerkt Schröer mit vollem Recht: „Da ist weder ein Leiden noch eine Leidenschaft zu erkennen."

Unser Entdecker schickt sich nun an, die Aehnlichkeit des Verhältnisses der beiden Frauen zu demselben Manne in der „Stella" und in Jacobis Leben nachzuweisen. Jacobis „Woldemar" (in der ersten Fassung von 1777 „Liebe und Freundschaft" überschrieben) drehe sich, bemerkt er, wesentlich um die Beziehung zwischen Woldemar und Henriette, d. h. Fritz Jacobi und Johanna. Aber zu dieser Gleichstellung sind wir durchaus nicht berechtigt, wenn auch freilich ein entfernt ähnliches Verhältniß vorliegt. Henriette erklärt nie heiraten zu wollen; sie empfindet nur die reinste, heiligste Freundschaft, die nie in Leidenschaft der Freundschaft ausarten kann; sie hat Woldemars Ehe mit ihrer Freundin Alwine bewirkt und steht beiden, die sie gleich liebt, mit schwesterlicher Treue zur Seite, bis Woldemar mit Bitterkeit gegen sie erfüllt wird. Johanna fand Jacobi schon verheiratet, als sie nach längerer Entfernung Düsseldorf wiedersah, wo sie als Jugendfreundin Jacobis beider Gatten vollstes Vertrauen besaß. Henriette hat abweichend von Johanna drei Schwestern. Sie ist, was sich bei Johanna nicht findet, etwas verwachsen, so daß sie am linken Fuße einen höhern Absatz trägt.

Freilich bringt Scherer Licht in die Verwirrungen des jacobischen Kreises im Laufe des Jahres 1770, aber wir gewinnen dadurch nichts zur Aufklärung des bei „Stella" zu Grunde liegenden Stoffes, nur löst sich die von Urlichs zu Hülfe gerufene heftige Leidenschaft Johannens zu Jacobi in ihr Nichts auf. Hören wir den Stand der Sache, wie ihn Scherer aus den Briefen in J. G. Jacobis Nachlaß herausgefunden. Im Jahre 1769 trat ein schweres Zerwürfniß zwischen Jacobi und dessen Vater ein. Der erstere, der eben seine Frau ins Geschäft gezogen und deshalb Johannens Erzieherin, die Bogner, zur Führung des Haushaltes ins Haus genommen hatte, gerieth in schlechten Ruf, wozu die nächste

Veranlassung das unglückliche Bekanntwerden einer Jugendsünde gab; man behauptete, er führe ein ausschweifendes Leben, halte sich Geliebten und stehe auch mit der Bogner in sträflichem Umgang. Der Vater, durch böse Zwischenträger auf Fritz erbittert, verbot den Seinigen den Umgang mit diesem und dessen Hause. Vergebens suchte Johanna zu vermitteln; sie und Betti baten den ältern Bruder, um jeden Preis den Vater zu versöhnen. Die Bogner begab sich, um dem schmählichen Verdacht zu entgehen, zur Familie Clermont in Vaels. Die Vermuthung liegt nahe, daß die Verleumdung auch Johanna nicht verschont, und diese deshalb gleichfalls Düsseldorf verlassen, aber dies ist eben nur Vermuthung, die durch dasjenige, was Urlichs angibt, entschieden widerlegt wird. Nach diesem (Briefe S. 6) ging Johanna ihrer Kränklichkeit wegen nach Spaa und Aachen, kehrte aber nachdem sie ihre Krankheit überstanden, nach Düsseldorf zurück; der Besuch der Bäder war demnach keine ihr aufgedrungene Trennung von dem geliebten Freunde, wie es Scherer darstellt. Die Schwermuth, in welche sie fiel, und die „andern als physische Leiden" waren wohl zum Theil Folge der Krankheit, wie schwere Krankheiten nicht selten eine Aenderung der Gemüthsstimmung zur Folge haben, wobei freilich die Noth, welche Fritz Jacobi und seine Gattin durch die arge Verleumdung und das Zerwürfniß mit der Familie erlitten hatten, mitwirken mochte. Erst im Juni 1772 zog sie mit ihrer Mutter und dem Galerieinspektor Mannlich von Düsseldorf nach Frankfurt. Daß es ihr schwer fiel, sich von dem jacobischen Hause zu trennen, wo jetzt wieder alles in bestem Stande war, dürfen wir glauben. Scherer muß zugeben, daß Jacobis Roman „Liebe und Freundschaft" in dem Verhältnisse zwischen Woldemar und Henrietten keineswegs ein treues Bild der Stellung Jacobis zu Johanna gibt, dennoch benutzt er ihn, um eine innere Verwirrung zwischen Fritz und der Freundin durch haltlose „Vielleichts" in das Lebensbild Johannas zu bringen, womit eben nichts gewonnen, nur ein böser Schatten ohne Noth darauf geworfen worden. Nach allem, was wir von Johannens Mutter wissen, stand diese zu ihrer Tochter nicht freundlich; ihr „ander garstig Verhältniß", dessen Goethe am 14. August 1774 gegen Jacobi gedenkt, war wohl das zu dieser, welche sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch gezwungen haben wird, ihr nach Frankfurt zu folgen. Zu weitern Vermuthungen fehlt es an Haltpunkten, selbst über des Galerieinspektors Mannlich Stellung zur Familie. Aber sogar nach allen Voraussetzungen Scherers bildet das Verhältniß zwischen Fritz Jacobi und der Fahlmer keinen Punkt, der von Goethe in der „Stella" hätte benutzt werden können.

Aber dieser mochte den Versuch nicht aufgeben, eine gewisse Beziehung des Stückes auf Jacobi, mit welchen Mitteln es auch sei, herauszubringen. Jacobi, meint er, könne anfangs 1775 Goethe auch gestanden haben, daß er eine Dienerin seines väterlichen Hauses verführt hatte und durch sie Vater eines Kindes geworden sei. Doch hatte er diese nicht hülflos gelassen, sondern für beider Auskommen gesorgt. Gretchens Schicksal im „Faust" sei wohl ein Phantasiebild, was aus Friederiken hätte werden können, wenn er sich dem leidenschaftlichen Zuge seines Herzens (?) überlassen hätte. Wer wird an eine solche Vorspiegelung glauben, da zu Gretchen vielmehr die Grundzüge in Goethes erster Liebe lagen und die Verführung dem Dichter durch die Sage gegeben war! „Diese Analogie zwischen dem wirklichen Schicksal (?) eines Freundes und dem möglichen eigenen Schicksale, die Vorstellung, daß ein solches Mädchen doch wie eine Frau anzusehen sei, welche wiederkommen und Ansprüche erheben könne, dies war es vielleicht, was den stärksten Impuls zur ‚Stella' gab. Deshalb vielleicht trat Cäcilie in eine etwas tiefere Sphäre und sollte sich in eine dienende Stellung begeben." Man muß den dramatischen Drang des Dichters und die Art, wie er die dichterische Fabel sich schafft, ganz aus den Augen lassen, um solchen phantastischen Träumen sich hinzugeben. Goethe, der gerade die Macht der Liebe in mancherlei Weisen dramatisch zu gestalten sich getrieben fühlte (man denke an „Erwin" und „Claudine"), mußte von Swifts Geschick lebhaft ergriffen werden, das ihm Gelegenheit bot, das Glück und Unglück der Liebe in zwei, einem haltlosen Verführer ihre ganze Seele hingebenden Frauen darzustellen, woraus denn die Gestalten Stellas und Cäciliens, die gegensätzlich ausgeführt werden mußten, sich von selbst d. h. durch seine mächtige Gestaltungskraft, herausbildeten. Besonders zog ihn die Liebesheldin an, in welche er die unendliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glutkraft der Liebe, wie er sie in Lili ersehnte, ausprägen wollte, und da war nichts natürlicher, als daß gerade die erste Lilizeit diese Frucht trieb. Die Jugendsünde Jacobis mit Anna Katharina hätte man still im Nachlasse seines Bruders ruhen lassen sollen; dem Dichter bot sie keinen Stoff, der ihn ja viel glücklicher in Swift fand. Daß in Fernando Goethe und Jacobi zusammengeflossen seien, wie in Jacobis Allwill und Woldemar Züge beider Freunde sich finden, ist eine durch nichts gerechtfertigte Behauptung. Freilich zeigt Fernando ebenso wie Werther, wohin es führt, wenn man dem Herzen allen Willen thut, nicht auf die Stimme des Gewissens hört, und auch Goethe wurde von seinem entzündlichen Herzen mächtig hingerissen, aber er wußte, wie schmerzlich es ihm auch sein mochte, sich zeitig zu fassen, auf die Stimme des „Nicht zu weit!" zu achten. Scherer bemerkt: „Goethe sieht Menschen um sich, die Sklaven ihres Herzens sind: er selbst fühlt diesen Tyrannen in seiner Brust, er selbst hat sich seiner Macht nicht stets entzogen, er selbst hat die Wonne der Ruchlosigkeit gekostet. [Dies müssen wir doch entschieden verneinen!] Diesen Menschen sagt er zum Trost, und er tröstet sich selbst damit: ‚Euer Gebieter ist ein schlimmer Feind, ich sehe, wie ihr gepeinigt seid; aber eins gibt es, was euch heilen wird: allgegenwärtiger Balsam allversöhnender Liebe'." Ich sehe nicht, wie Goethe in der „Stella" einen solchen ruchlosen Trost geben soll. Das Drama lehrt nur das eine, daß die Macht wahrer Liebe auch die Eifersucht überwinden könne; wie die Heldin die Glutkraft der die ganze Seele verschlingenden Liebe, so zeigt die entsagende Cäcilie die Großherzigkeit der Verzichtung zu Gunsten der jungen Freundin, der eine gleiche Entsagung unmöglich ist. Will Scherer seine Behauptung durch die von Goethe in Bezug auf „Stella" an die Fahlmer gerichteten Worte belegen: „Ich bin müde über das Schicksal unseres Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen; sie sollen sich erkennen, wo möglich, wie ich sie erkannt habe, und sollen wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe werden", so verkennt er, daß stärker gerade auf den Widerstand deutet, und Goethe, wenn er sich auch selbst zu diesen entzündlichen Menschen rechnet, doch nicht blos die diesen meistens fehlende Selbsterkenntniß, sondern auch die Stärke

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich zuschreibt. „Was braucht es mehr des Kommentars?“ bemerkt Scherer: und doch hat er gerade den Sinn dieser Worten unglücklich mißverstanden!

Hiermit aber begnügt er sich nicht. Schon im Jahre 1773, als Jacobis Gattin zu Frankfurt mit Goethe verkehrte, als er selbst diesen „noch nicht mochte“, läßt er ihn über das Verhältniß Fritzens zu Betti und der Fahlmer zweifeln, wobei er sich auf die von uns oben besprochene Aeußerung Bettis stützt, welche er so sonderbar deutet. „Er sah das liebenswürdige Täntchen schwermüthig und sehnsüchtig; er war vielleicht geneigt, an eine Schuld Fritzens zu glauben. Er mußte ihn nach den Schilderungen, die er empfing, sich selber ähnlich denken; er traute ihm verwegenes Spielen mit Frauenherzen zu: daraus nothwendig folgend Schwanken, Bedrängniß, Zwiespalt.“ Das sind doch nichts als lauter Seifenblasen! Persönlich zog ihn damals Jacobi gar nicht an, von dem die Frauen ihm nur den besten Begriff zu machen suchten; trotz der Liebenswürdigkeit von seiner Frau, Schwester und Tante wollte er gar nichts von diesem wissen, der von ihm wie von einem Hundejungen gesprochen hatte. Wie wäre es möglich, daß er aus den Unterredungen mit den ihm zunächst stehenden Frauen einen solchen Begriff von Jacobi bekommen hätte! Scherer fährt fort: „Er lernte ihn kennen und lieben. Nun wurde er ihm erst recht interessant, nun wurde ihm seine Geschichte erst recht ein Problem. [Noch Ende 1774 wußte er nichts von Jacobis Jugend!] Und wenn vollends Fritz ihm vielleicht seine Schuld gegen Anna Katharina erzählte [wie hätte er dazu kommen können!] und er sich an Friederike erinnert fühlte [welch ganz anderes Verhältniß!] . . ., die Aehnlichkeit zwischen ihm und Fritz sich neu zu bewähren schien, während sein stürmisches Herz von einer neuen Leidenschaft entflammt war und er doch, dem Freunde hierin überlegen, auf die Rechte dieses Herzens nicht mehr trotzte: so stand das Gerüst des Stückes in seiner Phantasie fertig. Cäcilie sank etwas, insofern sich Anna Katharina und Adelaide verschmolzen. Dadurch hob sich Fernando ein wenig.“ Welche Seltsamkeiten! Um das Gerüst zu bauen, das in dem Stoffe selbst gegeben war, nur durch freie dichterische Gestaltung ausgeführt werden mußte, soll der Dichter nach Zügen

aus Jacobis Leben betteln gehen, um aus ihnen seine Cäcilie zusammenzuschweißen, und seinen Fernando aus so viel Gewichtstheilen Jacobis und so vielen eigenen zusammensetzen. Eine solche Konstruktion ist wie rein willkürlich erdacht, so des wahren Dichters unwürdig, der wohl zu seinen Gestalten diesen oder jenen Zug nehmen, wie er selbst einmal sagt, sie mit hervorstechenden Eigenschaften bestimmter Personen tingiren kann, aber sie aus dem vollen schafft, sie aus dem Boden der Handlung hervorwachsen läßt. Bei Scherers persönlichen Deutungen schwindet jede Kunst dichterischer Komposition, welche die Fabel von innen heraus bildet.

Aber Fernando soll auch ein „reuiges Bekenntniß" Goethes sein, wie nach seiner eigenen, freilich nicht streng zu nehmenden Aeußerung Weislingen und Clavigo. In dieselbe Reihe sollen denn auch Fausts Gretchen, ja „der untreue Knabe" der Ballade gehören. Freilich ist es bequem, bei jeder Verführungsgeschichte, die Goethe gedichtet, diesen selbst unterzuschieben, obgleich wir von keiner eigentlichen Verführung desselben wissen. Was wird damit aber im Grunde gewonnen? Mit welchen Augen würde Goethe eine solche Beschuldigung vor den Kopf angesehen und wie lustig den Literaturprofessor, wenn er so etwas von ihm geäußert, abgefertigt haben! Der Geschichtsprofessor Luden konstruirte Goethe einmal in ähnlicher roher Weise die Entstehung seines „Faust", in den der Dichter manche Vorgänge seines Lebens, die ihn reizten oder beschäftigen, verarbeitet habe, wie z. B. die Verführung eines Mädchens zur Schöpfung Gretchens Veranlassung gegeben haben möge. Goethe rächte sich in seiner Weise an ihm dadurch, daß er ihn mit dem Paradoxon ergetzlich neckte, es gebe keine Wahrheit in der Geschichte. Es ist wahrlich ein schlechter Lohn für die gelungene Darstellung, wenn man deshalb den Dichter selbst der von ihm geschilderten Schuld zeiht! Wo bleibt da das deutsche Gewissen!

Da es sich aber bei „Stella" um eine Doppelliebe handelt, so fragt sich Scherer, ob Goethe nicht auch eine solche einmal erlebt. Da müssen denn zunächst die beiden Tanzmeisterstöchter zu Straßburg herhalten, obgleich Goethe diese Geschichte erst spät in „Wahrheit und Dichtung" frei novellistisch ausgestattet hat und von einem leidenschaftlichen Verhältniß von Goethes Seite eigentlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gar keine Rede sein kann. Dann hören wir, daß „seit der Mitte Januar 1774 die Gestirne Lotte und Max gleichzeitig an seinem Himmel standen, so daß sich ihr Licht vermischte". Aber beide waren damals schon verheiratet und Goethe hatte ihnen als ehrlicher Mann entsagt, wie tief er auch das Unglück der Brentano bedauerte, das ihn zur endlichen Ausarbeitung seines „Werther" trieb. Die Jahre 1773—1775 sind für die Doppelliebe Goethes so wenig ergiebig, daß Scherer außer der mit der Liebe zu Lili gleichzeitigen herzlichen Beziehung zur Gräfin Auguste von Stolberg nichts anzuführen weiß. Und doch ist der ideelle Drang nach der letztern, diesem Schutzgeiste in der Noth, von durchaus anderer Art und konnte unmöglich ein Vorbild zu den Entwicklungen der „Stella" bilden. Nicht zufrieden mit der Ueberlieferung schiebt Scherer Goethe auch Jacobis Lucie aus „Allwills Papieren" zu. Die dort auftretende Sylli sei das Abbild von Johanna.*) Dagegen stellen wir das entscheidende Zeugniß von Jacobi selbst in einem Briefe an die Laroche: zu seiner Sylli habe ihm kein sterbliches Wesen gesessen; bei den in ihrem Namen geschriebenen Briefen habe er sich in einer Situation befunden, wo ihm alles, was sie sagt, geradeswegs aus eigenem Herzen gekommen. Zum Portraitmalen, fügt er hinzu, habe er überhaupt nicht das mindeste Geschick. Wie soll

*) Alle Schicksale Syllis sind durchaus verschieden von denen der Fahlmer. Mit fünfzehn Jahren verlor sie die Mutter, ihr Vater „begrub sich in ein Karthäuserkloster". So kam sie mit ihrem Bruder Clemens „unter Vormundschaft, und in eine so verwirrte Lage, daß ihr Herz dabei um und um wund werden mußte". Sie war „etwa einundzwanzig Jahre alt", als einer ihrer Jugendgenossen August Clerdon sie wiedersah und heftigste Liebe für sie empfand, „ein feuriger Mann, von überschwenglichem Geist, aber sehr unstetem Sinne". Obgleich sie ahnte, daß dieser sie unglücklich machen würde, liebte sie „den herrlichen Menschen" und heiratete ihn. Sie zog mit ihm nach E., wo er eine der ansehnlichsten Stellen bekleidete. Drei Jahre nachher starb er in der Verwicklung eines durch niederträchtige Treulosigkeit gegen ihn angesponnenen Handels, der ihm die völlige Zerstörung seiner äußerlichen Glückseligkeit drohte. Die Durchführung des Rechtshandels nöthigte sie in E. zu bleiben, das sie nie geliebt hatte; ihre ganze Seele hing nach C., wo alles, was sie noch an die Erde fesselte, vereinigt war. Dort lebte ihr Schwager, mit dem sie sich über manches vollkommen, über vieles sehr gut verstand, über einiges aber auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man es nennen, wenn Scherer sich ohne Rücksicht auf sprechende Zeugnisse die Sachen ganz willkürlich zurecht rückt! Da sich Jacobis „Allwill" nicht eben durch große Erfindungskraft auszeichne, so werde auch Lucie, deren Tod nach Syllis Briefe Allwill sei, eine wirkliche Person aus dem Jacobi und Goethe bekannten Kreise sein, auf die Goethe verderblich gewirkt habe. Warum auch nicht gar Nannchen, da Allwill Lucien seinen Abschied von dieser mit ziemlich pathetischer Laune erzählt hatte! Die ganze Gewissenlosigkeit, welche Sylli von Allwill berichtet, muß in Jacobis Namen Goethe aufgehalst werden, damit Scherers grausamer Scharfsinn zu Recht komme. Und doch hat letzterer selbst gestanden, daß Allwill kein bloßes Abbild Goethes sei, Jacobi auch sein eigenes Verhältniß zu Johanna romanhaft dargestellt habe. Und doch spielt dieser Allwill gar nicht in Goethes Kreise, sondern in dem jacobischen, da wir ihn bei Clerdon (Jacobi) finden, der in C. wohnt, das Düsseldorf sein soll, wie E. Frankfurt, Hainfeld (Scherer übersieht, daß nach Wielands „Merkur" Heimfeld Druckfehler für Hainfeld ist, den freilich Jacobi später stehen ließ) Pempelfort. Im Grunde treffen diese Ortsbestimmungen gar nicht zu, da die ganze Geschichte an die Donau verlegt ist, was freilich nicht hindert, daß Jacobi die heimischen Orte im Sinne hatte, und z. B. Hainfeld, das Gut der Frau von Steinach oder Reinach, der Tante von Heinrich Clerdons Gattin, einer geborenen von Walberg, Kastanienalleen und Boskete wie Pempelfort hat. Natürlich fehlt es Scherer nicht an einer Vermuthung, wer jene unglückliche Lucie gewesen sei. Er entdeckt sie in Antoinette Luise Gerock; diese sei die einzige von Goethes frankfurter Freundinnen, welche nachweislich auch mit den Jacobis in Verbindung gewesen. Auch diese Behauptung ist nicht richtig. Die Fahlmer stand auf freundlichstem Fuße mit der ganzen Familie

nur kaum erträglich. Trotz allem diesem behauptet Scherer (Im neuen Reich S. 845), Syllis äußere Schicksale seien zum Theil denen Stellas nachgebildet. Jacobi soll sein eigenes Verhältniß zu ihr schildern nach ihrer Trennung von Düsseldorf, was, wie wir sahen, Jacobi selbst entschieden leugnet. Freilich sehnte sich Johanna nach ihrem lieben Düsseldorf zurück, aber daß sie sich so unglücklich gefunden wie Sylli, daß sie Goethe für einen so gefährlichen Menschen gehalten habe, wie diese den Allwill, davon findet sich keine Spur.

Gerock, in welche sie auch Betti Jacobi einführte, und es kann keine Frage sein, daß auch Jacobi bei seinem Aufenthalt zu Frankfurt diese Familie besuchte, in welcher damals drei, ja vier erwachsene Töchter waren. Scherer erinnerte sich nicht, daß Betti Jacobi am 6. November 1773 an Goethe schrieb: „Bereits seit einigen Tagen lauerte ich auf einen wohlstudirten Glückwünschungsbrief [zu ihrer Niederkunft] von Käthchen, Charlotte, Antonette oder Nane; oder dachte, Antoinette wenigstens würde sich mit einem Jubelgeschrei vor meinem Bette einfinden." Es sind die vier ältern Töchter Gerocks gemeint, Charlotte, Antoinette, Käthchen und Anna.*) Sie nennt Käthchen an erster Stelle auch gleich darauf, wo die Schwestern einfach als die übrigen bezeichnet werden. Betti erwartete von Goethe deren Porträts. Dieser aber erwiderte: „Die Gerocks haben Sie von Herzen lieb, sind aber übel daran. Käthchen ist krank, die Antoinet hat mehr Begierden als für diesmal befriedigt werden können. Und ich meide sie, weil ich nichts Besseres zu würken Kraft habe. Daran liegts auch, daß Sie noch kein Porträt haben." Scherer selbst gesteht, daß Goethe mit Antoinette, wie mit den übrigen Schwestern, brüderlich unbefangen stand. Und doch soll Antoinette Gerock unter der Lucie gemeint sein, von der Sylli schreibt, sie sei von Allwill (nach Scherers Deutung Goethe) hingewagt worden (denn sie sterbe) und ihr Tod sei Allwill. „Nie war der Holden ein Jüngling erschienen, wie Allwill — so sinnend, so bescheiden, und zugleich so voll Geist und edlen Eifers. Keine Tugend, keine Liebenswürdigkeit, die sich nicht in ihm abspiegelte, wie Sonn' im Meer, und das so ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur. Ueberall in vollem Entzücken für fremdes Verdienst, war sein einziges Bestreben, daß er nur gelitten würde. Eine so rührende Einfalt, bei so vielen Vortrefflichkeiten, bei dem schönsten Jugendglanz mußte jedweden bezaubern.

*) Vgl. meine „Frauenbilder aus Goethes Leben" S. 140. Von Loeper vermuthete (Briefe Goethes an Sophie von La Roche S. XIII), die Laroche habe die Schwestern bei den „drei ältlichen unverheirateten Frauenzimmern" in „Rosaliens Briefen" Nr. 79 im Sinne, die vollständig erst 1779 bis 1781 erschienen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch gab es niemand, wie ehrenreich er war, der sich nicht gern Eduards Freund nannte . . . Unserer Lucie — dies alles vor Augen! . . . O ich seh' den Engel — still, unsichtbar in der Ferne schweben — beten für denselben Jüngling — Entzündet nur in Freude, in reiner Engelsfreude über den Edeln! und dennoch wars Gift!" Wir haben die Stelle vollständig gegeben, damit man sich überzeugen könne, wie das hier von Allwill gegebene Bild weit entfernt ist, auf Goethe zu passen, der sich so gern ganz unbefangen hingab. Scherer bemerkt, Goethe habe an Antoinette Gerock geschrieben, auch wenn er nur kurz vor Frankfurt gewesen. Das wird dadurch begründet, daß Goethe einmal im November 1772 von Darmstadt aus, wir wissen nicht auf welche Veranlassung, an Antoinetten einen Brief richtete. Damit kann doch wohl nicht bewiesen werden, daß er ihr auch von Wetzlar aus und von der Schweizerreise geschrieben habe. Goethe ging seit frühester Zeit, noch ehe er nach Leipzig zog, im Hause der Gerocks, mit denen seine Schwester innig befreundet war, ein und aus, ohne je eine zärtliche Neigung zu einer der drei ältern enthusiastisch an ihm hängenden, von seinem Wesen bezauberten Mädchen zu fühlen, von denen Merck schon 1772 schrieb, sie seien ganz nach Goethes Ideal gebildet. Nach der aus bester Quelle fließenden Ueberlieferung, die ich Frau Marie Belli-Gontard verdanke, flogen alle drei ihm an den Hals, so oft er sie besuchte. Damit stimmt Kestners Tagebuchbericht vom 22. September 1772: „Unvermuthet begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu. Sie küßten sich herzlich; es war die Schwester*) der Antoinette." Von letzterer und ihrer enthusiastischen Bewunderung für ihn, auch wohl ihrem idyllischen Drange, muß Goethe in Wetzlar erzählt haben. Ihrer Eigenheit wegen bevorzugte er sie wohl vor den Schwestern, doch ohne daß eine Herzensneigung sich eingemischt hätte. Es heißt doch die wirkliche Lage der Dinge verschleiern, wenn Scherer übergeht, daß neben Antoinette zwei bis drei herangewachsene Schwestern standen, die gleichfalls von ihm bezaubert waren und auf seine

*) Wohl die älteste, Charlotte.

brüderliche Freundschaft Anspruch erhoben. Aber nicht in sie, sondern in die älteste Tochter des Kaufmanns Münch lief er Gefahr sich zu verlieben. Als Charlotte und Käthchen*) Gerock auf den Ball wollen, putzt er diese dazu auf, aber er selbst begleitet sie nicht, sondern geht mit Antoinetten und Nannen in der Nacht über die Brücke spazieren und übersetzt ihnen später zu Hause den Homer. Antoinettens liebevolle, heitere Schwärmerei bezeugt das, was er von ihrem Nachtspaziergang über die Brücke berichtet: „Das Wasser ist sehr groß, rauschte stark und die Schiffe alle versammelt in einander, und der liebe trübe Mond ward freundlich gegrüßt, und Antoinette fand da alles paradiesisch schön und alle Leute so glücklich, die auf dem Land leben und auf Schiffen und unter Gottes Himmel. Ich lass' ihr die Träume gern, macht' ihr noch mehr dazu, wenn ich könnte." Als in derselben Nacht ein Sturm ausbrach, dachte er an die Schiffe und Antoinetten und ließ sich wohl sein in seinem „zivilisirten Bette".**) Hiernach schwärmte sie für das Leben in der freien Natur. Das brüderliche Verhältniß zu den Gerocks erhielt sich auch nach der Abreise von Goethes Schwester; sie kamen häufig zu der Frau Rath, besonders Sonnabends, wo Gesellschaftstage bei ihr waren, und Goethe setzte seine Besuche fort; auch betheiligten sie sich noch immer an den Ausflügen im Sommer, auf denen das Verhältniß zu Anna Sibylla Münch sich bildete. Als Schlosser nach Emmendingen zog, ging Charlotte Gerock mit als Gesellschafterin dorthin. Diese starb daselbst und an ihre Stelle trat Antoinette, die sich später dort verheiratete. Und diese Antoinette Gerock,***) die heitere, schwärmerische Jugendfreundin

*) Man hat Goethes Gedicht „Rettung" komisch genug auf sie bezogen, aber Scherer hält dies, wie manche andere leere Einfälle, für kanonisch.

**) In „Erwin und Elmire" sagt die Mutter zu Elmiren: „Wenn da draußen in der weiten Welt das Paradies zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingesperrt."

***) Höchst unwahrscheinlich ist die von Scherer nicht bestrittene Annahme von Urlichs, in Goethes Aeußerung an die Fahlmer vom 6. März 1775: „Und habe mit der Loisgen und Ries (Riese) von sechs bis acht L'Hombre gespielt", sei unter Loisgen Antoinette gemeint. Auch die von Urlichs S. 23 vermuthete „flüchtige Neigung" Goethes zu ihr beruht auf irriger Beziehung, da, wie längst bekannt, in dem Briefe Goethes an Kestner vom 26. Januar 1773

Goethes, soll Lucie sein, deren Tod Allwill war, Lucie, die Allwill zwei Jahre nach seiner Entfernung schreibt: „Die Ungereimtheit Ihres Wesens läßt sich nicht denken, läßt sich auf keine Weise darstellen. Unbändige Sinnlichkeit — und stoischer Hang; weibische Zärtlichkeit, der äußerste Leichtsinn — und der kälteste Muth und die festeste Treue; Tigersinn — und Lammesherz; allgegenwärtig — und nirgendwo; alles — und nie etwas — verdammter zweifacher Mensch! Unschuldiges himmelaufsteigendes Blut Abels und mörderischer, flüchtiger Kain! Ja! — aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an dich zu legen wagt." So hätte Jacobi die heitere, idyllische Antoinette Gerock schreiben lassen!? Goethe hat nur in heiterster freundschaftlicher Beziehung zu der Familie Gerock gestanden, er hat sich hier immer gegeben, wie es war, nie Hoffnung bei einer der Schwestern erregt, die ihr Leben vergiftet, wie es der Fall sein müßte, wenn Antoinette Luciens Abbild gewesen. Wir müssen eine so völlig haltlose Vermuthung, die allem widerspricht, was wir von Antoinette Gerock und ihrem Verhältniß zu Goethe wissen, als arge Verleumdung zurückweisen. Solche gewissenlose Aufstellungen sollte man grundsätzlich meiden, da davon immer, wenn sie auch widerlegt sind, ein trüber Schatten zurückbleibt. Aber Scherer nimmt auch die von mir zurückgewiesene Behauptung, Antoinette habe dem Dichter bei seiner Mignon vorgeschwebt, als Vermuthung auf, und möchte meine Gegengründe wissen, während er selbst keinen Grund für seine Beziehung angibt. Meine Bemerkung richtete sich zunächst gegen die Aeußerung von Max Jacobi zum Briefwechsel seines Vaters mit Goethe (S. 9): „Antoinette Gerold (so!), eine entfernte Verwandte des schlosserschen Hauses, Goethen von früher Jugend her leidenschaftlich anhänglich, soll den ersten Anlaß zum Bilde der Mignon im ‚Wilhelm Meister' gegeben haben." Er gibt sogar den Namen falsch an und setzt eine Verwandtschaft voraus, die

Susanna Magdalena Münch gemeint ist. Vgl. meine Ausführung in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1864, 349. Wer „Loisgen" gewesen, mit dem er und Riese Schach gespielt, wohl in Rieses Hause, der ein großes Schachbrett zu vieren besaß, weiß ich nicht. Zunächst würde man an eine Schwester Rieses denken, doch wissen wir bisher von einer solchen nichts.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht stattfand. Ueber die frankfurter Verhältnisse war er nicht gut unterrichtet, doch hatte er dies zu Frankfurt vernommen, wo so manche falsche Gerüchte über Goethe umgingen und hartnäckig geglaubt wurden, selbst in Goethes Familie. „Diejenigen, die sich der gerockschen Familie noch erinnerten", so schrieb mir Frau Maria Belli-Gontard im Jahre 1851, „leugneten entschieden jede Aehnlichkeit." Ich denke, dies wäre ein genügend schwerwiegender Grund. Antoinette war eine in heitern Träumen sich gefallende, herzlich sich ergießende Natur, eine frische jungfräuliche Erscheinung. Ein entschiedenerer Gegensatz zu der knabenhaften, unter der Last eines schrecklichen Geheimnisses und des traurigen Schicksals gebeugten, in hingebendster Liebe ihrem Retter und Wohlthäter zugeeigneten herzkranken Mignon läßt sich kaum denken. Scherer möge uns nur sagen, auf welchen bedeutenden, beiden gemeinsamen Zug er seine Vermuthung gründet! Aber freilich pflegt er sich eine eigentliche Begründung seiner losen Einfälle zu ersparen, mögen sie den Dichter auch in ein noch so ungünstiges Licht setzen. Getrost fährt er fort: „Ich vermuthe, daß Goethe den Ruf eines gefährlichen Menschen damals verdiente. Er unterlag, glaub' ich, dem unwiderstehlichen Trieb einer reichen, weichen, zärtlichen, enthusiastischen, phantastischen, anschmiegsamen Natur, sich nach vielen Seiten hin mitzutheilen, mit vielen und verschiedenartigen Frauen in ein jedesmal ganz eigenthümliches, aber jedesmal reich geschmücktes, vertieftes, mit scheinbarer Ausschließlichkeit erfaßtes Verhältniß zu kommen." Wir müssen auf das entschiedenste das „mit scheinbarer Ausschließlichkeit" bestreiten. Aber Scherer meint dies frischweg vermuthen zu dürfen. Mit solchen reinen Annahmen sollte man gewissenhafter sein, auch wenn sie nicht den sittlichen Charakter so arg trüben. „Manche Frauen glaubten ihn ganz zu besitzen, und besaßen ihn ganz, aber nur den gegenwärtigen und nur auf einige Zeit." Es habe „nicht fehlen gekonnt", daß er sich zuweilen mit Bewußsein gleichgültig losgerissen, wo ihm noch warme Neigung entgegengebracht worden. „Wir wissen ja so wenig über sein frankfurter Liebeleben. Wenigstens Anna Sibylla Münch und Lili müssen in seinem Herzen nah an einander vorbeigestreift sein." Die einer jeden sachlichen Grundlage entbehrenden allgemeinen Sätze können wir als unbegründeter Be-

hauptungen zur Seite lassen; das über die Münch und Lili Gesagte hat kaum einen Sinn. Das Verhältniß zur erstern löste sich so leicht auf, als es sich gebildet hatte, und wahrscheinlich hatte Goethe, um einen passenden Abschluß des fünfzehnten Bandes zu gewinnen, es bedeutender dargestellt, als es wirklich gewesen; jedenfalls war sein Herz vollkommen von Liebe frei, als ihn Lili mit vollster Seelenglut anzog. Was aus Goethes „Wahrheit und Dichtung" und einer nicht in phantastischen Bildern taumelnden Betrachtung seines Lebens sich ergibt, daß dieser nach der erschütternden Trennung von Friederiken sich vor jedem Anknüpfen eines neuen Verhältnisses gehütet, daß er, um eine ähnliche Schuld nicht wieder auf sich zu laden, Hoffnungen zu erregen vermied, die er nicht erfüllen konnte, daß er nicht wieder unbesonnen sich einer schmeichelnden Leidenschaft hingegeben, sondern sich scheu zurückgehalten, daß die Stimme des Gewissens laut in ihm geredet, so daß er keine der manchen weiblichen Bekanntschaften, die ihm immerfort Bedürfniß waren, mit der Hoffnung täuschte, er gehöre ihnen ausschließlich an: davon ist bei Scherer keine Spur. Es ist seltsam, wie dieser das tiefe sittliche Gefühl Goethes, das einen der Grundzüge von seinem Charakter bildet, völlig übersieht, um nur sein Vorurtheil festzustellen, Goethe sei immerfort ein treuloser Liebhaber gewesen, wie er sich Friederiken gegenüber zeigen mußte, um sie nicht unglücklich zu machen. Daß er diese Kraft der Entsagung bei Goethe völlig übersieht, selbst bei seinem Kampfe, den er in Wetzlar mit sich kämpfte, seiner sittlichen Selbstüberwindnng nicht gedenkt, ihn zu einer Art Don Juan macht (Literaturgeschichte S. 491), ist eine von Scherers ärgsten Versündigungen gegen unsern großen rheinischen Dichter. Goethe mußte ihm ohne weiteres der Verführer Gretchens, der „untreue Knabe" und Fernando sein. „Goethe genoß seine Triumphe. Auch die Macht, die er über Frauenherzen ausübte, muß ihn beseligt haben, wenigstens auf Momente." Aber ist es nicht gewissenloser Wahn, ohne weiteres Goethe alles das Schuld zu geben, was seine Helden verbrechen! So wird denn auch Fernando nach dem Zerrbilde, das Scherer sich von Goethe gemacht, kurzer Hand konstruirt. Goethe sei freilich auch „innig gut" gewesen trotz seiner Lust, Frauenherzen zu brechen. „Und

wenn er irgendwo fühlte, daß eine Frau um ihn litt, während er sich einer andern zuwendete, ja wenn er gar vielleicht sich hinreißen ließ, theils aus Mitleid, theils aus Ritterlichkeit, theils aus rückkehrender echter Empfindung, dort sich noch zärtlicher zu zeigen, als er seiner veränderten Gesinnung nach durfte — und wenn ihm das plötzlich brennend, anklagend vor die Seele trat: — er muß vor sich selber erschrocken sein — in solchen Augenblicken fühlte er sich als Fernando." Von Goethes Verhältnissen zu Frauen in den Jahren 1772 bis 1774 sind wir nicht gerade dürftig unterrichtet, aber daß er irgend eine durch solchen grausamen Leichtsinn unglücklich gemacht, wissen wir nicht, wie bezaubernd auch sein Wesen auf alle wirkte. Doch Goethe ist so groß, daß man glaubt, diesem, um den eigenen Scharfsinn glänzen zu lassen, alles per fas et nefas anfbürden zu dürfen. Da Scherer nichts Bestimmtes aufzubringen weiß, so müssen wir es uns gefallen lassen, auf „Wilhelm Meister" verwiesen zu werden.*) „Wenn man zugibt, daß der durch vielfältige Anziehungskraft ausgezeichnete, durch vielfältige Liebesbegegnisse verstrickte, verwirrte, eingeengte, schließlich zwischen Therese und Natalie in der sonderbarsten Zwiespältigkeit schwebende Wilhelm Meister ein Abbild Goethes selbst sei; so wird man auch den persönlichen Gehalt seines Fernando leicht erkennen." Wo aber zeigt sich in Wilhelm Meister eine solche Treulosigkeit, wenn er sich auch von den Reizen der Gräfin durch die wohl berechnete Verlockung der Baronesse hinreißen läßt! Vielmehr leidet er an gut-

*) Gelegentlich bemerken wir, daß Scherer in diesem Roman Lotharios Erzählung (VII, 7) vom Wiedersehen der einst geliebten Pächterstochter ziemlich genau dem Wiedersehen Goethes und Friederikens im Jahre 1779 nachgebildet findet. Aber von einer Nachbildung kann durchaus nicht die Rede sein; kein einziger Zug stimmt völlig, nicht einmal stößt Lothario mit Margarethen, wie Goethe mit Friederiken, auf der Schwelle so unerwartet zusammen; die Uebereinstimmung liegt einzig in dem Besuche der so lange nicht gesehenen Jugendgeliebten, dabei aber ist der größte Unterschied schon dadurch bedingt, daß Margarethe längst glücklich verheiratet ist, Friederike noch ganz in den alten Erinnerungen lebt. Und welche allerliebste Geschichte hat Goethe aus dem wiederholten Versuche, die Jugendgeliebte wiederzusehen, gemacht, wobei kein Zug ist, den er von Sesenheim entnommen hätte. Den Namen trägt Margarethe von seiner ersten Jugendliebe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

müthiger Schwäche, von der Goethe das gerade Gegentheil, festesten Willen und lebendige Klarheit, besaß. Und was will überhaupt die gangbare Redeweise sagen, Goethe sei dieser oder jener Held seiner Dichtungen? Diese sind alle aus seiner Auffassung des zu Grunde liegenden Stoffes hervorgegangen und so gebildet, wie sie ihm erschienen, mit Benutzung aller Erfahrungen, die er an sich und andern gemacht. So mußte denn auch in „Stella" nicht bloß sein frisches Liebesleben, sondern auch die ihn eben umtreibende Liebe zu Lili, die glühendste, die er je empfunden, mitwirken.

Gehen wir noch kurz auf die Bemerkungen ein, die Scherer seiner Behandlung der „Stella" vorausgesandt hat. Der Warnung, man dürfe in der Aufsuchung von Beziehungen zwischen den Werken eines Dichters und seinen Erlebnissen nicht zu weit gehen, stellt er witzige Paradoxien entgegen. Man höre! „Die sogenannte Vorsicht ist eine von den widerlichsten Gelehrten-Untugenden, mit der Feigheit recht innig verwandt." Aber hier handelt es sich um gewissenhafte Vorsicht, die sich vor allen noch so geistreichen, sachlich phantastischen Einfällen hütet, unter denen gerade die Goethephilologie neuerlich so bedauerlich leidet. Wir stellen Scherer den andern Satz entgegen: „Mangel an Vorsicht ist ein Fehler, welchen jeder gewissenhafte Forscher zu vermeiden sich ernstlich bestreben soll; Wahrheit wird nicht finden, wer mit unwahren Posten rechnet." Dem „tiefern Eindringen in das dichterische Geschäft", wie sich Scherer ausdrückt, gesteht jeder Kundige seine Berechtigung zu, aber ernstlich müssen wir allem willkürlichen Gebaren entgegentreten, das unter dieser Firma sich eindrängt und Goethes Dichtungen und Leben durch wahngeschaffene Entdeckungen entstellt. Scherer behauptet, an solchen Untersuchungen hänge die große Fundamentalfrage, ob die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Natur sich auch auf die poetischen Produktionen erstrecke oder ob für die Willkür der Phantasie eine Ausnahmsstelle im Weltplan offen gehalten werde. Diesen Zusammenhang sehe ich nicht ein. Die Phantasie des Dichters hat ihre eigenen Gesetze, die gar nicht davon abhängen, ob in der „Stella" die Schattenbilder von Jacobi und der Fahlmer umherwandeln; wie Goethe seine Gestalten schafft, hat er selbst mehr als einmal ausgesprochen, wie er z. B. gegen Frau Herder äußerte, von

einem Individuum nehme er nur soviel, als nothwendig, um seinem Gegenstande Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Diesen Eindruck der lebenden Welt unter dem Mikroskope der vergleichenden Untersuchung in allen Einzelheiten von Goethes Leben und Dichtungen zerlegend nachzuweisen, wird uns nie gelingen, aber zur Ermittlung des wirklich zu Entscheidenden bedarf es eben der größten Vorsicht und der genauesten Kenntniß alles wirklich Feststehenden, während leider auch bei Scherer der Entdeckungseifer oft mit den Thatsachen leicht umspringt. Auch wirkt die gestaltende Phantasie keineswegs bei allen Dichtern gleich. Neuerlich hat uns der von Weinhold herausgegebene dramatische Nachlaß von Lenz den traurigen Beweis geliefert, mit welcher Roheit dieser wirkliche oder vorgespiegelte Erlebnisse in die dichterische Form eingezwängt hat. Goethe hat auch gerade hierin das schönste Maß zu halten gewußt, so daß das hastige Jagen nach persönlichen Beziehungen ihm das größte Unrecht thut und seine Dichtungen entstellt. Es gilt nicht sich in leichtem Wurfe eine eigene Ansicht zu bilden, sondern sie aus innerster Kenntniß hervorgehen zu lassen. „Die guten Leute, welche an das streng Beweisbare glauben und ohne Hypothesen auskommen wollen!" spottet Scherer weiter. Streng beweisbar sei in diesen Dingen sehr wenig, meint er, sehr viel weniger, als sich meist die Gelehrten einbildeten. Und doch gibt es viele innere Beweise, zu deren Entdeckung es freilich der Wünschelruthe lebendiger Versenkung bedarf, und manches, worüber viel gestritten wird, liegt für den methodisch Forschenden klar am Tage. „Die Zeugnisse des Dichters selbst reichen nicht immer aus." Ja sie sind, fügen wir hinzu, oft unzuverlässig, was Scherer leider nicht immer beachtet. Aber daneben haben wir heute eine außerordentlich große Anzahl sonstiger urkundlichen Beweise. „Und wie ist es mit den Gestalten, über welche ein Zeugniß Goethes selbst nichts meldet?" Wer leugnet, daß gewisse Beziehungen goetheſcher Dichtungen auf bestimmte persönliche Verhältnisse sich theils aus gleichzeitigen Berichten, theils aus der Kenntniß von Goethes Leben ergeben? Aber auch hierin muß der Forscher Maß halten, nur das darf er für gewiß ausgeben, was sich sorgfältiger Betrachtung als unabweisbar darstellt, dagegen da,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wo der Entdeckungseifer ihn blind fortzureißen droht, sich selbst zurufen: Resistite diabolo! oder das von Scherer verhöhnte „Nicht zu weit!“

„Man kann in sorgfältiger und besonnener Anschauung von Aehnlichkeiten in dem Leben und der Bildung eines Dichters einerseits und in seinen Werken andererseits gar nicht weit genug gehen“, läßt Scherer gesperrt drucken. Damit sind wir völlig einverstanden, aber wir bestehen auch auf der Bedingung der Sorgfalt und der Besonnenheit, an denen es leider Scherer und die auf gleichem Boden mit ihm Stehenden meist fehlen lassen. Je spezieller die Aehnlichkeiten seien, desto wahrscheinlicher werde die Benutzung von Seiten des Dichters. Aber damit begnügt er sich nicht: auch die fernern hätten bei der Schöpfung mit geholfen, seien ein Theil der Anregung gewesen, durch welche die dichterische Konzeption erfolgt sei. Hier aber geräth er geradezu ins Bodenlose. „Wenn ein Dichter eine Begebenheit darstellt, so wirken alle Begebenheiten ähnlicher Art, die er jemals erlebt, von denen er jemals gelesen, dabei mit, gleichviel ob er sich dessen bewußt ist oder nicht.“ Das ist ein Satz, der eben nur eine subjektive, mir durchaus unwahrscheinliche Ueberzeugung enthält, und der sich praktisch kaum verwerthen läßt, da wir eben nicht alle solche Anregungen kennen und die schwächern neben den stärkern kaum in Betracht kommen. Wie mag man leugnen, daß eine bedeutend sich aufdrängende Erscheinung ganz allein den Dichter angeregt haben könne, so daß daneben keine andere mitwirken konnte. Ist der Dichter etwa anders geartet wie die übrigen Menschen, bei denen ein mächtiger Eindruck die schwächern absorbirt? Scherer belegt seinen Satz durch ein nicht von einer Begebenheit, sondern von einer Person hergenommenes Beispiel. „Als Goethe den Harfner im ‚Wilhelm Meister‘ erfand, da mußten alle Gestalten von Harfnern, die ihm jemals begegnet, von denen er jemals gelesen, dabei mit arbeiten, unter andern auch der Harfenspieler, den er am 29. Juni 1776 in sein Tagebuch eintrug, und wie es scheint, am weimarischen Hofe traf.“ Ich kann Scherer mittheilen, daß dieser ein Virtuos war, der im Hofkonzerte spielte, und dafür nach dem Rechnungsauszuge von Bertuch das beträchtliche Honorar von 36 Reichsthaler erhielt, freilich drei

weniger als der Kastrat Lorenz, der sich einige Monate früher hören ließ; ja Besozzi und Reinert aus München empfingen zusammen 133, doch waren die Honorare meist bedeutend geringer, wie z. B. die Sängerin Baumann 25 empfing. Dieser jedenfalls bedeutende Virtuos konnte Goethe kaum irgend einen Anhaltspunkt für seinen vom Schicksal verfolgten armen alten Harfenspieler bieten, eher ein bettelhafter Alter, der an den Thüren herumschlich. Scherer aber fährt fort: „Es ist also immer nützlich an diesen Harfenspieler zu erinnern, wenn man über die Konzeption von Goethes Harfner redet: aber freilich ob dieser irgend mehr darauf einwirkte als andere, ob er irgend einen bedeutsamen Zug lieferte, den andere nicht liefern konnten, ob Goethe etwa besondere Gespräche mit ihm führte, bei denen sich besondere geheimnißvolle Schicksale ergaben: davon wissen wir gar nichts. Eine Anregung, vielmehr eine Quelle für das goethesche Gedicht kennen wir damit jedenfalls; aber ihre anregende Kraft ist vielleicht nur der hundertste Theil jener anregenden Kraft, welche Goethe zu seiner Schöpfung trieb." Das ist doch ein seltsames Gerede, mit dem nichts gewonnen wird. Den Begriff eines Harfenspielers hatte der Knabe schon in der Heimat erhalten, da sich zahlreiche Harfenspieler auf der Messe herumtrieben, ja er muß wohl besonderes Interesse daran genommen haben, da er bei seiner Rückkehr von Straßburg in Mainz einen harfenspielenden Knaben nach Frankfurt mitnahm, den er zum Staunen der Mutter im Hause einquartiren wollte. Alle diese Harfenspieler und so viele er sonst sah, können nicht als Quelle für die wunderbare Gestalt des Unglücklichen gelten, dessen traurige Leidensgeschichte uns in der goetheschen Dichtung entrollt wird. Und warum muß denn Goethe dazu ein Modell gehabt haben, kann diese Gestalt nicht eine Schöpfung seiner Einbildungskraft sein, die wir keineswegs mit Scherer auf Reproduktion beschränken möchten! Mignon und der Harfenspieler wuchsen dem Dichter nothwendig als Gegensatz zu der gemeinen Schauspielerwelt hervor, zu der sein Wilhelm gerathen war. Es wäre doch gar zu wunderlich, wollten wir bei dem Harfenspieler alle je von Goethe gesehenen oder in Büchern gelesenen Harfenspieler als wenn auch nur zum tausendsten Theil betheiligt heranziehen. Mit demselben

Rechte müßten wir bei dem Grafen und der Gräfin in „Wilhelm Meister“ alle Grafen und Gräfinnen, von denen er je Kenntniß erhalten, heraussuchen, obgleich wir zwei bestimmte Personen kennen, von denen er hier Hauptzüge hernahm, und das äußere Benehmen solcher hochgestellten Personen ihm in allgemeinen so geläufig war, daß er nicht erst alle solche Einzelwesen zu dem Akkorde dieses Begriffes zusammenstimmen mußte. Daß der Dichter der Begriffe Graf, König, Harfenspieler, Stallmeister u. s. w. mächtig war, ist freilich unzweifelhaft, aber bei einer aus der Einbildung künstlerisch geschaffenen individuellen Gestalt, kommt die Art, wie er diese Begriffe gewonnen, gar nicht in Betracht. Freilich wissen wir, daß er immerfort beschäftigt war, dichterischen Stoff aus dem Leben zu gewinnen, daß Personen, Begebenheiten, Zustände sich ihm zu anschaulichen Bildern gestalteten, wobei er zuweilen wirkliche Studien machte, wie z. B. bei der Gräfin von Werthern-Neuenheilingen, die ihm zuerst den Begriff gab, was Welt haben sei, daß er immer neue Züge zu „erobern“ suchte, wie er in Leipzig „recht schöne Züge“ zu seinem „Wilhelm Meister“ sammelte, auch das Wesen der Judenheit“ zusammenbrachte: aber daraus folgt mit nichten, daß ihm zu jeder seiner Gestalten ein Modell gesessen habe, wie es Scherer glaubt, der dadurch zu den unhaltbarsten Annahmen verleitet wurde. Es gilt zunächst sich der künstlerischen Komposition einer Dichtung zu versichern, wobei sich herausstellen wird, daß die einzelnen Personen sich aus der dem Ganzen zu Grunde liegenden Anschauung herausgebildet haben, mag der Dichter auch einzelne Züge aus der Wirklichkeit herausgegriffen, ja zuweilen auf das Studium eines solchen Modells liebevollen Fleiß verwandt haben, doch ohne daß seine künstlerische Gestalt dem Modell vollkommen gleichen sollte. Man erinnere sich, wie Goethe, als er sich mit einem Drama „Der Falke“ nach einer Erzählung des Boccaccio trug, Frau von Stein bat, sie möge erlauben, daß er in seine Giovanna, die viel von Lili haben werde, einige Tropfen ihres Wesens gieße, nur so viel er brauche, um zu tingiren. Giovanna sollte weder Lili noch Frau von Stein sein, aber einiges von beiden haben. In „Wahrheit und Dichtung“ sagt er, er habe sich nach der Weise des Zeuxis die Erlaubniß genommen, an der Ge-

stalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder seine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten hergenommen gewesen.

Wie weit die Sucht nach dem Aufspüren persönlicher Beziehungen verleiten kann, zeigt der Versuch von Wilmanns, in dem Schauspiel mit Gesang „Erwin und Elmire" ein Hochzeitsgedicht für Herder nachzuweisen (Goethe-Jahrbuch II, 149—167). Um einen solchen an Paradoxie auf gleicher Stufe mit Satyros-Herder stehenden Einfall irgend zu begründen, sucht er nachzuweisen, daß die Abänderungen, welche das Stück von der zu Grunde liegenden Romanze Goldsmiths zeigt, aus der Beziehung auf Herder hervorgegangen. Aber wie verfährt er hier! In der Romanze kommt Angelina zu ihrem entflohenen als Eremit lebenden Geliebten, der sie, sobald sie ihm das Geständniß ihrer Liebe gemacht, in seine Arme schließt. Goethe bedurfte zu seinem Schauspiel einer weitern Ausführung, zu welcher er zunächst zwei neue Personen schuf, die Mutter der aus einer Angelina zu einer Elmire gewordenen Geliebten, die den Namen Olympia (Olimpia) erhielt, und einen gemeinsamen Freund, der Elmiren dazu bestimmt, dem frommen Einsiedler ihre Noth zu vertrauen, den er neulich bei einer zwischen Felsen gelegenen Hütte getroffen. Erwin, der in die Einsamkeit geflohen war, wo er sein Gärtchen pflegte, aber keineswegs sich dem Dienste Gottes geweiht hatte, wird durch den gemeinsamen Freund von der Ankunft der Geliebten unterrichtet und genöthigt, sich als Einsiedler zu verkleiden, um mit eigenen Ohren ihr Bekenntniß zu vernehmen. Vortrefflich ist es ersonnen, daß Bernardo Elmiren vorgibt, der heilige Mann habe neuerdings das Gelübde gethan, einige Monate kein Wort zu reden, so daß er ihr zunächst nur schriftlich Trost zusprechen könne, wogegen er Erwin anweist, Elmiren durch Zeichen anzudeuten, daß sie das von ihm zusammengefaltete Blatt erst an der in der Ferne stehenden Linde öffnen dürfe. Welche Vortheile der Dichter dadurch erhält, fällt in die Augen. Erwin wird zunächst vor der Gefahr bewahrt, sich sofort zu verrathen; nach Elmirens Entfernung hat er Zeit, die unendliche Freude über die Gewißheit seines Glückes auszusprechen, wie in gleicher Weise die zurückeilende Geliebte, der er sich dann zu erkennen gibt und ihre Härte verzeiht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber Wilmanns braucht gerade diese für das Singspiel so glücklich berechnete Erweiterung, um aus ihr die Beziehung auf Herder zu beweisen. Deshalb muß er das so durchaus richtig motivirte Benehmen Erwins seltsam finden. Dieser habe ja das Gelübde nicht gethan: aber Bernardo macht dies eben Elmiren weis und bestimmt Erwin, darauf einzugehen. Auch falle es auf, daß Erwin das Gewand des Einsiedlers erst angelegt, als Elmire naht, da er es gewöhnlich tragen müsse. Aber das ist ja gerade des Dichters vortreffliche Erfindung, daß Erwin nicht Einsiedler geworden, er sich in der Einsamkeit zwischen Felsen nicht dem Dienste Gottes, sondern der Erinnerung an seine verlorene Liebe und der Pflege eines Gartens widmet, daß die Verkleidung als Eremit nur von Bernardo zur Erreichung seines Zweckes erfunden ist. Und Wilmanns? Daß Erwin schriftlich Elmiren antworte, nicht mündlich sich erkläre, sei eine neckische Hindeutung darauf, daß Herder nicht mündlich, sondern bei der Festfeier seines Geburtstags Karolinen in einem ihr eingehändigten längern Briefe seine Liebe gestanden, was durchaus nicht komisch war, da er keine Gelegenheit fand, die Geliebte sonst persönlich zu sprechen. Noch wunderlicher soll die Anlegung des Eremitengewandes darauf deuten, daß Herder erst im geistlichen Gewande überwältigend auf sie gewirkt. Und das sollte Herder herauslesen! Es sind dies offenbar Schrullen, die auf gezwungene Weise das deuten sollen, was sich ganz natürlich erklärt, wenn man nur den Dichter verstehen will. Auf die weitern daran sich schließenden Deutungen von Wilmanns brauchen wir nicht einzugehen, bemerken nur, daß es ein geradezu toller Gedanke gewesen wäre, wenn Goethe auf solche Weise hätte Herder zu seinem Hochzeitstage Glück wünschen wollen. Auch fällt die erste Spur dieses „Schauspiels mit Gesang", dessen Schauplatz „nicht in Spanien" ist, mehrere Monate nach Herders Hochzeit. Goedekes Vermuthung, das Stück sei nicht allzulange nach der wetzlarer Zeit begonnen worden, weil Goethe schon 1770 die Romanze kennen gelernt habe, und des „Landpriesters von Wakefield", aus dem sie genommen, später nicht mehr mit innerer Freude gedenke, ist auf Sand gebaut. Als er nach der Ausarbeitung des „Götz" auf leichtere Stoffe für die frankfurter Bühne sann, kam ihm die liebliche Romanze wieder in den Sinn, deren Handlung

freilich erweitert werden mußte. Wilmanns ist genöthigt eine doppelte Bearbeitung anzunehmen, was denn auf ähnliche Weise begründet wird, wie die Bestimmung als Hochzeitgedicht für Herder. Bernardo soll der Oheim Lilis, Nicolaus Bernhard in Offenbach, sein, dessen Bild zu Gunsten des einäugigen Einfalls von Wilmanns arg entstellt wird, ja wenn Goethe diesen Oheim Lilis musterhaft ruhig, offenbar in vollem Ernste, nennt, so soll dies ironisch genommen und das „unerträgliche Alltagsgesicht" Bernardos daraus erklärt werden. Freilich kann man von Wilmanns nicht erwarten, daß er in seinem Eifer bemerke, wie unverständig es von Goethe gewesen wäre, hätte er in der ersten schönen Zeit seiner Liebe zu Lili den guten Onkel in Offenbach so verspottet.

Doch kehren wir von „Erwin und Elmire" zu „Stella" zurück so hat Scherer den Beweis persönlicher Beziehungen auf Jacobi und die Fahlmer nichts weniger als erbracht; auch was er über Goethe-Fernando sagt, entbehrt jeder haltbaren Begründung. Glücklicherweise hat er Lucie nicht zu deuten gesucht, sondern sich damit begnügt, daß sie als kontrastirend zwischen die Trauernden und Leidenschaftlichen hineingestellt ist. Auch Aennchen, die Postmeisterin und der Verwalter, um des Postillons und des Jungen nicht zu gedenken, sind mit Aufsuchung von Modellen glücklich unbehelligt geblieben, sie sind als freie, frische Schöpfungen des Dichters anerkannt.

III.

Mit Urlichs hat sich Schöll (Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens S. 462 ff.) wesentlich einverstanden erklärt, nur sei Goethes Schuld gegen Jacobi, wie wir schon S. 302 ausgeführt, gar nicht zu vergleichen damit, daß er durch „Werthers Leiden" die Blicke der Welt auf Kestner und dessen Gattin gezogen, die bald jeder in Albert und Lotten erkannt habe. Auch von Loeper (zu Dichtung und Wahrheit III, 423) fand, Urlichs habe mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß mehrere der thatsächlichen Momente, die zu „Stella" Veranlassung gegeben, in der Stellung

der Fahlmer zu Fritz Jacobi und seiner Gattin zu suchen seien, worin Scherers Mittheilungen in dem Aufsatze „Goethe und Adelaide" nur bestärken könnten. Biedermann (Goetheforschungen S. 22 f.) hält es für zweifellos, daß Goethe hier bestimmte Zustände und Begebnisse seines Lebens verarbeitet habe; inwiefern Fritz Jacobis Familie hineingezogen worden, sei schon von Urlichs und Scherer ausführlich besprochen worden. Das ist aber in sehr verschiedenem Sinne geschehen, und von Biedermann hätte sich darüber, wenn er es vermocht, bestimmt erklären sollen. Doch er geht seinen eigenen Weg. Zu Stella habe Lili gesessen; bei Cäcilien möchte er an Friederiken denken. Der Freiherr findet, daß Goethe auf die Pfarrerstochter von Sesenheim verächtlich herabgeschaut habe. Was dieser nicht alles sieht! Vielleicht hätten auch Bürgers häusliche Verhältnisse (die doch Goethe ganz unbekannt waren) dabei eine Anregung gegeben. Die Anlehnung an Lessings „Miß Sara" mache sich deutlich. Ein seltsamer, nichtssagender Ausdruck! Biedermann scheut sich nicht zu behaupten, Goethe habe das, was er in seinem Herzen für möglich erfunden, die gleichzeitige Hingabe an mehrere Frauen (das ist eben in der Art, wie es geäußert wird, eine frivole Verleumdung!), auch vor der Welt als berechtigt anerkannt sehen wollen, obgleich der Dichter so wenig mit „Stella" vor der Welt auftreten wollte, daß er sie nur Freunden, unter ihnen auch Lavater, mittheilte. Noch vor Vollendung des Stückes hatte er an die Gräfin Auguste von Stolberg geschrieben, er werde ihr bald ein Drama schicken, das er gegen ihr übersitzend ihr gern ins Herz wirken möchte (ein Drama, dem Biedermann eine solche Tendenz andichtet!): drucken möge er es nicht lassen; denn er wolle, wenn Gott wolle, künftig seine Frauen*) und Kinder in ein Eckchen begraben oder etabliren.

Schröer hat sich von der falschen Auffassung der Aeußerung Goethes, „Stella" sei ihm um Jacobis willen besonders lieb, ganz

*) Das Wort Frauen war in der ersten Ausgaoe, wohl weil es von Binzer für anstößig hielt, durch einen Strich ersetzt. Aber Frauen ist offenbar nach dem ältern Sprachgebrauche die Einheit, wenn es nicht gar auf Veranlassung des folgenden Kinder verschrieben ist statt Frau.

frei gemacht, und richtig erkannt, daß Jacobi und die Fahlmer ihm nur die zur lebendigen Empfindung derselben erwünschtesten Leser geschienen, doch läßt er sonderbar genug dabei die Möglichkeit bestehen, es habe eine bekannte Jugendsünde Jacobis, welche Folgen gehabt, dabei vorgeschwebt, obgleich jede Andeutung dieser Geschichte fehlt, welche die Verführte keineswegs ins Unglück stürzte. Leider hat eine Bemerkung Scherers auf ihn eingewirkt, der von der Analogie zwischen diesem wirklichen Schicksal Jacobis (der Verführung!) und dem möglichen Schicksale Goethes spricht, der Vorstellung, daß ein solches Mädchen doch als eine Frau anzusehen sei, welche wiederkommen und Ansprüche erheben könne. Auch hatte Biedermann schon bei Cäcilien an Friederiken gedacht. Obgleich die beiden Frauen, welche Fernando verführt, bereits in der zu Grunde liegenden Geschichte von Swift liegen, sucht Schröer nach dem Urbild Cäciliens, da das der Stella durch die gleichzeitige Liebe zu Lili gegeben sei. Als ob Goethe nur dadurch zur Wahl des Stoffes von Swifts Doppelehe hätte gebracht werden können, daß er etwas Aehnliches sich selbst habe Schuld geben müssen, als ob er nicht durch den Stoff, unabhängig von seiner Person, hätte angezogen werden können, wie beim „Götz", in dessen Dramatisirung Weislingen nicht deshalb als ein Treuloser dargestellt wird, weil Goethe sich gegen Friederiken schuldig fühlte, sondern weil er eines Gegners bedurfte, der den schärfsten Gegensatz zu Götzens ritterlicher Tapferkeit und Treue bildete, eines Treulosen, der den Jugendfreund in seinen heiligsten Gefühlen aufs tiefste verletzte. Auch bei „Clavigo" zog ihn ja einzig der Stoff und dessen leichte Behandlung an; dieser bot ihm die schnöde verlassene Geliebte, und Marie ist ebensowenig ein Abbild Friederikens wie der charakterlose Clavigo wirklich Goethe selbst. Nicht anders verhält es sich mit der in „Erwin und Elmire" bearbeiteten Romanze, wo das Liebespaar gegeben war, und wohl auch mit „Claudinen", deren Quelle wir freilich noch nicht kennen, aber jedenfalls lag in dieser der springende Punkt darin, daß erst die dem Leben des Geliebten drohende Gefahr die Liebe zum Ausbruche bringt, welche zu Pedros Rettung die Bande weiblicher Scheu sprengt, allen Gefahren trotzt. Warum soll denn gerade bei „Stella" der Dichter nur durch persönliche Beziehungen

zur Wahl des Stoffes bestimmt worden sein? Nein, der dramatische Dichter greift nur zu den Stoffen, deren Gestaltung ihn anzieht; freilich werden dies in der Regel solche sein, an denen er nicht nur seine Kunst bewähren, sondern auch die seine Seele bewegenden Gefühle zur Darstellung bringen kann. Ein solcher Stoff war auch der von Swifts Stella, bei welchem Goethe die dramatische Fabel künstlerisch frei gestalten und sein Herz in der Darstellung der beiden unglücklichen Frauen und des Verräthers ergießen konnte, wobei es ihn besonders anzog, in Stella die höchste Glut leidenschaftlicher Liebe zu schildern, die er an Lili bei aller ihrer Schönheit, Neigung und Güte vermißte. Hören wir dagegen Schröer, so lag der Anlaß zu unserm Schauspiel „in des Dichters eigenem übervollen Herzen, das von Lilis Zauber mächtig gefesselt war und doch bei dem Gedanken an Friederiken, bei seiner Warmherzigkeit und Reue, bei seinem Mißtrauen an allem Bestand (‚Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht?') im Kampfe mit dem Entschluß zu einem Ehebündniß mit Lili, stürmisch erregt war. Er gewahrt die Leiden, die er Friederiken bereitet hat, die er zu bereiten, wie von Dämonen getrieben, vielleicht aufs neue im Begriff ist; mit Schauder sieht er es, mit unwiderstehlichem Zauber zieht es ihn an. Gewissenlos und leichtsinnig läßt er seinen Helden handeln, und denkt nicht daran, ihn zu rechtfertigen, auch nicht anzuklagen: alles kommt ihm darauf an, den Konflikt in seiner Furchtbarkeit zu schildern." Wie aber, fragen wir, kann Schröer diesen Konflikt beweisen? Hatte den Dichter auch anfangs die Schuld gegen Friederiken, deren Herz er gebrochen, schwer gedrückt, er hatte sie schon im nächsten Frühling ganz verwunden, wo er gegen Herders Gattin ihrer gar nicht gedachte, sondern nur seiner leipziger Geliebten. Sein Herz fühlte sich jetzt wieder ganz hergestellt, aber es scheute sich eine neue Verbindung einzugehen, wogegen er gern mit den Angelegenheiten anderer Liebenden sich beschäftigte, weshalb man ihm den Namen des Vertrauten gab. Der betreffende Bericht im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung" ist doch wohl kaum zu bezweifeln. Mochte ihm die Erinnerung auch noch zuweilen die schönen sesenheimer Tage vor die Seele führen, das drückende Gefühl der Schuld quälte ihn nicht mehr, besonders als die Neigung zu Lotten und der lange nach-

zitternde Schmerz, daß er auf diese hatte verzichten müssen, ihn in fieberhafte Unruhe versetzte. Der Brief an Salzmann aus dem Sommer 1773, in welchem er Friederikens gedenkt, zeigt, daß er sich über sie beruhigt hatte; dieser sollte ihr, oder vielmehr unter der Aufschrift: „An Mamsell Brion", ein Exemplar seines „Götz" nach Sesenheim senden. Die Aeußerung: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird", zeigt, daß er zwar mit Antheil, aber ohne Qual an Friederiken dachte. Am wenigsten fiel ein Schatten seiner sesenheimer Treulosigkeit in die heitern Tage des Jahres 1774.*) Als er sich von Lili unauflöslich gefesselt fühlte, quälte ihn nur der Gedanke, daß er seine Freiheit an diese verloren habe, er nun „auf ihre Weise leben müsse". Somit schwebt Schröers Vermuthung nicht bloß in der Luft, sondern widerspricht den thatsächlichen Verhältnissen. Es kann demnach auch keine Rede davon sein, daß „Stella" ein „Bekenntniß" seiner Treulosigkeit sei, von welcher er die Quelle in seiner Natur fühle. Einen Versuch, Aehnlichkeiten zwischen der Cäcilie der „Stella" und Goethes Friederiken nachzuweisen, hat Schröer eben seiner Ansichtslosigkeit wegen gar nicht gemacht. Cäcilie ist als entschiedenster Gegensatz zur Hauptgestalt ausgeführt, wie ich dies in meinen „Erläuterungen" dargethan habe.

Schröer behauptet, es sei Goethe nur um Darstellung des Konflikts zu thun gewesen. „Die Lösung des Knotens war ihm offenbar nicht vornherein klar. Er schrieb vier Akte leidenschaftlich hin ohne ausgearbeiteten Plan. Dann aber stockt es einen Moment. Er räth Johanna (März 1775), das Verlangen nach dem fünften Akt zu überwinden, und möchte, sie hätte selbst einen fünften Akt

*) Ich habe neuerdings darauf hingewiesen, daß Goethes straßburger Genosse Weyland, der ihn in dem ihm verwandten Pfarrershause zu Sesenheim eingeführt hatte, spätestens 1773 sich in Frankfurt als Arzt niederließ, aber mit Goethe, wohl weil er ihm Friederikens wegen zürnte, außer aller Verbindung stand. Friederike war für Goethe ein für allemal abgethan, die Verbindung mit ihr, auf die Weyland gedrungen haben mochte, nach den Verhältnissen seines väterlichen Hauses unmöglich, worin die Schwester ihn bestärken mußte. Umsoweniger konnte bei dem Entschlusse, Lili sich anzueignen, die Erinnerung an Friederiken Einspruch erheben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dazu gemacht." Auch hiermit können wir nicht einverstanden sein. Wann hätte Goethe je einen so einfachen Stoff sich vorgesetzt, ohne den Ausgang sich wenigstens im allgemeinen klar gemacht zu haben, Goethe, bei dem alle Kompositionen sich so organisch entwickeln, daß eines nothwendig aus dem andern hervorgeht, die volle Saat aus den Keimen sprießt. Für eine seinem Wesen so widersprechende Annahme verlangt man die schlagendsten Beweise, die am wenigsten ein „offenbar" ersetzen kann. Stella, die Marterin flammendster Liebesglut, das Ideal von Goethes Sehnen, darf nicht untergehen, sie muß mit dem Besitze Fernandos belohnt werden, dadurch, daß Cäciliens Liebe sogar die Eifersucht überwindet, sie „aus Liebe selbst ihre Liebe hinzugeben weiß", sie die Hälfte ihres Gatten, der ganz Stella gehört, dieser abtritt. Dabei ist an eine Theilung des Bettes, wie in der mittelalterlichen Sage vom Grafen von Gleichen, nicht zu denken. Cäcilie will nur als Freundin Zeugin des Glückes sein, das ihre Entsagung in der labyrinthischen Verwirrung, aus welcher kein Ausgang möglich schien, geschaffen hat. Auf diese Entwicklung deutet schon Cäciliens Gebet am Ende des vierten Aktes: „Kann der Knoten gelöst werden, heiliger Gott im Himmel, zerreiß ihn nicht!" Daß ein solcher Verzicht der anerkannten Frau nicht als ein allgemein regel- und rechtmäßiger gedacht ist, versteht sich von selbst; er ist so einzig, wie die Geschichte des Grafen von Gleichen, die nothwendige Auskunft in dem hier dargestellten wundervollen Falle, daß der Mann von zwei Frauen geliebt wird, die trotz ihrer Liebe beide zu Gunsten der andern ihn abtreten wollen. Darauf deutet denn auch wohl der Titel „Schauspiel für Liebende"; das Stück stellt so zu sagen eine neue, die Macht der Liebe verklärende Legende dar. Was das „Stocken" vor dem fünften Akt betrifft, so scheute Goethe sich nicht vor diesem, aber er fürchtete, seine Lösung werde Johanna verletzen, und deshalb hätte er gewünscht, daß diese selbst den Schluß nach ihrer Anschauung geschrieben hätte. „Haben sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht." Er räth demnach so wenig, wie Schröer sagt, daß sie das Verlangen überwinden soll, als er „möchte, sie hätte ihm einen fünften Akt dazu gemacht". Er selbst will diesen machen, hat ihn vielleicht schon

ertig, will ihn aber persönlich der Freundin überbringen, die er noch in Spannung hält. Wenn Goethe am 11. Oktober 1823 gegen den Kanzler Müller bemerkte, der erst dreißig Jahre später veränderte Schluß sei „nicht konsequent, nicht haltbar, eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhangs gewesen", so schwebte ihm dieser kaum noch ganz deutlich vor, am wenigsten dessen organische Bedeutung. Jeder Versuch, „Stella" zu einem „Bekenntniß" Goethes zu machen, einer unglücklichen von Schröer eingeführten Klasse seiner Dramen, ist ebenso haltlos, wie Scherers Bestreben, in derselben eine Stütze für seine sittliche Verdächtigung Goethes, für die Behauptung zu suchen, dieser sei ein gefährlicher Mädchenverführer gewesen und habe sich als ruchlos erkannt. Einer solchen fable convenue müssen sich das deutsche Gewissen und die deutsche Achtung vor geschichtlicher Wahrheit widersetzen, welche von der neuesten Goetheforschung leider so wenig geachtet werden, wie diese ein wirklich ästhetisches, aus innerer Auffassung der Komposition hervorgehendes Verständniß seiner Dichtungen anstrebt; ihr ist es nur um neue geistreiche Einfälle zu thun, mögen sie das Bild des Menschen und des Dichters auch noch so entstellen. Und dieses Gebaren beherrscht unsere meisten Katheder! Was nützt es, genaue Textkritik zu treiben, die vollständigste Sammlung alles dessen, was der Dichter je geschrieben, und des reichen Materials zu seinem äußern und innern Leben zu gewinnen, wenn die Seele dabei zu Grunde geht, das Bild des Menschen und des Dichters sophistisch nach phantastischen Einfällen verunstaltet wird! Jetzt geht jede lebendige Auffassung der Dichtung, die rein aus dieser selbst gewonnen werden muß, meist über persönlicher Ausdeutung und dem gleich leidenschaftlichen Spüren nach einer ganz eigenthümlichen Entstehung zu Grunde. Wie hat uns Scherer neuerdings den „Faust" zerfasert! Er mißversteht das Klarste, um daraus Handhaben zu seinen Vermuthungen einer frühern Gestalt zu gewinnen. Hier gilt es völlige Umkehr, soll der Dichter nicht über dem krankhaft angespannten, die gesunden Augen sich selbst blendenden Scharfsinn jämmerlich zu Grunde gehen.

Juni 1884.

Goethes politische Dichtungen.*)

I.

Im edelsten Sinne des Wortes war der Dichter, in welchem das deutsche Herz und Gemüth ihren innigsten Ausdruck gefunden haben, ein Kind des Friedens, staatlicher Ruhe und Ordnung, freiheitlicher Entwicklung. Auf dem mühevollen Wege angespannten geistigen Ringens, rastlos besonnenen Erfassens und Schaffens lag seines Daseins Glück und Ziel. Nichts war seiner Natur widerwärtiger als gewaltsame Erschütterungen und wilder Umsturz, die ihn krankhaft ergriffen, ihn mit einer Art Verzweiflung erfüllten, so daß er entsetzt sich davon abwandte. Das Wagespiel des die Werke des Friedens zerstörenden, Menschen mordenden und verstümmelnden Krieges war ihm als gerader Gegensatz zu lebendiger Entwicklung des auf verständig wirkende, ein festes Ziel mit berechnender Sicherheit erstrebende Thätigkeit gestellten Lebens von ganzer Seele zuwider, wenn er auch dessen Nothwendigkeit und mächtige Erfolge nicht verkannte.

So gereichte ihm denn auch der gegen das aufgeregte Frankreich beschlossene Krieg zum bittersten Verdrusse. Nur das feste Vertrauen auf die Leitung des Herzogs von Braunschweig und ein wohlausgerüstetes Heer und die Liebe zu seinem Fürsten, der als preußischer General sich an dem Feldzug betheiligen mußte, konnten ihn bestimmen, sich dem Zuge anzuschließen. Als kurz vor dem Abgange des Herzogs die Bühne für den Sommer geschlossen werden sollte, mochte er nicht versäumen, in einem Epilog den Wunsch des gesammten Weimarischen Landes aussprechen zu lassen, daß ein günstiges Geschick ihnen den Fürsten zu ihrem Wohl, zu ihrer Lust

*) Magazin für die Literatur des Auslandes 1872, Nr. 1 f. 6—8.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bald zurückgeben und mit neuen Friedensfreuden schön die Tage seiner Gattin und seiner Mutter kränzen möge.

Leider sollte dieser Wunsch nicht so bald, wie man allgemein hoffte, in Erfüllung gehen, da die Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig und die Zwiespältigkeit der Heerführung die gewünschten Erfolge vereitelten. Schon bei der vergeblichen Kanonade von Valmy ahnte Goethe den fürchterlichen Rückschlag der durch den Einfall in ihr Land zu den Waffen aufgerufenen Franzosen auf das zum Rückzuge genöthigte Deutschland. Als er sich endlich nach vielen Mühseligkeiten mit dem zurückweichenden Heere nach Luxemburg gerettet sah, wünschte er sich und seinen Freunden Glück, daß Gott sie außer Stand gesetzt habe, solche Thorheiten im großen zu machen, wie dieser unbesonnen unternommene Feldzug gewesen sei. In seiner Vaterstadt gedachte er sich zu erholen und „von dem bösen Traum zu erwachen," aber, da bald darauf Mainz in die Hände der Franzosen fiel und zunächst um Frankfurt sich der Kampf zu entspinnen schien, trieb es ihn unwiderstehlich aus der ihn aufregenden Nähe des Kriegsschauplatzes nach seiner stillen Häuslichkeit zurück. Freilich gereichte ihm die Einnahme Frankfurts durch die Hessen und Preußen zu großer Freude, aber der „wünschenswerthe" Friede schien leider noch gar fern.

In Weimar ergetzte er sich an der Uebersetzung des „Reineke", dessen humoristische Erhebung über das tolle Welttreiben ihn anzog, und er bespottete das Eindringen des wüsten republikanischen Gebarens in Deutschland in seinem in drei Tagen geschriebenen „Bürgergeneral", welcher das Glück einer ruhigen deutschen Regierung bezeichnend hervorhebt. „In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt, alle Stände billig gegen einander denken, wo niemand gehindert ist in seiner Art thätig zu sein, wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind, da werden keine Parteien entstehen. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln." Zwei andere gleichfalls gegen den aus Frankreich eingedrungenen Schwindelgeist gerichtete Dichtungen blieben unvollendet. Das Lustspiel „Die Aufgeregten" und der schon im Frühjahr 1792 begonnene satirische Roman „Reise der Söhne

Megaprazons"*). In Weimar wurde der heitere, auf das Glück des Friedens unter einem edlen Fürsten hindeutende „Bürgergeneral" mit vollem Beifalle zu der Zeit begrüßt, wo der Dichter auf den Wunsch des Herzogs Zeuge der Belagerung des durch Verrath in die Hände der Franzosen gefallenen Mainz war. Mußte ihm auch, was hier vorging, menschlich genommen, sehr unerfreulich sein, so hoffte er doch, daß es vielleicht politisch helfe. Nach der Wiedereroberung der Stadt trieb ihn die Unlust an dem herumschweifenden Leben und die ihm widerwärtige politische Stimmung aller Menschen, der er selbst im Kreise seiner rheinischen Freunde nicht entgehen konnte, nach Hause zurück, wo er einen Kreis um sich ziehen dürfe, in welchen außer Liebe, Kunst und Wissenschaft nichts herein könne. Auf dieser „glücklichen Insel" lebte er in steter erfreulicher Thätigkeit, während an der Westseite Deutschlands der Krieg seine blutige Ernte hielt. Die Vorstellung des goldonischen Lustspiels „Der Krieg" auf der kurz vorher wieder eröffneten herzoglichen Bühne veranlaßte ihn, in einem Prolog das Bedauern auszusprechen, daß der „böse" Krieg ihnen die Gegenwart ihres Fürsten raube, der ihnen allen werth und für ihr Glück so unentbehrlich sei, woran sich der Wunsch schloß, daß ein guter Geist diesen schützen, jedes edle Streben ihm würdig lohnen, seinen Kampf fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen möge. Die herzliche Art, wie diese Worte von einer vortrefflichen jungen Schauspielerin gesprochen wurden, entlockten den Zuschauern Thränen. Der Herzog selbst, dem er ihn sandte, ward davon innig gerührt. Noch vor dem Ende des Jahres kehrte dieser nach Weimar zurück, schon entschlossen aus dem preußischen Dienste zu scheiden, da bei der Spannung zwischen Oesterreich und Preußen ein glücklicher Ausgang des Krieges nicht zu erwarten stand. Eine Bewillkommnung des Fürsten auf dem Theater unterblieb, da der Rücktritt des Herzogs zunächst ein Geheimniß bleiben sollte, und man der weitern Entwicklung der Dinge mit banger Spannung entgegensah. Freilich befreite der baseler Friede, der das rechte Rheinufer preisgab, Norddeutschland von den nächsten Sorgen, aber Weimar mußte mit Kursachsen zu Oesterreich stehen.

*) Ueber letztern vgl. meine „Erläuterungen zu Goethes Werken" XV.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unterdessen machten die Franzosen am Rhein und Main die bedenklichsten Fortschritte. Den dringenden Wunsch nach endlicher Beruhigung der Welt sprach damals Goethes Märchen in den Worten aus:

Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse?
Ach! warum ist der Tempel nicht erbaut?

Das reizende Märchen mit welchem die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" abschließen, stellt die Gewinnung allgemeiner Wohlfahrt aus dem Zustande ärgster politischer Verwirrung und Noth durch thätige Aufopferung dar.*) Der Dichter sollte um diese Zeit nach Frankfurt reisen, um dem Herzoge vom Gange der dortigen Friedensverhandlungen zu berichten, doch befreite ihn Karl August von dieser Sendung, als die Oesterreicher die Mainlinie überschritten hatten.**) Daß der Herzog die französischen Ausgewanderten nicht bloß in seiner Hauptstadt, sondern auch fast überall freundlichst aufnahm, erregte in den schon durch die Zeitverhältnisse gedrückten beiden Herzogthümern Weimar-Eisenach um so größere Aufregung, als Oesterreichs Waffen sehr unglücklich waren. Auch den Verlust, den die in Schwaben stehenden weimarischen Jäger erlitten, setzte das Land in große Betrübniß. Doch hielt man sich an die Hoffnung der von Kursachsen angestrebten Neutralität, besonders da die Franzosen zunächst die Oesterreicher im Süden verfolgten. „Thüringen und Sachsen", schrieb Goethe damals, „hat, so scheint es, Frist, sich zu besinnen, und das ist schon viel Glück." Die wirklich abgeschlossene Neutralität gewährte dem Dichter augenblickliche Beruhigung, obgleich er sich sagen mußte, daß „das Beste nicht von Macht und Gewalt, sondern von höhern Konstellationen abhänge". Bald darauf bedauerte man freilich, daß man Oesterreich verlassen habe, als Jourdain geschlagen war und Moreau vor dem siegreichen Erzherzoge

*) Vgl. meine „Erläuterungen zu Goethes Werken" XV, 110—130.

**) Schon am 13. Oktober schrieb Goethe an Schiller (der Brief ist erst ganz neuerdings entdeckt worden), er werde erst abwarten, was aus den Dingen werden wolle, ehe er seine Reise fortsetze, weil er in ein solches Gewirre (es sei vielleicht bei Frankfurt schon zu einer Schlacht gekommen) sich nicht mit heiler Haut hineinbegeben möchte, da er dergleichen anmuthige Situationen schon kenne.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich zurückziehen mußte. In dieser Zeit schrieb Goethe den Anfang seines die Hoffnung auf den Frieden andeutenden echt deutschen Gedichtes „Hermann und Dorothea", an dessen Schlusse der schlichte Bürgersohn mit reiner Innigkeit seinen begeisterten Entschluß ausspricht, dem Vaterlande, sollte es vom Feinde bedrängt werden, beherzt zu Hülfe zu eilen. Der im folgenden April geschlossene Waffenstillstand kam Goethe sehr zu statten, dessen jetzt vollendetes Gedicht dadurch eine reinere Einheit gewann. Die Möglichkeit einer im vergangenen Jahre durch die Zeitverhältnisse gehinderten Reise nach Italien trat wieder hervor, und es gelang Goethe, seinen aus Italien zurückgekehrten Freund Meyer in der Schweiz zu besuchen, aber statt mit diesem nach Italien zu ziehen, kehrte er zu dem ihm so lieb gewordenen, mit so vielen Banden ihn fesselnden Weimar zurück.

Hier feierte Goethe bei Gelegenheit des nächsten Geburtstages der Herzogin den endlich mit Frankreich abgeschlossenen Frieden in dem von ihm entworfenen Maskenzuge von sechs Damen und ebensoviel Kindern. Im Gefolge des Friedens erschienen hier die durch ein sich umschlingendes, von einem großen Blumenkranz umgebenes ganz gleiches Paar dargestellte Eintracht, der Ackerbau, die Fülle und die Kunst. Freilich war ihm dieses ganze Aufzugswesen längst zuwider, doch glaubte er sich diesmal der dichterischen Belebung des Maskenzugs nicht entziehen zu dürfen, da er einen so dankbaren Stoff nicht von andern verderben sehen wollte. Er selbst spottete gegen Schiller über die symbolischen Attribute von Pappe, goldenem und anderm Papier, Zindel und Lahn und andern derartigen Stoffen, doch hoffe er, „mit der größten Pfuscherei in dem gedankenleersten Raume" die zerstreuten Menschen zu einer Art von Nachdenken zu nöthigen. Genien begleiteten die Hauptpersonen, unter ihnen die Hoffnung und die Dauer. Leider konnten in dem beschränkten Redoutensaale die Gestalten sich nicht gehörig darstellen, wogegen die verschiedenen Gruppen auf der Bühne, wo man sie ganz übersehen hätte, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würden. Die vier vom Frieden überreichten Stanzen, die allgemeinen Beifall erregten, erschienen darauf in Schillers „Musen-Almanach". Sie begannen:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der lang ersehnte Friede nahet wieder,
Und alles scheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die scharfen Waffen nieder,
Dem Sieger ist sogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freude sind erlaubt.

Von der Hoffnung heißt es:

In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergessen alles, was es litt:
Dies ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
Das wieder frisch ins neue Leben strebet.

In den nächsten drei Jahren betheiligte sich Goethe nicht mehr an den Maskenzügen, welche zur Feier des Geburtstages der Herzogin auf der Redoute aufgeführt wurden, wenn er sich auch der Aufforderung nicht entziehen konnte, den Aufzug zum Schlusse des Jahrhunderts zu entwerfen, zu welchem er aber keine dichterische Gabe gespendet zu haben scheint, wahrscheinlich aus Mißmuth über des Herzogs Erklärung gegen alle von ihm und Schiller beabsichtigte Festlichkeiten beim Wechsel des Jahrhunderts. Statt der Maskenzüge hatte er sich eine neue dichterische Form gebildet, die des eigentlichen Festspiels, und zwar bediente er sich hierzu zunächst der antiken Masken und als Versmaß des alten Trimeters, neben welchem er jambische und trochäische Dimeter verwandte. Das erste Festspiel ward zum Geburtstag der Herzogin Mutter aufgeführt, und zwar zum letzten des Jahrhunderts. Den naheliegenden Gedanken des Wechsels des Jahrhunderts hatte er hier ganz ins Allgemeine gewandt, indem er nur die Vereinigung der alten und neuen Zeit, die beide ihren Werth haben, dargestellt, wobei am Schlusse des segensreichen Wirkens der Herzogin Mutter gedacht ward. Im Jahre 1802 ließ er sich noch einmal bestimmen, einen die verschiedenen Dichtarten darstellenden Maskenzug dichterisch zu heben, bei welchem der Erbprinz und die Prinzessin Karoline mitwirkten. Die im Sommer desselben Jahres stattfindende Eröffnung des neuerbauten Theaters zu Lauchstedt veranlaßte das zweite Festspiel, in welchem die Ersetzung des alten, verfallenen Theaters durch einen neuen würdigern Bau allegorisch dargestellt und zugleich die ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schiedenen Arten des Dramas, mit Beziehung auf die Hauptrollen, in denen die weimarischen Schauspieler sich zu Lauchstedt Beifall erworben hatten, vorgeführt wurden. Im folgenden Jahre brachte Goethe den ersten Theil der schon Ende 1799 entworfenen, aber vor allen verheimlichten politischen Trilogie „Die natürliche Tochter" auf die Bühne, aber zur Fortsetzung, worin die Herstellung einer starken, auf Recht gegründeten Monarchie durch die fürstliche Dorothea, Eugenie, dargestellt werden sollte, konnte er nicht gelangen, wie er überhaupt zur dramatischen Dichtung nicht zurückzukehren vermochte; nur Pandora und ein paar Gelegenheitsdichtungen gelangten noch zur Ausführung, unter ihnen zwei politische, das Vorspiel von 1807 und „Des Epimenides Erwachen". Freilich hat Scherer auch die „Pandora" als Festspiel, und seltsam genugzum Frieden von Tilsit, aufgefaßt, aber dieser Behauptung fehlt jede haltbare Stütze, sie beruht auf vollkommener Verkennung des eigentlichen Inhalts der leider unvollendet gebliebenen Dichtung.*)

Preußen hatte sich im Dezember 1805 zu einem Vertrage mit Frankreich entschließen müssen, in welchem ihm Hannover zufiel, während Oesterreich im Frieden zu Preßburg schwere Verluste erlitt. Goethe benutzte den nächsten Geburtstag der Herzogin, um auf der Bühne die Hoffnung auf einen dauernden Frieden aussprechen zu lassen. Er selbst berichtet uns, dieser Festtag sei auf dem Theater zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert worden; das unvergleichliche Trompetercorps des durchziehenden preußischen Regiments Owstien habe sich in einem Halbkreis zum Willkommen aufgestellt und, nachdem es Proben seiner außerordentlichen Geschicklichkeit gegeben, zuletzt ein von ihm nach der Melodie des englischen Volksliedes: God save the king, gedichtetes Lied begleitet. Henriette von Knebel spricht von einem Vorspiel auf dem Theater, wozu Goethe die Verse gemacht habe, die nach jener englischen Melodie von den Zuschauern gesungen und von fünfzehn Trompetern begleitet worden seien. Das Lied deutet nach einer

*) Ich habe mich darüber in der Anzeige der schererschen Abhandlung („Deutsche Rundschau" V, 55—75) ausgesprochen. Vgl. Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1881 S. 168 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ehrerbietigen Begrüßung der Herzogin auf die Nähe des allgemeinen Friedensfestes mit einer Beziehung auf sein bürgerliches, aber im edelsten Sinne auch politisches Epos „Hermann und Dorothea", wo der Vater wünscht, sein Hermann möge an dem Tage getraut werden,

wenn das Fest, das lang erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend.

Schon heilten sich die Wunden, schon theilten sich die Wolken, so daß man freudig den heutigen Tag feiern könne, zu welchem auch die scheidenden Krieger durch diesen herrlichen Trompetenchor ihren Zoll darbrächten. In „Heil dir! der Bürger siegt", möchte von Loeper eine Hindeutung auf das seit 1793 gesungene preußische Volkslied erkennen, aber dazu berechtigt der Heilwunsch nicht im geringsten. Die hier von Goethe angedeutete, mehr gewünschte als gehoffte baldige Ordnung der deutschen Angelegenheiten sollte leider auf die unerwünschteste Weise erfolgen, da ein unter Napoleons Oberherrschaft stehender sogenannter Rheinbund an die Stelle des aufgelösten Reiches trat und das durch die Verhöhnung deutscher Freiheit und Macht aufgeregte, seine Kraft überschätzende Preußen arg niedergeworfen ward. Das vom stolzen Sieger überflutete Weimar, dessen Herzog in echt deutscher Gesinnung sich Preußen angeschlossen hatte, wurde nach schrecklichen Leiden nur durch die Geistesgegenwart und den edel beherzten Muth der Herzogin vor völligem Untergang gerettet. Karl August, der deutscheste der deutschen Fürsten, mußte sich dem Rheinbunde von Napoleons Gnaden mit schwerem Herzen anschließen. Seine Rückkehr konnte, wie sehr man sich dieser auch freute, unter den drückenden Verhältnissen nicht festlich gefeiert werden. Bald darauf betrauerte das Land den Verlust der Herzogin Mutter. Die Theaterlust war in Weimar geschwunden, so daß Goethe diesmal vor der Zeit die Vorstellungen abbrechen mußte, doch, frisch gefaßt, griff er zum kühnen Entschlusse, seine Schauspieler auf einige Zeit zu Leipzig in klassischen Stücken auftreten zu lassen, wozu er einen am 24. Mai gesprochenen Prolog schrieb, der mit den Worten schloß:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben,
Und so gewinnt in dieses Raums Bezirk
Gemüth und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von außen fehlt, erwünschten Frieden.

Der endlich im Juli 1807 zwischen Frankreich und Preußen geschlossene tilsiter Friede wurde, wie traurig er auch immer für die deutsche Sache war, mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen, da er wenigstens vorläufige Ruhe in Aussicht stellte. Für Weimar hatte sich der Kaiser von Rußland verwandt. Der Herzog kam auf Napoleons Wunsch aus Karlsbad nach Dresden, und er begleitete den Kaiser bis nach Eisenach. Weimar ward diesmal von Napoleon nicht berührt, der sich deshalb bei der Herzogin entschuldigen ließ. Als der Vertreter der Stadt gegen ihn die Hoffnung aussprach, dieselbe werde sich bei anhaltendem Frieden wieder heben, erwiderte Napoleon: „So lange die Engländer noch Geld haben, die Welt zu bestechen, gibt es keinen dauernden Frieden. Ich werde den Krieg nicht suchen, aber ihn ebensowenig scheuen." Jetzt sollte auch die Erbprinzessin, die russische Großfürstin, die beim Vorrücken der Franzosen, noch vor dem Unglückstage bei Jena, Weimar verlassen und sich mit andern geflohenen Fürstlichkeiten in Schleswig aufgehalten hatte, in Begleitung des Erbprinzen, der sich schon im Februar zu ihr begeben hatte, nach Weimar zurückkehren, gleichsam zum Pfande, daß man auf dauernden Frieden, wenigstens in Weimar, rechnen dürfe. Die Herzogin reiste selbst am 8. August mit der Prinzessin Karoline nach Schleswig; bei ihrer Rückkehr am 7. September brachte sie die Versicherung der Wiederkehr des erbprinzlichen Paares und gab dem Geheimerath von Voigt den Auftrag, alles zum frohen und herzlichen Empfange der Großfürstin vorzubereiten.

Am 12. September traf die Großfürstin mit ihrem Gemahl und, als sie eben am Schlosse angekommen, auch der Herzog ein, der sich zur Nachkur nach Teplitz begeben hatte. So war die herzogliche Familie, mit Ausnahme des Prinzen Bernhard, der sich als Hauptmann in Dresden befand, nach langer Zeit wieder in Weimar zusammen. „Die Großfürstin war sehr gerührt über die Liebe des Volks", berichtet Voigt. „Die Stadt war sehr geschmack-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

voll und zierlich dekorirt. Es gehörten 150 Wagen mit Büschen dazu und alle Blumen von Erfurt bis Jena. Der goldenen Inschriften war eine Menge. Bei dem Eintritt in die Grenzen des Landes stand ein grüner Ehrenbogen; ‚Gruß und Treue' war die Inskription. Alles ritt vor, was beritten war. 120 Mädchen beglückwünschten am Thor und zogen voran. Alles paukte, trompetete, jubelte. . . . Es war eine schöne Stunde. Die Herzogin wollte einen fröhlichen Empfang; alles war mit der Veranstaltung sehr zufrieden."

Das Theater feierte die Rückkehr der Großfürstin erst eine Woche später, am Tage seiner Wiedereröffnung. Wahrscheinlich bedurfte Goethe hierzu keiner besondern Aufforderung der Herzogin; konnte er ja die Rückkehr der geliebten Fürstin, die Schiller, als sie vor fast drei Jahren in Weimar eingetroffen war, mit der „Huldigung der Künste" begrüßt hatte, nicht ungefeiert vorübergehen lassen. Das Stück ward nach Goethes eigenem Bericht „in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt". Auf das Vorspiel folgten zwei beliebte Kleinigkeiten, „Ernst und Scherz" von Schall und „Die Beichte" von Kotzebue. Das Stück brachte, wie Goethe sagt, einen durchaus guten Eindruck hervor; am 30. ward es wiederholt, wobei die herzogliche Familie aber wegen der darin enthaltenen Huldigungen nicht mehr erschien. Bei der Uebersendung des Vorspiels an Knebel bemerkte Goethe: „Leider erhältst du nur den Theil, der in Worten verfaßt ist und auf das Papier gebracht werden kann; alles, was auf sinnlichen Effekt berechnet war, geht ab, und so bleibt es nur Stückwerk. Die theatralischen Kontraste, die hier aufgestellt wurden, lassen sich durch die Einbildungskraft nicht nachbringen. Der furchtbare, bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß sich, indem eine heitere Sternerscheinung jeden freundlich erinnerte, was man unserer vortrefflichen Fürstin vorm Jahre schuldig geworden, an die zweite glänzende und prächtige Hälfte durch einen sanften Uebergang gefällig an, und die hülfereiche, ordnende Erscheinung der Majestät war nicht ganz unerwartet. Der bekränzte Friede stellte sich dem gekrönten Ernst anmuthig entgegen, und dadurch, daß die vier Personen durch zwei Schauspielerinnen (Frau Wolff und Fräulein Silie) vorgestellt wurden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrages geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit; wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schlusse die treuen, ihr ergebenen Herzen mit sanfter Rührung entließ." Gegen den Grafen Reinhard äußerte er, seit einiger Zeit habe er wieder guten Muth; die menschliche Natur scheine eine völlige Resignation nicht allzu lange ertragen zu können; die Hoffnung müsse wieder eintreten, und dann komme auch die Thätigkeit wieder, durch welche jene in jedem Augenblicke realisirt werde. In diesem Sinne habe er ein Vorspiel zur Wiedereröffnung des Theaters geschrieben, wo er Gewalt und Vertilgung, Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorgeführt habe.

Zunächst galt es dem Dichter, die Rückkunft der Großfürstin nach so langer Trennung bei endlich glücklich wieder hergestelltem Frieden in einem allegorischen Festspiel darzustellen. Man erwartete einen „Prolog an die Großfürstin", wie Knebel schreibt, aber Goethe hatte ihn zu einem Festspiel ausgedehnt, das auch durch die äußere Darstellung auf die Sinne wirken sollte. Ihre Rückkehr mußte als Pfand des Friedens erscheinen, wie ihre Entfernung, als Zeichen des drohenden Sturmes, das Land in Angst und Schmerz versenkt hatte. Rußland war jetzt mit Frankreich verbunden; Alexander, der Bruder der Großfürstin, stand mit Napoleon auf freundlichem Fuße, er hatte sich für Preußen verwandt und auch Weimar empfohlen. Freilich waren die Angelegenheiten des Rheinbundes noch keineswegs geordnet; erst in Paris sollte darüber entschieden werden, und im Weimarischen war man so wenig beruhigt, daß manche bei der Nachricht, Davoust sei zum Herzog von Jena ernannt, ernstlich fürchteten, Jena sei diesem als Herzogthum zugefallen. Knebel wollte um so eher daran glauben, als verschiedene vorhergegangene Umstände darauf zu deuten schienen, und er die Reise der Herzogin nach Schleswig damit in Verbindung brachte. Selbst seiner am Hofe lebenden Schwester schien die Lage Weimars noch immer ungewiß. Aber von dieser thatsächlich unbegründeten Furcht mußte Goethe ganz absehen; er durfte sie nicht einmal zu beschwichtigen suchen, da er dadurch an sie erinnert hätte. Als Grundmotiv er-

gab sich ihm der Gegensatz der schrecklichen Verwüstung des Landes vor einem Jahre, kurz nach der durch das Vorrücken der Franzosen veranlaßten Abreise der Großfürstin, und der durch die Rückkehr verbreiteten Festfreude. Wenn die traurige Verwüstung nur durch eine Flüchtende sinnbildlich dargestellt werden konnte, so mußte dagegen der jubelnde Empfang der Großfürstin ausführlich beschrieben und zugleich der jetzt hergestellte Friede hervorgehoben werden. Trat als Veranlassung zur Verwüstung die Kriegsgöttin persönlich auf, so mußte als Begründerin des Friedens die mächtig gebietende, mit Weisheit waltende Herrschaft, die Majestät erscheinen, die den nothwendigen Grund staatlicher Ordnung bildet. Nichts lag dem Dichter ferner, als gegen Napoleon aufzuregen, von dem der Bestand Weimars abhing, das nur durch Jahre der Ruhe hergestellt werden konnte, und so durfte er auch seine Kriegsgöttin nicht mit solchen Zügen ausstatten, welche nothwendig auf diesen hindeuteten, er schilderte nur im allgemeinen die zerstörende Gewalt der Kriegsfurie.

Noch weniger, als eine solche Verletzung Napoleons durfte er das deutsche Gemüth durch die entfernteste Anspielung aufregen, daß Napoleon der Beschützer des Rheinbundes und somit auch der oberste Gebieter Weimars, daß in demselben Manne, der den Eroberungskrieg in Deutschland entflammt hatte, jetzt die Macht, Weisheit und Gerechtigkeit des deutschen Herzogthums zu verehren sei. Und doch wäre dieses der Fall, wenn Goethe die Majestät wirklich sprechen ließe:

Fromm erflehet Segen euch von oben;
Aber Hülfe schafft euch thätig wirkend
Selber, und vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weise, der Verständ'ge nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glück hin!

Die Worte „und vertilget — auftrat" können einen nothdürftigen Sinn nur dann gewinnen, wenn man mit von Loeper annimmt, die Kriegsgöttin und die Majestät stellten sich als verschiedene Seiten derselben Macht dar, beide deuteten auf Napoleon als Kriegshelden und als weise und gerecht waltenden Kaiser und

Beschützer des Rheinbundes. Aber nicht allein hätte eine solche auch noch so feine Hindeutung (und die nach diesen Worten sich herausstellende wäre so scharf und bestimmt, daß sie nicht verkannt werden konnte) den Hof und alle Weimaraner schmerzlich treffen müssen, sondern Goethe empfand auch wirklich, durch die Abhängigkeit von Napoleon habe Norddeutschland die Freiheit verloren, nach welcher jeder sich soweit als möglich ausbilden könne und jeder nach seiner Art beliebig das Rechte thue, wie er an Zelter schrieb. Auch steht diese Deutung mit der klaren plastischen Anschaulichkeit der Allegorie in Widerspruch, ja sie zerstört diese völlig. Höchstens hätten die Kriegsgöttin und die Majestät als Schwestern erscheinen können, während Goethe als solche die Majestät und den Frieden darstellt. Ja, hätte dieser wirklich die Kriegsgewalt und die Herrschergewalt als Ausflüsse derselben Macht sich gedacht, so würde er dies entschiedener betont haben als in einer solchen an ihrer Stelle überraschenden, weil durch nichts entfernt vorbereiteten Aeußerung.

Wir glauben, den Dichter von allen diesen Wunderlichkeiten durch eine leichte Textverbesserung befreien zu können, indem wir „jenes" statt „meines" schreiben; „jener Fuß, der gewaltig auftrat", ist eben der Fuß der Kriegsgöttin. Die Verwechslung dieser beiden Wörter durch den Abschreiber oder den Setzer, wenn es nicht gar eine Schlimmbesserung des Correctors des ersten Druckes (im Oktober 1807 im „Morgenblatt") sein sollte, ward durch das folgende „meiner Macht und meinem Glück" veranlaßt, oder es war ein Hörfehler, da Goethe das Vorspiel wohl diktirte. Eine Bestätigung des unglücklichen „meines" darf man nicht etwa darin suchen, daß die Kriegsgöttin und die Majestät von derselben Schauspielerin dargestellt wurden. Goethe wollte eben zu diesem Vorspiel so wenig Schauspielerinnen als möglich verwenden, um sich der Darstellung in einem Geiste zu versichern, und so wurden auch die Flüchtende und der Friede durch dieselbe Schauspielerin gegeben, die man doch nicht, wie es bei der Kriegsgöttin und der Majestät allenfalls möglich wäre, unter einem Begriffe wird vereinigen wollen.

Goethe hatte sich persönlich nach den Unglückstagen Weimars bald wieder gefaßt; die gerade gleich darauf erfolgende Trauung

mit Christiane Vulpius hatte ihm ein behaglicheres Leben gegeben, und hielt er sich zunächst auch in engerm Kreise, besonders in dem Hause der edlen, bildungsreichen Johanna Schopenhauer, so war er doch im nächsten Frühjahr mit dem Hofe und den durch Bildung und Geist hervorragenden, ihm seit lange befreundeten Damen wieder in nähere Verbindung getreten. Zwar litt er körperlich, aber sein Geist war so frisch geweckt, daß er mit großem Glücke mehrere Erzählungen der „Wanderjahre" ausführen konnte. Dieselbe frische Schaffenskraft des in Karlsbad auch körperlich wiederhergestellten Dichters*) bekundet auch unser Vorspiel, das von Loeper mit Recht nach Form und Gehalt den bedeutsamsten Erzeugnissen unserer Literatur zuzählt, „in welchen die deutsche Sprache einen Triumph feiere, da sie markig und edel gebildet, und doch leicht verständlich und natürlich in antiken Trimetern einhergehe, ohne zu antikisiren und je zu undeutschen, gekünstelten und ungelenken Wendungen zu greifen". Man fühlt, wie der Dichter die Sprache als gewaltiger Meister beherrscht, und aus voller lebendiger Anschauung und frischer, warmer Ueberzeugung schöpft, wenn er sich auch der allegorischen Darstellung bedient, die so leicht in kühle und kahle Nüchternheit verfällt.

Am Anfang erscheint die Kriegsgöttin, keine Pallas, sondern eine Kriegsfurie, in dem ihrem grausen Wirken entsprechenden Gewitterdunkel an einem auf das folgende Erscheinen der Flüchtenden berechneten Orte; die Szene ist eine waldige Gegend, in welcher sich auf den Seiten hohe waldbedeckte Felsen erheben, zwischen denen sich im Hintergrund der Meeresstrand zeigt. Der ferne Donner deutet auf den in der Ferne wüthenden Krieg. Die Göttin stürmt mit ihrem gezogenen Schwert heran, dem kein Sterblicher widerstehen kann, ähnlich wie die schillersche Jungfrau; wo sie erscheint, herrscht, wie sie selbst sagt, sofort Nebelnacht, nur der weithin den Himmel durchzuckende Blitz, ihre Fackel, leuchtet zur Flucht. Als darauf Blitz und Donner näher kommen, rühmt sie sich, daß Schaaren Gefallener von ihrem Schwerte schon hingemähet seien, sie aber

*) Sein Schwager Vulpius schreibt am 4. Oktober an Nic. Meyer: „Goethe ist gesunder zurückgekommen und ist jetzt munter und wohl."

schreite immer weiter vor, auf ihr Glück vertrauend, das sie bisher stets begleitet habe. Ein treffender Zug ist es, daß die Kriegsgöttin das blinde Vertrauen auf das Glück hat, welches alle großen Eroberer beherrscht, wobei aber eine besondere Beziehung auf Napoleon und den ihm zur Seite stehenden „Gott der Schlachten" fern liegt. Darauf beschwört sie den immer näher kommenden Blitz und Donner, welche sie selbst längst von ferne „verkündet" hatten, ihr Werk zu verrichten, dann auch das Hagelwetter, das alles wegschwemmen soll.

Die Noth der allgemeinen Kriegsverwüstung kann der Dichter nur persönlich schildern; er wählt dazu eine Flüchtende, welche das fürchterliche Unheil mit tragischer Gewalt ausspricht. Sie ist mit vielen dem schrecklichen Mord und der Verwüstung entflohen, aber die Angst hat sie blind fortgetrieben, ohne der andern und des Weges zu achten, und so ist sie in diese Felsenschlucht gerathen, in welcher die hohen waldbewachsenen Felsen und hinten das Meer ihre Flucht hemmen. Ja, die durch den Sturm wild aufgeregte Flut scheint sie wegzustoßen und zu den Ihrigen zurückzutreiben, weil sie diese beim schrecklichen Untergange nicht habe verlassen dürfen; aber leider ist es ihr unmöglich, jetzt zu diesen zurückzukehren, wo das blutgetränkte Schlachtfeld sie von ihnen trennt. Da es unterdessen ruhiger geworden, der Blitz erloschen ist, der Donner nur noch aus weiter Ferne grollt, ergreift sie mit sehnsüchtiger Wehmuth der Gedanke an das hingeschwundene stille, doch so reiche, früher nie nach Gebühr gewürdigte Familienglück. Ach, da sieht sie in der Ferne den Segen der Aernte hoch in die Lüfte lodern, und lebhaft stellt sie sich vor, wie die reich gefüllten Scheuern und die Speicher, vom Brande verzehrt, in Schutt und Asche sinken. Der Ausdruck ist hier ganz eigenthümlich bezeichnend und malt mit der lebhaft Alles gegenwärtig vor sich schauenden und es in Worten scharf ausprägenden Leidenschaft des Schmerzes. Der Donner kommt wieder etwas näher. Da denkt sich ihre Angst, das Schreckliche, was sie einmal erzählen gehört, sei eben in ihrem Dorfe geschehen, das gewaltig alles erschütternde Toben der Elemente habe selbst den stillen Ruheplatz der geliebten Todten aufgewühlt und die theuren Leichen weggeschwemmt, so daß sie jetzt gleich denen, die durch die Flucht dem Tod entflohen, von ihrem gewohnten Auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

enthalt in die Irre getrieben werden. Immer näher rückt der Donner, das fürchterliche Wetter wüthet jetzt in der Nähe fürchterlicher als je; Land und Meer werden vom wilden Sturme bewegt. Daß der Boden erbebt, kann eigentlich vom Sturme nicht gesagt werden, wenn derselbe auch gewaltig darüber hinfährt; es schwebt dabei die Erschütterung von Kanonenschüssen vor, wie sie Goethe selbst erlebt hatte. In der leidenschaftlich ängstlichen Aufregung fühlt die Flüchtende sich selbst auf dem zitternden Erdboden schwanken, aber trotz ihrer äußersten Bedrängniß fällt sie nicht ohnmächtig hin, sie hat Kraft genug, ihr Herz in brünstigem Gebete zum Himmel zu erheben, ob dieser sich ihres unermeßlichen Unglücks erbarmen wolle. Da erinnert sie sich, mit welchem Vertrauen, mit welcher Freude sie einst als Jungfrau zu Gott gefleht und in Jubelliedern ihren Dank ergossen habe: aber jetzt scheint sein Vaterauge sich abgewandt, sein Antlitz mit dem Lichtglanz seiner Sterne in dunklen Wolken wie hinter verhüllenden Teppichen sich ihr entzogen zu haben; ja, sie beginnt an Gottes Allmacht zu verzweifeln, fürchtet, die wilden Naturkräfte wütheten gegen seinen Willen, um die Erde zu zerstören und alle ihre Bewohner zu vernichten, wovon das starke, von Raubthieren hergenommene „zerknirschen" steht. Da der Donner indessen ganz nahe gekommen, der Sturm noch zugenommen, bricht sie in den Weheruf des Entsetzens und der Verzweiflung an aller göttlichen Hülfe aus. Immer toller rasen die Elemente. Das Meer erhebt sich so hoch, daß es auf den am Fuße der Felsen sich hinziehenden Wald sich ergießt und fast flammenartig sprüht, während die Blitze die Gipfel der höchsten Wälder durchzucken und sie hinzuschmelzen scheinen, endlich aber wie ein Strom (Wasser und Blitz scheinen eines die Natur des andern angenommen zu haben) auf die Erde sich ergießen, die nur Verzweifelnde trägt. Der Dichter hat in dieser Jammerklage eine Gewalt der Sprache entfaltet, welcher selbst bei ihm wenig Aehnliches an die Seite zu stellen ist. Beim Einschlagen des Blitzes fällt die Flüchtende betäubt nieder (was freilich durch eine szenarische Bemerkung angedeutet sein sollte), während am Himmel in einem Sternbilde der Namenszug der Herzogin „als ein Wunder- und Trostzeichen" erscheint.

War es ja die Herzogin, die Großmutter unserer Kaiserin, die

in der höchsten Noth durch ihr muthiges, echt fürstliches und wahrhaft hehres Auftreten Napoleons aufblitzenden Zorn entwaffnete und Weimars Untergang verhütete, die, da sie „den Glauben in der tiefsten Brust nährte", wie es in „Des Epimenides Erwachen" heißt, „unter Glut und Mord und Rauben das Verderben abwehrte". Der durch das Sternbild angedeutete im allgemeinen Verderben sich bewährende rettende Muth der Fürstin bildet den geraden Gegensatz zu der an Gott und Welt verzweifelnden, zuletzt zusammenbrechenden Flüchtenden, und zugleich den Uebergang zu dem zweiten heitern Theile, dem eigentlichen Gegenstande des Festspiels.

Bildet im ersten Theile das Unglück der Verwüstung den Hauptpunkt, so hier das Glück des hergestellten Friedens, als dessen Gleichniß die so lang ersehnte, endlich an der Hand des Gatten heimkehrende Großfürstin dargestellt wird, wie der mit allgemeiner Theilnahme aus vollem Herzen ihr bereitete Empfang als Vorbild jenes unablässig regen Strebens und Wirkens aller erscheint, welches den neu zu begründenden Wohlstand und wahres Bürgerglück schafft. Wie in der ersten Szene die Kriegsgöttin die Verwüstung und die verzweifelnde Noth bereitet, so ist es hier die alles mit Weisheit und Gerechtigkeit zum Besten lenkende Herrschermacht, welche als nothwendige Bedingung des sichern Friedens und der Wiederherstellung des zerrütteten Landes erscheint. Sie tritt an der ihr gebührenden Stelle, im Thronsaale, wie es hier heißt, im „königlichen Saale", in der ihr eigenen Tracht, dem Krönungsornat, mit Zepter, Krone und Königsmantel, auf. Bewegt die erste Scene sich im tragischen Trimeter, den der Dichter schon bei dem Anfange seiner „Helena" und in den beiden frühern Vorspielen angewandt hatte*), so spricht die Majestät ihre Antrittsrede in fünffüßigen Trochäen, einem ruhigen, ernst würdigen Maaße, dessen Goethe sich hier zuerst auf der Bühne bedient, während er es in erzählenden Gedichten seit 1775 mehrfach angewandt hatte. Bereits in „Paläophron und Neoterpe" traten vierfüßige Trochäen neben jambischen Trimetern auf; in ihnen läßt Goethe den Frieden seine anmuthige Schilderung

*) Vgl. meinen Aufsatz „Der Text des zweiten Theiles von Goethes Faust in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" XV, 438 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des festlichen Empfanges sich ergießen, wogegen er zu den Reden der Majestät den um einen Trochäus längern, daher feierlichen Vers wählte, nur im Gespräche zum Trimeter zurückkehrte. Die Majestät gibt sich gleich als die mit Weisheit ausgestattete Macht zu erkennen, welche überall schon durch ihr bloßes Auftreten sich Vertrauen erwirbt, wie dagegen vor der rohen Gewalt alle flüchten. Hiermit spricht sie entschieden den Gegensatz zum vorigen Auftritt aus, ja die Aufeinanderfolge ist bestimmt ausgedrückt. Wir glauben, daß in den Worten:

Und wie vor Gewalt sich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen,

nichts weniger angedeutet ist, als daß die zerstörende Kriegsgewalt ebenso der Ausfluß der höchsten Souveränetät sei wie deren ordnende und schützende Macht. Gewalt und Macht sind keineswegs dem Dichter gerade Gegensätze; die eine bewältigt und zerstört, die andere gebietet und leitet. Nachdem die Majestät sich als weise Herrschaft bezeichnet und die Verehrung ausgesprochen hat, welche die Menge aus der tief in der Menschenbrust liegenden Neigung zur Ehrfurcht, die Goethe später einmal als Erbtugend des Menschen bezeichnet, ihr entgegenbringt, geht sie darauf über, daß nicht allein der König, sondern auch jeder Bürger an seiner Stelle förderlich wirken könne. Zunächst schildert sie die Macht des Künstlers über die Natur, wobei sie das Beispiel vom Baumeister hernimmt, der so mächtige Werke aufzuführen verstehe, daß man ihn mit dem Schöpfer der Welt zu vergleichen wage. So kann jeder an seiner Stelle wirken; nur auf das Wollen und Können kommt es an, das sich freilich nicht immer verbindet: oft fehlt das eine oder das andere, das Können aber vermag ein Jeder sich zu verschaffen, der sich in dem seinen Anlagen gemäßen Kreise redlich bemüht. Als Beispiel, wie jeder auch im kleinsten zu wirken vermöge, dient der Weber, dessen Kunst so wenig verächtlich ist, daß die Gottheit selbst in ihm ein Gleichniß ihres eigenen Schaffens erkennt (man vergleiche die Aeußerung des Erdgeistes im „Faust“ vom Webstuhl der Zeit), und auch nach außen so nützlich und erfreulich wirkt. Eine und dieselbe Thätigkeit ist es, die überall in der Natur und der Menschheit

wirkt, ja es ist ein Abglanz der Gottheit, wobei man sich der am Anfang des „Faust" vorschwebenden Lehre vom Makrokosmus erinnere. Mit einem raschen Uebergange fordert nun die Majestät die Zuschauer auf, jeder von ihnen möge jetzt freudig die zu frischem Wirken und zur Herstellung des Zerrütteten Rückkehrenden empfangen, wobei die zum Bestehen des Staates nöthige Unterordnung hervorgehoben wird, der seine höchste Spitze in dem Fürsten habe, wie die Stadt in ihrem gewählten Aeltesten, die Familie im Hausvater. Zieme es sich auch, auf Gottes Segen zu hoffen, so müsse doch jeder an seiner Stelle redlich arbeiten*), das Zerstörte wieder herzustellen, den Wohlstand neu zu gründen, und durch weises, verständiges Wirken sich an dem durch die Majestät ermöglichten Bürgerglücke zu betheiligen.

Aber die Herrschaft bedarf zu ihrer gesegneten Wirksamkeit der äußern Ruhe. So tritt denn jetzt der endlich wiedergekehrte Friede zu der Majestät, welche diese (die sich als ihre Dienerin bekennt, insofern alles sich jener unterordnen muß) als gleich berechtigte Mitherrscherin, als ihre Schwester anerkennt. In ihrer Umarmung ist das Glück des Landes nun wieder fest begründet. Die Majestät hat in Weimar nie gefehlt, da sie, auch während der Abwesenheit des Herzogs, von dessen Gattin so würdig vertreten war, aber den äußern Frieden sammt dem Wohlstand hatte der Krieg schrecklich zerstört; dieser mußte zurückkehren, was gerade durch den Einfluß der Majestät geschah, wie das Sternbild am Ende der ersten Szene andeutete. Der Friede berichtet nun mit heiterer Lust den jubelnden Empfang bei der Rückkehr der allgeliebten Großfürstin, an welchem der neuliche von verehrender Liebe und frohem Stolze gefeierte Einzug ihrer Tochter, der Kaiserin Augusta, in ihre Geburtsstadt Weimar wieder erinnerte. Dieser Bericht wird aber auf echt dramatische Weise belebt, so daß wir erst allmählich (die Fragen der Majestät bilden dabei geschickt den Uebergang) Veranlassung und Zweck des Jubels erfahren. Sehr glücklich beginnt sie mit der freudig bewegten Schilderung, wie alle Bürger dieser Stadt, welche die Künste immer liebevoll gepflegt habe, heute in vereinter Thätig-

*) Das Sprichwort lautet: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keit mit vollem Herzen wetteifern. Die Majestät, die von dem, was sich eben begeben hat, nichts weiß, rühmt eine solche Thätigkeit als den Grundstein jedes staatlichen Wohlseins; sie müsse eben aus eigener Seele fließen, da der Staat sie durch Belohnungen nicht überall zu wecken vermöge, aber es bedürfe dieser auch nicht, da sie ihren Lohn in sich trage. Nur ein solcher thatkräftiger Sinn befähige auch zu gedeihlichem öffentlichen Wirken, mache den wahren Patrioten, der seiner Gemeinde vorzustehen und so das Wohl der Gesammtheit zu gründen vermöge. Hier tritt Goethes Ueberzeugung von der wahren politischen Wirksamkeit in reiner Klarheit hervor. Der echte Patriotismus schien ihm darin zu bestehen, daß jeder in seinem Kreise tüchtig wirke, wodurch er erst die Fähigkeit erhalte, das Gemeinwohl zu fördern; denn wer in seinem eigenen Hause kein gutes Regiment führe, wer in seinem beschränkten Kreise nicht wirke, könne noch weniger der Gemeinde vorstehen, wie er denn auch noch später, als Weimars Großherzog aus freier Bewegung eine Verfassung dem Lande gegeben hatte, nur den „guten Wirth" zur Vertretung beim Landtage für tauglich erklärte. Den alten Spruch Luthers, wenn jeder seine Lektion lerne, so werde es gut im Hause stehen,*) erweiterte Goethe zur Ansicht, daß nur ans tüchtigem, allseitigem Wirken eine würdige Gemeindeverwaltung hervorgehe, daß ein auf redlicher Thätigkeit beruhendes Familienleben die nothwendige Voraussetzung jedes geordneten Gemeindelebens sei, das wieder die Grundlage des Staates bilden müsse. Und dieser Grundsatz bleibt ein unerschütterlicher Fels, auf dem auch unser neues deutsches Reich für und für ruhen möge, das seine volle Kraft im geordneten Familien-, Gemeinde- und Staatenleben finden muß.

Treffend hat von Loeper hierbei auf ein vor zehn Jahren an Goethes Geburtstag gesprochenes Wort Palmerstons erinnert: „Unser Patriotismus muß, wie unsere Mildthätigkeit, zu Hause beginnen. Ein Mann muß vorher sein Heimatshaus und seine Fa-

*) Vgl. Goethes Verse „Bürgerpflicht" vom 6. März 1832. Im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung" heißt es, der Patriotismus bestehe darin, daß jeder vor seiner Thüre kehre, seines Amts wahre, auch seine Lektion lerne, damit es wohl im Hause stehe. Auch Bürger bezieht sich auf Luthers Spruch in der „Antwort an Göckingk" (1777).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

milie lieben, dann seine Stadt und seinen Bezierk, und wenn er dann seine Grafschaft liebt, so liebt er sein Vaterland." Goethe war weit entfernt, vom Haß und Widerstreben gegen Napoleons damals unangreifbare Macht Heil und Glück zu erwarten, abgesehen davon, daß seiner Natur jeder gewaltsame Umsturz des Bestehenden und jedes aussichtslose Bekämpfen der begründeten Macht zuwider war; er glaubte mit seinem Herzoge und dem Geheimerath von Voigt, der mit ihm sich eingehend berieth, es gelte zunächst die Wiederherstellung des Landes. „Ueber die höhere Politik habe ich mich zufrieden gegeben, und mich getröstet, daß nichts verabsäumt ist von der staatsdienenden Klasse," schrieb Voigt gleich nach den Unglückstagen Weimars. Der Herzog wünschte nur noch ein Dutzend Jahre mit diesem vortrefflichen Staatsmanne zusammen zu leben, um die Wunden vielleicht leidlich heilen zu können, die dem Lande geschlagen worden, und so unternahm er schon im Juli 1808 eine Umgestaltung der Landesverfassung, welche „das alte Gute mit dem neuen Zustande der Dinge und den Lehren des Zeitlaufs vereinbaren, nach so mancher Weltzerrüttung auch im Innern eines jeden speziellen Vaterlandes ein Ganzes zusammenhalten" sollte. So war also Goethe in dem politischen Ziele mit dem Herzog und dessen leitendem, ihm befreundetem Saatsmanne vollständig einverstanden, auf das er auch in unserm Vorspiele hinzudeuten nicht unterlassen konnte. Und so stellt er hier das begeisterte Zusammenwirken beim Empfange der Großfürstin als Sinnbild jenes Bürgerlebens auf, das allein den Staat wiederherstellen könne. Der Friede erkennt die Wahrheit jenes von der Majestät ausgesprochenen Grundsatzes an, und bezeichnet ein solches Wirken, diesen echten Bürgersinn, als Grundstein des Staates, geht aber sodann zu einer anmuthig belebten Schilderung des heutigen Festjubels über.*) Dadurch, daß die Majestät meint, es handle sich um ein Friedensfest, bei welchem sie auch einen leidenschaftlichen Erguß der Freude nicht tadeln mag, gewinnt der Dichter den Uebergang zur Großfürstin, welcher der Empfang gegolten habe. Der Friede bezeichnet diese,

*) Den wirklichen Empfangsjubel hat er hier vortrefflich beschrieben, wie Vulpius in dem angeführten Briefe an Meyer bemerkt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche heute mit ihrem gleich jungen und hoffnungsvollen Gemahl wie eine Leben spendende und segnende Gottheit zurückkehre, als sein ausdruckvollstes Abbild. So ist ihre Rückkehr ein Friedensfest.

Aber auch die Majestät muß noch ihren innigsten Antheil an diesem Feste bekunden, und den übrigen fürstlichen Personen darf ihre Verehrung nicht entzogen werden. Zunächst bemerkt sie, je größer Schmerz und Trauer bei der Entfernung der Großfürstin gewesen, um so größer seien bei der Rückkehr die Freude und der Jubel, und sie fordert den Frieden auf, alle heute zurückkehrenden und sich in Weimar wieder zusammenfindenden Fürstlichkeiten mit ihrer Macht zu schützen, insofern der Friede eben nur eine Dienerin der Majestät ist. Eigentlich waren an diesem Tage nur das erbprinzliche Paar und der Herzog zurückgekehrt, aber auch die Herzogin und die Prinzessin Karoline erst wenige Tage vorher angekommen. Das segensvolle Wirken der Herzogin war am Schlusse der ersten Szene gefeiert worden; ihr mußte am Ende des Ganzen eine ähnliche Erscheinung entsprechen. Die Majestät gedenkt zuletzt noch der vor wenigen Monaten hingeschiedenen Herzogin-Mutter, wobei im Hintergrunde in einem Sternbild der Anfang ihres Namens sich zeigt, umgeben von den Anfangsbuchstaben der Namen der sämmtlichen Mitglieder der herzoglichen Familie. Ihre letzten Tage waren durch das Landesunglück und den Tod eines geliebten Bruders getrübt; aber jetzt steht ihr Andenken in reiner Glorie, ihr Name lebt in ewiger Erinnerung, hochverehrt von den Ihrigen und dem Lande. Möge ihr Andenken, wie sie selbst früher, wo sie stets den Ihrigen und dem Lande sich wahrhaft mütterlich erwiesen, immerfort wirken und lehren, wie sie, mit rein menschlichem Sinne zu genießen, aber auch, wie sie früh gelernt, zu entbehren, zu hoffen und zu leiden bis zum letzten Lebenshauche, vor allem auch männlich kräftig sich zu zeigen, was gerade in letzter Zeit unumgänglich nöthig gewesen. Auch der Anfang der Regierung der hingeschiedenen Herzogin war sehr schwer gewesen, da das Land damals, wo sie als jugendliche, fast noch kindliche Wittwe ihm vorstand, vom siebenjährigen, Kriege zu leiden hatte. So tritt also hier zum Schlusse die segensreiche Wirkung der Herzogin-Mutter hervor, deren Geist auf ihre Nachkommen forterben möge. Das Vorspiel feiert demnach außer der Großfürstin,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der künftigen Herzogin, ihre beiden Vorgängerinnen, die hingeschiedene und die regierende, welche das Land vor kurzem gerettet, also gleichsam den Schutzgeist des Landes in seinen Fürstinnen, deren jüngste zu allgemeinem Jubel eben zurückgekehrt ist, fordert aber zugleich die Bürger zu eifrigem Bestreben auf, im Verein mit dem Fürstenhause durch rastloses Wirken den aus dem Krieg geretteten Staat wieder zu Wohlstand und Macht zu erheben. Hierdurch erhält die glücklich ausgeführte, gedankenvolle Dichtung ihre zusammenschließende Einheit.

II.

Gar traurige Zeiten waren es, welche die Rheinbundstaaten unter Napoleons Oberherrschaft verlebten, der, nachdem er Deutschland zersprengt hatte, nur darauf sann, sie allmählich sich ganz einzuverleiben, wozu jede Auflehnung ihm ein willkommenes Mittel bot, während sie, so lange sie den aufgezwungenen Gehorsam leisteten, zur Bekämpfung Preußens und Oesterreichs, deren endlicher Untergang oder völlige Unterwerfung ihm nur eine Frage der Zeit schien, erwünschte Bundesgenossen waren. Das Streben jedes wohldenkenden Staatsmannes mußte bei dieser bedauerlichen Lage der Sache, besonders da man nicht ermessen konnte, wie weit Napoleons Ehrsucht sich vermessen würde, zunächst darauf gerichtet sein, die unter den gegebenen Verhältnissen mögliche Entwicklung des bürgerlichen und staatlichen Lebens zu fördern, ohne, wie sehr das Herz auch nach deutscher Unabhängigkeit und würdiger Machtstellung des gesammten deutschen Volkes verlangen mochte, auf Pläne zur Abschüttelung des fremden Joches sich einzulassen, welche vorab ohne alle Aussicht schienen. Preußen und Oesterreich waren niedergeworfen, und mochte auch eine Erhebung beider in sicherer Aussicht stehen, ein gemeinsames Handeln schien bei der herrschenden Zwietracht kaum zu erwarten, Krieg des einen oder des andern ohne Aussicht und dazu verderblich für die Rheinbundstaaten, die sich am Kampfe betheiligen und, besonders die Preußen und Oesterreich nahe liegenden, unter ihnen vor allem Weimar, durch die Kriegszüge leiden mußten. Rußland stand mit dem französischen Eroberer im

besten Vernehmen, so daß von ihm keine Hülfe erwartet werden konnte. So schien jeder Auflehnungsversuch in den Rheinbundstaaten nur zu völliger Zertrümmerung und Unterwerfung zu führen.

Im Herzogthum Weimar stimmte Herzog Karl August darin mit Goethe und Voigt überein, daß es zunächst gelte, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, die Entwicklung und Belebung des Wohlstandes zu fördern. Deshalb beeilte er sich, die drei Landschaften Weimar, Jena und Eisenach zu vereinigen, die Rechte der Stände förderlich zu erweitern, durch neue Städteordnungen die Bildung eines selbständigen Bürgerthums zu beleben und das Land durch Verbesserungen in jeder Art der Verwaltung zu erleichtern. Der Entwurf zu einer neuen Verfassung wurde schon am 9. Januar 1809 den jetzt zum erstenmal vereinigten Ständen der drei Landschaften vorgelegt. Während Karl August so zunächst das Wohl seines Landes im Auge hielt, konnte sein für das große deutsche Vaterland rastlos thätiger Geist nicht unterlassen, im geheimen deutsche Gesinnung, Haß gegen den auf Deutschlands Zertrümmerung sinnenden Tyrannen und Hoffnung auf endliche Befreiung zu nähren. Zu diesem Zwecke nahm er von Müffling, der 1806 mit ihm den Rückzug gemacht hatte, in seine Dienste. Er stellte ihn als Vicepräsidenten des neuen Landschaftskollegiums an; dessen geheime vaterländische Thätigkeit blieb selbst Goethe und Voigt unbekannt, da der Herzog wußte, wie wenig beide der von Weimar aus insgeheim in ganz Deutschland betriebenen Aufregung der Geister geneigt waren, die, wenn sie irgend verrathen wurde, die fürchterlichste Rache Napoleons gegen den Herzog und sein Land entflammt haben würde. Goethe widmete sich mit vollem Eifer der Oberaufsicht der ihm untergebenen Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und er förderte die Früchte seines nie ruhenden Geistes, die dem Vaterland zur Hebung und zum Ruhme gereichen sollten. Auch ein deutsches Volksbuch schwebte ihm im Sommer 1808 einige Zeit vor; er besprach sich darüber mit Riemer, doch kam er nicht über den allgemeinen Plan hinaus. Schwer empfand auch Goethe die Demüthigung, die Napoleon zu Erfurt den deutschen Fürsten auflegte, und die Nöthigung des Herzogs zu kostbaren, das Land drückenden, ja auf die Verhöhnung deutschen Volksthums deutenden Festen:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber wer durfte den Zorn des Allgewaltigen reizen! Am wenigsten der Herzog, dessen Namen er schon einmal fast aus der Reihe der deutschen Fürsten gelöscht hätte.

Im März 1809 erfüllte der Aufruf des Kaisers von Oesterreich an sein Volk und ganz Deutschland den Dichter mit schweren Sorgen, da er davon die traurigsten Folgen voraussah, an eine allgemeine Erhebung nicht zu denken wagte. Die weimarischen Jäger mußten nach Tirol ziehen. In Jena, wo Goethe sich an die Geschichte der Farbenlehre hielt, empfing er die Nachricht von der Einnahme Wiens. Während der Krieg seine blutige Ernte im Kaiserstaate hielt, begann er die Ausarbeitung der tragischen Geschichte der „Wahlverwandtschaften". Der unglückliche Zug des Königs von Westfalen brachte Weimar in solche Gefahr, daß Goethe in ängstlicher Sorge von Jena dorthin zurückeilte. Kurz nach der Beendigung seiner „Wahlverwandtschaften" sah sich Oesterreich zum Frieden gezwungen, welcher ihm schwere Verluste auflegte und ihm das treue Tirol entriß, das durch deutsche Truppen niedergeworfen wurde. Hofer starb den Heldentod deutscher Treue. Entsetzt wandte sich Goethe von den traurigen politischen Zuständen ab, deren Besserung in naher Zeit nicht zu erwarten stand. Auch von einer Erhebung Preußens hoffte er kein Heil. Gegen dieses war er sehr verstimmt; es verfolge bloß seine eigenen Pläne, meinte er, ohne des Wohles der kleinen Staaten zu achten, die nur im Anschlusse an Preußen ihre Kraft fänden; „ganz anders würde es stehen, hätte man in Deutschland immer redlich für sich und die Seinigen und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt". Mit warmer Liebe hing er an seinem Fürstenhause, für welches die im Januar 1810 sich entscheidende Verlobung der Prinzessin Karoline mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin ein erfreuliches Ereigniß war. Durch die Dichtung zweier Maskenzüge zu den Geburtstagen der Herzogin und der Großfürstin suchte er dies würdig zu feiern; was Weimars Fürsten von jeher für die Pflege der Dichtkunst gethan hatte, hob er hier hervor und deutete an, wie auch der jetzige Hof dem Beispiele der Vorfahren würdig gefolgt sei.

Statt der von den begeisterten Vaterlandsfreunden ersehnten Vereinigung Preußens und Oesterreichs gegen Frankreich mußten

sich beide mit diesem gegen Rußland verbinden, da es in Folge der Einverleibung Hollands, Oldenburgs und aller Rheinbundstaaten bis zur Mündung der Elbe zwischen dem West- und dem Ostkaiser zum Bruche gekommen war. Als die ungeheuren nach Rußland ziehenden Schaaren Weimar überschwemmten, scheint Goethe die erste Ahnung einer Wendung von Napoleons Schicksal aufgegangen zu sein; denn auf die Aeußerung der Furcht über die Verheerung, welche diese Heere bei ihrem Rückmarsche anrichten würden, erwiderte er: „Wartet erst ab, wie viele davon wiederkommen werden!“ Um nicht Zeuge der unaufhörlichen, das Land erdrückenden Durchzüge zu sein, eilte er früher als gewöhnlich nach Karlsbad. Dieses genoß damals das Glück, zum erstenmal den Kaiser von Oesterreich, in Begleitung seiner kaiserlichen Tochter, die vor zwei Jahren als angetraute Braut Napoleons nach Frankreich gezogen war, bei sich zu begrüßen. Goethe konnte nicht umhin, wie er vor zwei Jahren die Anwesenheit der österreichischen Kaiserin im Namen der Bürgerschaft gefeiert hatte, jetzt den Besuch von Frankreichs Kaiserin, die Napoleons Throne einen Erben geschenkt hatte, an der Seite ihres kaiserlichen Vaters durch seine Muse zu begrüßen. Dabei mußte er ihres Gatten, des jetzt mit Oesterreich gegen Rußland verbündeten Weltherrschers, der sich ihm selbst anerkennend geneigt bewiesen hatte, in Ehren gedenken. Aber wie hoch er ihn auch als Hersteller Frankreichs, als genialen Weltherrscher, als Helden und Günstling des Schicksals feiert, was er von ihm vor Allem erwartet, ist die Herstellung des Weltfriedens, wie wenig er auch an die Erfüllung dieses Wunsches schon damals denken mochte. Durfte er auch nicht im geringsten hoffen, daß sein Wunsch von Einfluß sein, ja diesem nur bekannt werde, so wollte er doch nicht die Gelegenheit vorbeigehen lassen, sein sehnlichstes Verlangen nach Frieden auszusprechen, als dessen Pfand er die Geburt des Sohnes begrüßte, durch die „das Reich gesichert wie gerundet“ stehe, Napoleon selbst „froh im Sohne sich gegründet fühle“.

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu sein,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;

Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden:
Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

Er selbst gestand, daß er die Gedichte in dieser Zeit nicht ohne Sorge veröffentlicht habe, aber sogar Frau von Stein, die Napoleon auf das bitterste haßte, war mit der feinen Art, wie Goethe in diesen herrlichen Stanzen sich einer so schwierigen Aufgabe entledigt hatte, nicht unzufrieden. Frau von Schiller fand Form und Darstellung sehr schön. Goethe aber meinte, er verdanke das Lob, was ihm von manchen Seiten zukam, mehr seinem guten Glücke als seinem Talente. Natürlich zog ihm von andern Seiten diese in pindarischer Weise die gewünschte Tugend als wirklich vorhanden darstellende und so dazu auffordernde Feier des Welteroberers von den warmen patriotischen Seelen bittern Tadel zu. Aus Moskaus Asche stieg ein paar Monate später der Rachеengel auf, welcher den Unterdrücker der Völker, der Europa an seinen Triumphwagen zu fesseln sich vermessen hatte, auf schauerlicher Flucht nach Frankreich zurücktrieb. Aber welche Drangsale hatte Deutschland zu bestehen, ehe der Sturz des neuen Timur ihm gelingen konnte! Goethe, das Kind des Friedens, litt unendlich unter den Wirren und Leiden des nähern und fernern Vaterlandes, besonders da er nicht die Hoffnung hegen durfte, Oesterreich werde seine Eifersucht überwinden und zu dem begeistert erhobenen Preußen als treuer Bundesgenosse stehen. Auch war er über Preußen und das, was er für preußische Anmaßung hielt, nach dem bisherigen Verlaufe der Dinge nicht wenig verstimmt, dazu in Folge der Aufregung körperlich leidend. Doch glaubte er sich auch in dieser bedenklichen Zeit dem Hofe nicht entziehen zu dürfen. Von des Dichters arger Verstimmung gegen die Preußen zeugt noch die auf böser Erinnerung beruhende spätere Aeußerung in den „Tag- und Jahresheften": „Ein geringes Corps Preußen besetzt Weimar, und will uns glauben machen, wir seien unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig, und nehmen nicht für sich ein." Der Dichter war damals durch die kriegerischen Unruhen so aufgeregt, daß die Seinigen seine Abreise nach Teplitz möglichst be-

schleunigten. Kaum gelang es ihm, mit einem preußischen Passe durchzukommen. Am folgenden Tage warfen die Franzosen die wenigen Preußen aus Weimar. In Meißen wurde Goethe, obgleich er in einen russischen Generalsmantel sich versteckt und die Militärmütze tief ins Gesicht gedrückt hatte, von dem Dichter Fouqué, der sich bei einer Kompagnie Freiwilliger befand, erkannt. Nach dessen Wunsch mußte er seinen Waffensegen auf einen ihm dargereichten Hirschfänger sprechen, was er mit den Worten that: „Zieht mit Gott und alles Gute sei Eurem guten deutschen Muthe gegönnt!" Zu Teplitz, wo er mit seiner hochverehrten Großfürstin zusammentraf, erhielt er die ersten Andeutungen von einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon, die ihn aber so wenig zu beruhigen vermochten, daß er nur unendliche Verwirrung in nächster Aussicht und keine Bürgschaft unzweifelhaften Erfolges sah. „Der Himmel gebe Friede um tausend und abertausend Ursachen willen", schreibt er an Zelter, „und dann auch damit wir Leser finden!" Er hatte diese Jahre über sich in seine eigene Vergangenheit und die Zeiten seiner Jugend geflüchtet, und war eben mit dem dritten Bande von „Wahrheit und Dichtung" beschäftigt. Die Welt schien ihm so zerrissen, daß man nicht wisse, wem man angehöre. Auch nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes „verscheuchte ihm die Verdüsterung des politischen und militärischen Himmels und die Nähe so vieler unaussprechlich Unglücklichen jedes Behagen". Als er auf der Rückreise in Dresden, wohin ihn der Herzog berufen hatte, bei Körner mit Stein und Arndt zusammentraf, reizte ihn die allgemeine begeisterte Zuversicht auf Napoleons nahen Sturz zu heftigem Widerspruch. „Schüttelt nur an Euren Ketten!" rief er aus. „Der Mann ist Euch zu groß; Ihr werdet sie nicht zerbrechen." Mit dem Regierungsrath Peucer wettete er sogar um einen Dukaten, daß es nicht zum Kriege kommen, sondern bald Friede sein werde. Als er in Weimar die endlich zu Teplitz abgeschlossene Verbindung gegen Napoleon erfuhr, gerieth er in die bänglichste Spannung, da selbst bei dem günstigsten Erfolge wieder schwere Leiden in Folge des Rückzugs der französischen Armee Weimar drohten. An den Tagen der leipziger Schlacht dichtete er den Epilog zu „Essex", dessen Verse:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag,

ihm später prophetisch schienen, obgleich er selbst damals noch an Napoleons Glück glaubte. Der Herzog trat, sobald er konnte, zu den Verbündeten. Als die Kosaken nach Weimar kamen, schrieb Goethe an ihren Führer, den Oberstlieutenant von Bock, er habe freilich nichts weniger als Kosaken in Weimar zu sehen gewünscht:

Doch als die heilig große Flut
Den Damm zerriß, der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Kosak mir lieb und gut.

Wie wenig aber auch jetzt noch Napoleons Sturz Goethe sicher schien, zeigt sein merkwürdiges Gespräch mit Luden im November. Dieser wurde davon so ergriffen, daß seine Augen sich mit Thränen füllten, und er die innigste Ueberzeugung gewann, diejenigen befänden sich im ärgsten Irrthum, welche den Dichter zu beschuldigen wagten, er habe keine Vaterlandsliebe, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück; er fühlte, daß sein Schweigen bei den großen Ereignissen lediglich eine schmerzliche Resignation gewesen, zu welcher er in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und Dingen sich habe entschließen müssen. Entschieden sprach Goethe gegen ihn den Glauben an die große Bestimmung aus, welche das deutsche Volk noch habe; nur könne, meinte er, kein menschliches Auge die Zeit, wann diese sich erfüllen werde, voraussehen, keine menschliche Kraft sie beschleunigen. Was ihn besonders bei allem Glücke der Befreiung nicht zu wahrer begeisterter Freude gelangen ließ, war seine Trauer, daß Deutschland sich nicht allein zu befreien vermocht hatte, daß es freudig die fremden Völker, von denen vielleicht ihm später selbst Gefahr drohe, als seine Retter begrüßte, daß das eigentliche Freiheitsgefühl noch nicht im ganzen Volke erwacht war, das sich nur freue, sich von diesem Joche befreit zu sehen. Wie schön und groß lautet des edlen deutschen Dichters Wort: „Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über die

ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft." Freilich das Vertrauen auf den jetzigen Erfolg wankte noch oft, ja eines Tages trug er sich mit großen Plänen, den entsetzlichen Kampf abzuwenden, dessen Wechselfälle niemand voraussehen könne*); doch überzeugte er sich bald von der Unmöglichkeit, und meinte dann, man müsse schweigend Gottes moralische Weltregierung anerkennen, da niemand mit sprechen könne.

Der edle Herzog von Weimar, der einen so hervorragenden Antheil an Erweckung und Wachhaltung des deutschen Sinnes, des Hasses gegen den Tyrannen und der Liebe zur unterdrückten Freiheit geübt, zog am 7. Januar 1814 als sächsischer Generalissimus nach den Niederlanden, nachdem Goethe noch an der Hoftafel von ihm Abschied genommen hatte. In Weimar hatten sich Jünglinge und Männer zum heiligen Kampf für das Vaterland gedrängt. Mit ihnen trat Schillers ältester Sohn ein, auch Goethes August ließ sich nicht zurückhalten, aber der Vater wußte den Herzog zu bestimmen, ihn durch einen Auftrag vom Auszug zurückzuhalten. Es war Goethe unmöglich gewesen, bei seiner damaligen unendlichen Reizbarkeit die Sorge um seinen einzigen Sohn neben allem, was ihn drückte und beängstigte, zu tragen. Am Vorabend des Abganges der Freiwilligen, wurde auf einer Privatbühne die Vorstellung von „Wallensteins Lager" mit einer neugedichteten Szene von Goethe geschlossen, in welcher der alte Dichter ein heiteres Wort mit dem herzlichen Wunsche den Scheidenden weihte, daß sie, nachdem sie „das große Werk vollbracht", in alter Liebe und Treue zu den Ihrigen zurückkehren möchten.

Mit gespanntestem Antheile folgte er den Erfolgen der Verbündeten, die am Neujahrstage den Rhein überschritten hatten. Den

*) Vgl. Kiesers Brief an Luise Seidler vom 12. Dezember 1813.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

16. Februar schickte er Peucer den Dukaten, den er bei der in Dresden vor einem halben Jahre geschlossenen Wette verloren, mit heitern Versen, worin er gestand, eine „frechere Wette" könne man nicht verlieren; er hatte zur Zahlung einen rheinischen Dukaten gewählt, da man jetzt über dem Rheine fechte. Als die Verbündeten einmal zurückweichen mußten, sprach er den besorgten Wunsch aus, ihr erster Rückschritt möge auch der letzte sein. In dieser Zeit bangen Harrens war er so gespannt, daß er an Schillers Gattin schrieb, äußere und innere Leiden vermischten sich so, daß man kaum wisse, wie man daran sei. Den 11. April traf endlich die Nachricht der Einnahme von Paris, am 15. die von Napoleons Entsagung in Weimar ein. Die Stadt schwamm in Freude. Goethe konnte bei seinem leidenden Zustande nichts zu einer würdigen Feier der Siegesbotschaft auf dem Theater liefern, doch ward bei der Vorstellung der „Zauberflöte" von Papageno ein Lied gesungen, das Tags vorher auf dem Balle der Ressource allgemeinen Beifall gefunden hatte, und alle Zuschauer sangen den Chor mit. Zu seiner Freude hatte er in dieser Zeit des Jubels, wo er nicht ausgehen konnte, den befreundeten Professor der Geschichte Hofrath Sartorius aus Göttingen, in seinem Hause; dieser konnte ihn über die Kräfte und Verhältnisse der Staaten zu einander einsichtig unterrichten und seine Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands, ja Europas und der Welt, durch eine weite und genaue Kenntniß näher bestimmen. War ja der Druck, der so lange auf ihm gelastet hatte, endlich gelöst und die Erwartung auf eine freie, durch den Eingriff anmaßender Fremdherrschaft und die Drangsale des Krieges nicht mehr gestörte Entwicklung fest gegründet. Ein neues Leben mit seinem befreiten Volke lag ahnungsvoll wie ein heiterer Sommertag vor ihm, aber seine Seele war zu tief ergriffen, als daß er seiner Stimmung hätte einen dichterischen Ausdruck geben können, am wenigsten wäre es ihm möglich gewesen, einen zweiten Theil zu „Hermann und Dorothea" zu schreiben, wie man seltsam genug von ihm verlangt hatte. Dagegen freute es ihn, als Ende Januar einer der Mitarbeiter der jenaischen Literaturzeitung, an welcher er lebhaften Antheil nahm und besonders die dortige Beurtheilung der vielen politischen Flugschriften dadurch ermöglichte, daß er dieselben sofort dem Herausgeber zu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schickte, sich veranlaßt sah, des gerade in neuen Ausgaben erschienenen Gedichts unter den Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland anerkennend zu gedenken. Er selbst hatte sich, als er das Gedicht wieder ansah, gewundert, wie genau noch jetzt, nach so großen Veränderungen, der Sinn passe und zutreffe. Sei das große Werk vollendet, meinte er, könnte man mit Sicherheit ein Gedicht mit Friede schließen, so wäre freilich der betrachtenden und darstellenden Dichtkunst ein großes Feld eröffnet.

III.

Um die Mitte Mai 1814 begab er sich, da er sich nicht weit von Weimar entfernen mochte, zu dem vor kurzem eröffneten nahen Schwefelbade Berka, wo er ein Vorspiel zur Eröffnung des jetzt an die Stelle von Lauchstedt getretenen Theaters zu Halle dichten wollte; dieses sollte zugleich als Todtenfeier des im vorigen November in Folge seiner opferwilligen ärztlichen Thätigkeit am Hospitaltyphus gestorbenen wackern Reil dienen, dem Halle vor allem sein Soolbad und sein Theater verdankte. Eifrig damit beschäftigt, empfing er am 17. Mai durch den mit der Theaterintendanz besonders betrauten Hofrath Kirms einen vom 6. datirten, den 7. an Kirms gesandten Brief mit dem Antrage, ein Vorspiel für das berliner Theater zur Feier der Rückkehr des Königs zu dichten, der etwa in vier Wochen, vielleicht auch früher oder später, in Begleitung des Kaisers Alexander in Berlin eintreffen werde. „Die Gegenwart des Kaisers und die Feier dieser seltenen Freundschaft", bemerkte Iffland, „würde allerdings die Ausführung sehr erleichtern. Da es jedoch nicht positiv gewiß anzunehmen ist, ob der Kaiser mitkommt, und da der Kaiser Franz in dieser Sache so großen Ausschlag gegeben hat, so ist es allerdings nothwendig, seiner auf deutsche Weise zu gedenken und des Kronprinzen von Schweden zu erwähnen." Die Länge des Stückes hänge ganz vom Dichter ab; eine Dauer von zwanzig Minuten werde für ihren Zweck genügen. Da der König nicht gern sich angeredet sehe, so dürfe

dies höchstens am Schlusse geschehen. Kirms ritt sofort nach Berka, um Goethe den so sehr verspäteten Brief zu bringen. Dieser fand die Zeit zur Erfüllung der so plötzlich an ihn herantretenden Forderung zu kurz, lehnte aber noch nicht entschieden ab, sondern versprach, binnen zwei Tagen seine Entschließung ihm schriftlich mitzutheilen. Die ihrem Inhalte nach auf Iffland berechnete Antwort erfolgte am 19.*) Er könne ihm nicht verhehlen, schrieb er an Kirms, daß der freundliche und ehrenvolle Auftrag ihn in eine peinliche Lage versetze, da es ihm wehe thue, „eine einzige Gelegenheit, wie die, welche sich zu Berlin darbiete, zu versäumen", aber wie gern er auch sonst Gelegenheitsgedichte bearbeite, und wie geschwind er sich zu einem solchen entschließe, wovon auch zeuge, daß er eben mit einem von der Badedirektion in Halle verlangten Vorspiel beschäftigt sei, finde er die Sache, nachdem er sie seit vierundzwanzig Stunden nach allen Seiten durchdacht habe, unmöglich. „Vier Wochen sind ein gar zu kurzer Termin; sie wären es nicht, wenn ich mich in Berlin befände oder wenigstens von dem dortigen Theater und den äußern Verhältnissen früher persönliche Kenntniß genommen hätte. Die Wirkung nach Halle und in Halle wird mir leicht .... Die Aufgabe für Berlin ist groß, und ich erkenne in ihrem ganzen Werth die Ehre, die man mir erzeigt, zu glauben, daß ich sie zu lösen im Stande sei. Ich habe den großen Umfang, der gefordert werden kann, schnell durchdacht; aber ich darf keine Erfindung wagen ohne genugsame Zeit und hinreichende Kenntniß. Damit aber dieses nicht eine bloße Ausflucht scheine, so erbiete ich mich,

*) Der Brief ist vom 18. datirt, aber entweder dieses Datum oder das des folgenden Briefes vom 20. muß falsch sein, da im letztern vom „gestrigen Briefe" die Rede ist. Goethe hatte wohl die Zeit von zwei Tagen inne gehalten, den Brief am Morgen des 19. geschrieben, nachdem er volle vierundzwanzig Stunden (Goethe sagt nicht, daß er seit der Abreise von Kirms die Sache durchdacht habe) die Entscheidung reiflich überlegt hatte. Dies scheint mir jetzt wahrscheinlicher als die gegen meinen Uebersetzer Thomas Lyster ausgesprochene Ansicht, der zweite Brief müsse vom 19. datirt werden. Freilich könnte man beide Datirungen retten, wenn man bei dem „gestrigen Brief" an die Zeit denken wollte, in der Kirms den Brief erhalten, so daß dieser erst am 19. abgesandt worden, aber wahrscheinlicher ist, daß Goethe sich einmal im Monatstage versehen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die bei einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte. Hierzu wäre aber nöthig, daß der Herr Generaldirektor irgend einem geistreichen Manne den Auftrag gäbe, sich mit mir in Rapport zu setzen und mich mit den Persönlichkeiten der Schauspieler und Sänger, den Rollen, worin sie am meisten gefallen, und was man sonst noch für nothwendig hielte, bekannt zu machen. Hierauf würde ich die Erfindung gründen und mich darüber, auch abwesend, mit dortigen einsichtigen Männern vorläufig berathen und so getroster an die Ausführung gehen können." Aber schon bis zum folgenden Tage, wohl in den ihm so fruchtbaren frühen Morgenstunden, war ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, und so schrieb er sofort an Kirms: „Haben Ew. Wohlgeboren etwa schon nach dem Inhalte meines gestrigen Briefes Herrn Generaldirektor Iffland mein Zweifeln und Zaudern gemeldet, so haben Sie die Güte, dem verehrten Mann baldigst anzuzeigen, daß mir sein Auftrag allzuschmeichelhaft gewesen, als daß ich nicht hätte alle meine Kräfte hervorrufen und einen Versuch machen sollen, wie sein Verlangen zu erfüllen wäre. Nun ist mir ein Gedanke beigegangen, der mir der Ausführung nicht unwerth scheint. In einigen Tagen soll der Entwurf abgehen; wird er gebilligt, so können Kleider, Dekorationen, Instrumentalmusik durchaus vorbereitet werden. Die Gesänge schicke ich zuerst, sodann den Dialog. Da alles, was zu sprechen ist, unter viele Personen vertheilt wird, so macht sich keine Rolle stark, sie sind alle [an einem?] Tage zu lernen. Mehr sage ich nicht. Wäre meine gestrige Erklärung schon abgegangen, so bitte ich von der gegenwärtigen eiligen Gebrauch zu machen." Mit leidenschaftlichem Eifer hielt er sich an die Arbeit. Den 22. schreibt er an Voigt: „Das Vergangene und Gegenwärtige durchzudenken, werde ich auf die sonderbarste Weise veranlaßt; der Generaldirektor Iffland verlangt von mir ein Vorspiel zur Feier der königlichen Wiederkunft. Es will sich nicht recht ziemen, es abzuschlagen." Der an demselben Tage an Riemer geschriebene Brief ist bisher nicht gedruckt. Am 24. sandte er das in Folge seines Auftrages, der ihn erst erschreckt, denn aufgeregt habe, entworfene, schon vor zwei Tagen fertig gestellte, jetzt

ins Reine geschriebene Programm, über welches er sich Ifflands einsichtigen Rath erbat, der darnach, wenn es Beifall finde, Dekorationen, Kleider und Instrumentalmusik einstweilen besorgen lassen könne. Zunächst wolle er dann die Chöre senden, und er legte den aus seiner „Pandora“ genommenen Kriegerchor zu vorläufiger Ueberlegung sogleich bei.

Sehen wir diesen ersten Entwurf von „Epimenides' Erwachen“, wie ihn von Loeper vollständig mitgetheilt hat, genauer an, so schläft Epimenides vor dem weltzerstörenden Kriege nach dem Willen der Götter ein. Nachdem die vollständige Zerstörung und Unterdrückung erfolgt ist, dagegen Liebe und Hoffnung sich zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden haben, sehen wir Epimenides bei völligem Dunkel erwachen. Von den beiden Genien zu den Stätten der Zerstörung geleitet, schaut er das unübersehliche Unglück, das er bejammert. Aber die Wiederherstellung erfolgt bald darauf. Als Epimenides diese bemerkt, fällt er auf die Kniee und scheint im Gebet sich zu sammeln; dann tritt er hervor und dankt den Göttern, endlich feiert er das Wirken der beiden Kaiser, des Königs von Preußen und des Kronprinzen von Schweden. Epimenides erscheint hier nur als „ein weiser, von den Göttern begünstigter Mann“, der den gewaltsamen Umsturz nicht erlebt, nur einen Augenblick die eingetretene Zerstörung schaut, der dann aber sofort die völligste Herstellung folgt, welche er mit priesterlicher Feierlichkeit in Anerkennung der hohen Mächte, denen sie zu verdanken ist, segnend weiht. Den eigentlichen Inhalt des Festspiels, die Befreiung von Zerstörung und Unterjochung, berührt der Rahmen des Einschlafens und Erwachens des Epimenides scheinbar gar nicht, so daß man sich erstaunt fragt, wozu der Dichter dieser Anwendung der Epimenidessage bedurft habe.

Gehen wir auf den eigentlichen Inhalt näher ein, so hat Goethe hier allgemein gehaltene allegorische, aber dichterisch belebte Darstellungen mit Hindeutungen auf neuere Personen und Begebenheiten verbunden. Zunächst läßt er den Dämon des Krieges und der Zerstörung sich mit dem der List und Zwietracht verbinden. Dem erstern gibt er eine an die Tracht des römischen Imperators erinnernde Kleidung, da er ihn als Welteroberer schildern will,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ohne auf Napoleons Person hinzudeuten; sein Heer besteht aus den dem alten römischen Reiche dienstbaren Völkern, deren er sich zur Unterwerfung der übrigen Welt bedient, wobei die Tracht der einzelnen Völker nicht genau der Ueberlieferung gemäß, sondern nur ähnlich gehalten sein soll, da eben nicht das altrömische Imperatorenthum selbst zur Darstellung kommen, nur allegorisch verwandt werden sollte. Der Dämon der List würde in Kleidung und Betragen an einen Staats- und Hofmann des sechszehnten Jahrhunderts erinnern, also die Diplomatie darstellen, in seinem Gefolge sich Doktoren finden, natürlich der Rechtsgelehrsamkeit, Geistliche und schöne Frauen im Kostüm derselben Zeit. Hierbei hatte der Dichter den Hauptpersonen ein ähnliches allegorisches Gefolge gegeben, wie in „Paläophron und Neoterpe", was Schiller als eine sinnreiche Erfindung gelobt hatte. Daß die Diplomatie noch mehr als der Krieg zerstöre, wird allegorisch glücklich veranschaulicht. Die Folge beider ist die Sklaverei, die Unterdrückung, die wieder durch einen eigenen Dämon dargestellt werden sollte, der durch seine Tracht an die asiatische Despotie erinnere. Auch die beiden Dämonen der List und der Sklaverei vertragen sich nicht wohl: der erstere behandelt den andern verächtlich und entfernt sich, der andere schwört jenem Verderben und „befestigt sich in sich selbst". Hier war die Allegorie noch nicht recht klar; es galt den Dämon der List zu entfernen, da der andere allein auf der Bühne bleiben mußte, um sein Werk zu treiben, ein Reich der Despotie mit aller Ueppigkeit und sittlichen Versunkenheit zu gründen. Damit ist der erste Theil, die vollbrachte Unterdrückung der Welt, zu Ende. Freilich hatte der Dichter Recht, wenn er später sagte, diese drei ersten Szenen ständen fast wie Monodramen neben einander, aber die Verbindung war ihm nachher doch in gewisser Weise gelungen, wodurch die Ausführung sich vortheilhaft vom Entwurfe unterscheidet. Der zweite Theil des Festspiels sollte mit näherer Beziehung auf die Erhebung Deutschlands ausgeführt werden, ähnlich wie schon im Vorspiel von 1807 die Zerstörung durch die Kriegsgöttin und die Wiederherstellung durch die Majestät nach einander hervortraten. Goethe erkennt hier die Wirkung der sittlichen Mächte an, deren Einfluß er während der traurigen Zeit von Deutschlands

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schmach verkannt hatte, und so ist diese Darstellung gleichsam eine Palinodie seines eigenen Unglaubens an eine glückliche Wendung der Dinge, die durch den besonders in Preußen, unter lebhafter Betheiligung von Karl August, wach gehaltenen Glauben an die Macht deutscher Vaterlandsliebe und deutschen Freiheitstriebes und den Haß des frevelmüthigen Unterdrückers bewirkt wurde. Liebe und Glaube werden vom Dämon der Unterdrückung in Schrecken und Angst gesetzt, aber die älteste der drei sittlichen Tugenden, die Hoffnung, ermuntert sie zu gemeinsamer Thätigkeit.

Sehr schön sollte die Hoffnung an Gestalt und Betragen der verewigten Königin Luise ähnlich sein, da diese den Glauben an die Wiedererhebung Preußens immer mächtig festgehalten und den begeisterten Vaterlandsfreunden und Dichtern der Zeit, Zacharias Werner und den Stolbergen, nicht weniger als Körner, Arnim und Stägemann, wie schon von Loeper hervorgehoben hat, als Schutzgeist der deutschen Sache, als himmlische Fürsprecherin für unser arg geknechtetes Volk gegolten hatte. Auch sollte diese ihres heldenhaften Geistes wegen an Minerva erinnern. Goethe hätte ihr gern einen blauen, wohl himmelblauen, Schild und in einem Sternenrade die durch Sterne bezeichnete Chiffre der Königin gegeben. Die durch die vereinte Thätigkeit der sittlichen Tugenden bewirkte Befreiung des geknechteten Vaterlandes wird durch eine kriegerische Musik eingeleitet, zu welcher der Dichter das Thema einer Melodie, die zu Berlin beliebt sei und schon den Enthusiasmus der Masse erregt habe, als Thema gewählt wünschte. Die Hoffnung ist es, welche das Heer über die vom Dämon der Unterdrückung mit Epheu, Sträuchen, Bäumen, Moos und Gras bedeckten Ruinen führt. In diesem Heere sollten nun die zum letzten Krieg verbündeten Völker angedeutet sein, die Preußen in der Ordenskleidung der Johanniter mit dem weißen Sternenkreuze auftreten. Vielleicht könne man auch den Polen die Ehre erzeigen, einige in ihrer alten Tracht erscheinen zu lassen. Jetzt aber zeigen sich auf der Höhe Glaube und Liebe, von hülfreichen Frauen gefolgt, welche die Sieger mit Trinkgefäßen, Blumen und Kränzen jubelnd empfangen. Den Erfolg des Sieges deutet die plötzliche Wiederherstellung des vom Dämon der List in Trümmer gestürzten

tempelartigen Gebäudes des Epimenides an, in dessen Giebel in transparentem Felde das schwarze eiserne Kreuz mit der hellen Einfassung, auf der Giebelspitze der Triumphwagen über dem brandenburger Thore, auf den beiden Zinnen des Giebels die beiden Knaben erscheinen sollten, die dem Epimenides bis dahin gedient hatten. So sollte also Preußen als die Macht gefeiert werden, von welcher die Befreiung Deutschlands ausgegangen war. Aber auch die andern Mächte, welche wesentlich zu derselben beigetragen hatten, mußten ihren Antheil des Dankes erhalten, und so ergab sich die Anrede der drei sittlichen Tugenden an die Kaiser von Rußland und Oesterreich und zuletzt an den König von Preußen. Das Ganze sollte mit einem Chore schließen, welcher in einzelnen Couplets den Freiwilligen, den Frauenvereinen, ausgezeichneten Patrioten und Kriegern und vielleicht noch manchen andern, denen man es in Berlin schuldig zu sein glaube, seine Anerkennung ausspreche. Auch der Engländer müsse gedacht werden. So sollten also im zweiten Theil die besondern Beziehungen auf die neuesten Zeitbegebenheiten reichlich hervortreten, während der erste, der den Sturz darstellte, allgemein gehalten wäre.

Iffland sprach in seiner Erwiderung vom 2. Juni seine freudige Ueberraschung durch Goethes zwei Tage vorher erhaltenes Programm aus. Das Ganze sei aus einer reichen, blühenden Phantasie geschöpft, mit der tiefsten Menschenkunde ausgestattet und müsse von unendlicher Wirkung sein, wenn es auch nur halb so gegeben werde, als es gedacht sei. Die Aufführung sei allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen. Bedenklich war ihm nur, daß man am Anfange leicht darauf kommen könne, wie es ihm selbst ergangen sei, in der Person des Epimenides eine Anspielung auf den König zu sehen, was doch ein höchst schädlicher Mißverstand wäre, weshalb es gerathen sein möchte, durch ein paar bestimmte Pinselstriche vor einem solchen Abwege zu sichern. Eine „zu nahe Hinführung vor das Bild" der verklärten Königin, würde besonders bei dem Könige eine unbesiegbare Wehmuth erregen. Auch gegen die Tracht der preußischen Ordensritter mußte er sich erklären, weil diese, da man sie in Berlin nicht kenne, von unbedeutender Wirkung sein, ja der weiße Mantel mit dem Kreuze die Gedanken auf Ab-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wege führen müsse. Der neueste Kavallerieanzug mit dem schönen echt antiken Helme, der langen blauen Kutka bis über das halbe Bein, würde dem Ganzen ein freies, erhebendes Ansehen geben. Der Erwähnung der Engländer könne man sich freilich nicht entziehen, die Polen dagegen ohne Anstand weglassen. Auch der Schweden würde man aus mehrern zusammentreffenden Umständen vielleicht „nicht eben allzu weitläufig gedenken" können, „obschon es wahrscheinlich unrecht sei". Am 4. mahnte Iffland, es sei nicht eine Stunde zu verlieren, da die Aufführung zwischen dem 20. und 24. Juli erfolgen müsse. Schon vorher hatte er an Kirms genauen Bericht über die in Betracht kommenden berliner Schauspieler und Sänger gegeben.

Mit großem Eifer hielt sich Goethe an die Ausführung der Dichtung, in welcher er, wie er an Iffland schrieb, eine so würdige Gelegenheit erhalten habe, „der Nation auszudrücken, wie er Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde"; die Ausarbeitung des Vorspiels für Halle hatte er Riemer übergeben, der einige Tage Goethe in Berka besuchte. „Haben Sie Dank für so gute Assistenz, ohne die ich mich in der größten Verlegenheit befunden haben würde", schreibt Goethe diesem. Zuerst scheint er den letzten Theil, der ihm besonders am Herzen lag, ausgeführt zu haben; denn schon am 9. konnte er diesen, der nun ganz zusammenhänge, zur Durchsicht und einstweiligen Interpunktion an Riemer senden. Epimenides nahe sich seinem Erwachen, das Stück sei so gut wie fertig, aber freilich die letzte Hand anzulegen wage er kaum allein, da er noch zu nahe daran stehe. Deshalb möge Riemer mit den Damen (seiner Gattin und deren Gesellschafterin) am nächsten Sonntag, den 12., nach Berka kommen, wo dann auch der Anfang fertig sein werde, so daß er das Ganze mit in die Stadt nehmen könne, um eine Abschrift dort anfertigen zu lassen, die er durch Estafette Iffland schicken solle. Letzteres geschah denn am 15. Goethe fügte einen Brief an Iffland und einige ausführliche Bemerkungen hinzu. In den letztern ging er zunächst auf die Möglichkeit der falschen Beziehung des Epimenides ein. Diese zu verhüten solle Epimenides gleich am Anfang allein, sodann mit Genien, sich, sein Schicksal und seine Personalität exponiren. Vielleicht würde

es, da der Titel des Festspiels kein Geheimniß bleiben könne, zweckmäßig sein, in einem öffentlichen Blatte kurz der Sage von Epimenides, seinem vierzigjährigen Schlafe, seiner Berufung nach Athen zur Sühnung und Reinigung der Stadt von der Pest zu gedenken, und die Bemerkung hinzuzufügen: „In der neuen Dichtung nimmt man an, daß die Götter den weisen und hülfreichen Mann zum zweitenmale einschlafen lassen, damit er die große Unglücksperiode nicht mit erlebe, zugleich aber auch die Gabe zu weissagen, die ihm bisher noch versagt gewesen, erlangen möge." So sollte er also am Schlusse wohl die Herrlichkeit des neuerstandenen Deutschland vorhersagen, was in dem ausgeführten Stücke freilich nicht in entsprechender Weise geschieht. Die Diplomaten im Gefolge des Dämons der List sollten bloß einen Sing- und Figurantenchor bilden. Die Damen, welche an Adelheid von Walldorf [im „Götz"], die Gräfin Terzky [im „Wallenstein"] u. a. erinnern würden, sollten durch Ballettänzerinnen dargestellt werden. „Die Männer mittlern Alters erinnerten an Weislingen im ‚Götz', die ältern an Questenberg [im ‚Wallenstein']. Zu den Doktoren würden englische Porträts vortreffliche Kleidung liefern. Die Geistlichen müßten an Richelieu und Mazarin erinnern, wenn man nicht gerade die Kühnheit hätte, sie als Kardinäle und Bischöfe darzustellen. Die Pagen wünschte ich besonders klein und niedlich." Den Kavallerieanzug der Preußen statt der alten Johanniter ließ er sich gefallen. Für den Komponisten fügte er einige Bemerkungen hinzu. Auch Zeichnungen der Dämonen und Genien von H. Meyer legte er bei. So hatte Goethe in einer besonders für sein hohes Alter höchst kurzen Zeit eine so bedeutende Dichtung vollendet; nur ein paar kleine Lücken waren geblieben, die aber den Komponisten nicht aufhalten konnten. Dieser, leider kein bedeutenderer als der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber, kam am 24. zur weitern Besprechung nach Berka. Diese Besprechung hatte, wie Weber berichtet, im musikalischen Theile beinahe einen ganzen Umsturz zur Folge. Das Ganze wurde dann noch einmal durchgesehen, und so nahm denn Weber am 30. Juni das nun ganz abgeschlossene Stück von Berka mit, das dem Dichter zuletzt Qual gemacht hatte, da er sich den Forderungen eines gerade nicht genialen Komponisten fügen mußte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den Hauptanstoß, den das Festspiel macht und der seiner Wirkung den meisten Eintrag that, liegt in der Einführung des Epimenides, dessen Bedeutung und Beziehung zum Ganzen am wenigsten hervortritt. Wie kam der Dichter dazu, sein Festspiel gerade an das Erwachen des kretischen Weisen und halbgöttlichen Helfers und Sühners anzulehnen, welches bereits im Jahre 1790 in einem allegorischen Drama Le reveil d'Epiménide, als Anspielung auf die neue Zeit der Freiheit, verwandt war? Die neue große Zeit sollte am Schlusse segnend geweiht und ihre Dauer weissagend verkündet werden. Dazu schien dem Dichter die Person des alten Epimenides besonders geeignet, aber er durfte an der großen Erhebung des deutschen Volkes nicht betheiligt sein; dieses mußte durch eigene Kraft sich erheben. Da schien ihm denn die Erdichtung eines zweiten Schlafes während der Zeit der Zerstörung und Unterdrückung sich fast als nothwendig zu ergeben: aber dazu mußten wir auch Zeugen der Einschläferung des Epimenides sein, dessen Schlaf nicht erst bei seinem Erwachen erwähnt werden konnte, sollte das Ganze sich zu einer Einheit zusammenschließen, und so mußte mit dieser das Stück beginnen. Freilich ergab sich die weite Ausführung seiner Person am Anfange nicht aus dem Stücke selbst, in welchem nach dem ursprünglichen Plane Epimenides bei seinem Auftreten nur „seine Freude über einen reichen und vollkommen gesicherten Wohlstand ausdrücken" sollte; bloß der Wunsch, eine von Iffland hervorgehobene Mißdeutung zu verhüten, veranlaßte den Dichter, den Epimenides seine Schicksale und seinen Zustand ausführen zu lassen. Aber es ist doch kaum glaublich, daß das Erwachen des Epimenides gar keine Beziehung auf Goethe selbst habe. Sollte ja Goethe auf dem Theater der Hauptstadt des Reiches, welches den Anstoß zur Befreiung Deutschlands gegeben hatte, die großen Siege feiern, gleichsam ihre dichterische Weihe und Segnung vollziehen, wie es Epimenides thut. Und doch hatte er sich von der eigentlichen Durchführung derselben, da er jeden Kampf mit dem Welteroberer für vergeblich hielt, so weit zurückgezogen, daß ihn die wirkliche Erhebung Preußens mit Sorgen und mit Widerwillen erfüllte, daß er an die Macht der von Preußen und seinem eigenen Herzog genährten vaterländischen Ideen nicht glauben wollte, daß ihm das Wirken des Tugendbundes

eine gefährliche Spielerei schien, daß er mit Voigt meinte, man müsse nur den gegebenen Verhältnissen sich fügen und die mögliche Entwicklung zu fördern suchen, statt durch vorzeitige Befreiungsversuche das Land ins äußerste Verderben zu stürzen. Sollte der Dichter nun nicht seine eigene frühere Abwendung von dem vaterländischen Werke der Befreiung als einen Schlaf, in welchen ihn der Götter Schonung versenkt, allegorisch dargestellt haben? Diese seine Abwendung war keine Folge kalter Gefühllosigkeit, sondern seiner weichern Natur, die sich durch jede Gewaltsamkeit abgestoßen fühlte, die besonders bei seiner damaligen Reizbarkeit ihn ganz unglücklich machte. Freilich darin hat von Loeper entschieden Recht, Goethe hat die Unglückszeit nicht verschlafen, wie Epimenides; er hat leidenschaftlichen Antheil an ihr genommen, sie hat sein Herz tief verwundet und zerrissen: aber er hat sich doch möglichst von ihr abgewandt, hat sich in Wissenschaft und Kunst vor ihr geflüchtet, ist ihr, wo er konnte, aus dem Wege gegangen, hat gar keinen thätigen Antheil an der Bekämpfung des Gewaltigen genommen. Dies konnte der Dichter sehr wohl durch den von der Sage ihm gebotenen Schlaf des Epimenides andeuten. Wenn sein Epimenides sagt, er schäme sich seiner Ruhestunden, daß er nicht mit den Siegern gelitten, die durch den Schmerz, den sie empfunden, größer seien als er, so spricht auch hieraus Goethes eigenes Gefühl, das verehrungsvoll sich vor der Heldenkraft beugte, welche den großen Sieg errungen hatte, während sich seine auf ruhige Entwicklung und Beschaulichkeit gestellte Natur vor verwirrender Unruhe, besonders bei seinen damaligen körperlichen Zuständen, scheu in sich selbst zurückzog. Er mußte sich sagen, daß er ungläubig sich jedem thätigen Wirken für die Befreiung Deutschlands entzogen, die er jetzt zu feiern hatte und deren unendliches Glück er jubelnd begrüßte. Und hätte dieser Gedanke ihn nicht zu der Darstellung seiner eigenen frühern Abwendung vom Befreiungskriege im Schlafe des Epimenides bestimmen können? Wir glauben, nur auf diese Weise wird es erklärlich, wie Goethe die Darstellung der Unterjochung und Befreiung der Welt in den Rahmen der Epimenidessage spannte. Daß die List gerade das tempelartige Gebäude des Epimenides zusammenstürzen läßt, der Dämon der Unterdrückung die Ruinen mit Gras, Sträuchen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bäumen überwachsen läßt, die Befreiung es wiederherstellt, hat eben keine tiefere Beziehung auf die Bedeutung des Epimenides, dessen Gebäude sich hier gerade passend darbot, um daran, als an ein Sinnbild festgegründeten Wohlstandes, Zerstörung und Wiederaufbau anzuknüpfen.

Sehr stark hat sich von Loeper in einem Privatbriefe gegen meine Annahme ausgesprochen, daß Goethe bei Epimenides auch an sich gedacht habe; dieses, meinte er, wäre so ungeschickt gewesen, als wenn in unsern Tagen ein Dichter bei der Festfeier der Besiegung unseres Erbfeindes und der Neuaufrichtung des deutschen Kaiserreiches seine werthe Person auf die Bühne gebracht hätte, ja er sprach es offen aus, eine solche Ansicht hätte ich nur aufstellen können, weil ich schon zu den Aeltern gehöre, ein von neuestem Geiste Belebter wäre unmöglich darauf verfallen. Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt. Es fragt sich nur, ob eine Ansicht in sich haltbar sei und den Anschauungen eines von reinem Kunstgefühle belebten Dichters entspreche. Das Neueste und gar das Allerneueste ist nicht immer das Echte und Wahre, oft eine bloße Mode, die, nur durch die Gunst des Augenblicks gehoben, bald ausgelebt hat, und auch in Sachen Goethes hat die neuere Zeitrichtung, das geistreiche Spiel mit glänzenden Einfällen und die Heranziehung des Mitteldeutschen, mehr Schrullen als wahre Förderung gebracht. In der Ansicht, Goethe habe sich gedrungen gefühlt, durch den Mund des Epimenides gleichsam seine eigene Schuld zu gestehen und die verkannte Macht des sich seiner Fesseln entledigenden Volksgeistes anzuerkennen, kann ich keineswegs etwas Altfränkisches, etwas Zopfiges sehen, wie es der Fall wäre, hätte der Dichter sich selbst als Epimenides allegorisirt; nein, dieser drückt nur seine durch den Gang der Handlung bedingte Bekehrung in einer seinem Charakter entsprechenden Weise aus, und wenn der Leser oder Zuschauer dies herausfühlte, so erkannte er darin, wie der Dichter, der wegen seiner politischen Zurückhaltung so viel geschmäht worden, sich getrieben fühlte, seine Bekehrung und seinen Glauben an die Macht des dem Unterdrücker begeistert entgegentretenden Volksgeistes auszusprechen. Freilich von einer Vertheidigung seines frühern Verhaltens, von der Nothwendigkeit, unter den bestehenden Verhältnissen, als Diener eines Staates, dessen

Bestand ihm vor allem am Herzen liegen mußte, und nach seiner Individualität so zu handeln, wie er gethan, konnte nicht die Rede sein, aber des Epimenides Schlaf dürfte auf die ihm nöthige Zurückhaltung von der politischen Aufregung deuten, wie sein für des Volkes Glück und Heil und für das große deutsche Vaterland schlagendes Herz in der weihevollen Freude des Epimenides über die endliche Befreiung sich kundgab. Gerade der glückliche Gedanke, seine innige Theilnahme an den herrlichen Siegen durch eine mythische Dichtung anzudeuten, dieser war es gewesen, der ihn zu der Uebernahme der im ersten Augenblick abgelehnten Dichtung des Festspieles getrieben. Und bei dem allegorischen Charakter desselben durfte er erwarten, daß man in seinem Epimenides nicht bloß den mythischen Weisen von Kreta sehen, sondern auch Beziehungen auf seine eigene Stimmung während der gewaltigen Aufregung des Kampfes um Tod und Leben ahnen werde, ohne daß er zu einer hölzernen Allegorie sich erniedrigt hätte. Goethe war der einzige Dichter, der aus unserer klassischen Zeit herüberragte; sein Zurückhalten in den Tagen, wo so viele jüngere Dichter begeisterte und begeisternde Lieder gesungen, ja ihr Leben im Kampfe eingesetzt, einzelne auf ruhmvollste Weise geopfert hatten, mußte gerade auf seine erste öffentliche Aeußerung auf der Bühne der Hauptstadt des Staates, der sich an die Spitze der Befreiung gestellt und die Volksmacht gegen den Unterdrücker aufgerufen hatte, äußerst gespannt machen, und da lag es nahe, so manches in dem Festspiele als sein eigenstes Gefühl aufzufassen und selbst in der Person des Epimenides eine gewisse Aehnlichkeit mit Goethe selbst zu erkennen, der vielen durch die neue Ausgabe seiner Werke und seine eigene Lebensbeschreibung näher getreten war, aber seine Stimme als deutscher Patriot seit „Hermann und Dorothea" nicht mehr erhoben, kein begeisterndes Wort in die sturmbewegte Zeit geworfen hatte. Sein kretischer Weiser war nicht der Dichter selbst, aber er mußte an ihn erinnern, und wenn Goethe sich dieses nicht verhehlen konnte, so durfte ihm auch gleichsam ein Anklingen seines Schlafes, wie frei dieser auch ausgeführt war, an sein eigenes wenig verstandenes politisches Schweigen wohl zulässig scheinen. Im Jahre 1871 hatte kein Dichter ein Recht, seine eigene Person bei der Siegesfeier entfernt ins Spiel zu ziehen, anders war er nach der Besiegung

des Welteroberers im Jahre 1814 bei dem anerkannt größten und vielseitigsten deutschen Dichter, der, obgleich man ihn der Gleichgültigkeit gegen die Größe seines Volkes beschuldigte, als Herold der Bezwingung des Unterdrückers aufzutreten sich entschlossen hatte.

Bei der Ausführung des Programms hat der Dichter manches höchst glücklich erweitert und neu ersonnen, was sich im ersten Entwurfe nicht fand. So sind, um nur einiges anzuführen, ganz neu die Gestalten der Beharrlichkeit oder der Beständigkeit (denn beide Bezeichnungen derselben Person finden sich durch offenbares Versehen) und der Einigkeit, die von Epimenides hervorgeführt und entschleiert wird, wodurch man an Herders „Prometheus" erinnert wird, in welchem Pallas die Agathia, die reine Menschlichkeit, heranführt und entschleiert. Die Beharrlichkeit hätte man leicht entbehrt, wie denn auch Goethe sie später in der Bearbeitung für Weimar wegließ, wogegen die Einführung der Einigkeit von großer Bedeutung ist, doch wünschte man sie weniger zufällig eingefügt. Ursprünglich hatte der Dichter bezweckt, im Schlußgesange den Chor immer die Einigkeit der Monarchen preisen zu lassen. Auch der Jugendfürst, mit dem die Hoffnung erscheint, ist eine glückliche neue Erfindung; bei ihm schwebt wohl kaum der Marschall Vorwärts selbst vor, vielmehr ist er ein Sinnbild der rastlos vordringenden Jugendkraft, welche die großen Schlachten geschlagen. In dem Schlußgesange tritt das Gefühl der Befreiung Deutschlands, in welchem alle, Volk und Fürst, jetzt neugeboren seien, lebhaft hervor. Die Schlußstrophe wendet sich aber an den König von Preußen allein, da der Rückkehr desselben eigentlich das ganze Festspiel galt.

Nun töne laut: „Der Herr ist da!"
Von Sternen glänzt die Nacht;
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns, war es gethan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

Von Loeper, dem das Verständniß unseres Festspiels so viel verdankt, möchte die Strophe auf den göttlichen Beistand beziehen,

und „Der Herr ist da!“ als eine Art des Gesanges Te Deum laudamus fassen. Aber abgesehen davon, daß uns auch im Schlußgesange eine Beziehung auf die Rückkehr des Landesherrn nicht fehlen zu dürfen scheint, möchten dieser Deutung nicht allein die Worte: „Der Herr ist da!“, die keine solche Deutung zulassen, sondern auch der fünfte und sechste Vers widersprechen; denn unmöglich konnte Goethe die Preußen oder auch die Deutschen im Gegensatze zu andern Völkern als „Gott angestammt“ bezeichnen, da ja „angestammt“ nur „durch Erbschaft oder Nachfolge erlangt“ bezeichnet. Der zweite, jedenfalls bildlich zu nehmende Vers bezeichnet die durch die Rückkehr des abwesenden Königs verbreitete Freude. Freilich steht nach „Der Herr ist da“ ein einfaches Komma, aber der unmittelbar vorgehende Doppelpunkt zeigt, daß wir hier die Anführung einer Rede haben, die aber nicht über diesen Vers hinausgeht, ja es ist das Subjekt zu „töne“. Wirklich ist es nicht Nacht, vielmehr hat erst am Ende von Auftritt 20 der Tag begonnen. Auch der Schluß deutet nicht auf die Freudenfeuer des 18. Oktobers, sondern vielmehr, wie der Ausdruck offenbar zeigt, auf Feuerzeichen, wie die in Schillers „Wilhelm Tell“ und die Martins- oder Johannisfeuer. Mit von Loepers Anführungen, daß die Dichter der Zeit Gott als Mitstreiter nennen, wird nichts bewiesen; der Zusammenhang spricht entschieden gegen seine Deutung, bei der auch übersehen ist, daß „Epimenides“ lange vor dem ersten Freudenfeuer am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig gedichtet wurde. Aehnlich ist in Goethes Finale zu „Johann von Paris“ der eben zurückgekehrte Großherzog als „unser Herr“ bezeichnet, der mit Gott für sie gestritten habe.

Wir können hier auf das einzelne des Festspiels nicht weiter eingehen*), das auch in seiner Ausführung höchst bedeutend ist,

*) Dieses ist geschehen in meinen „Neuen Goethestudien“ S. 318 ff. Gegen mehrere dort ausgesprochene Behauptungen hat ein geistvoller Kenner Goethes, Dr. Franz Cramer, in der Abhandlung „Ueber Goethe und sein Festspiel ‚Des Epimenides Erwachen‘“ (Mülheim am Rhein 1869) Widerspruch erhoben. Richtig ist, daß die Muse den Zuschauern, die hier das deutsche Volk vertreten, innern Frieden nach dem harten Kampfe wünscht, aber sie hat auch hervorgehoben, daß die Deutschen die Eintracht gefunden, die alle andern Völker von ihnen lernen mögen, und diese Eintracht ist es, die sie den harten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wenn auch sich hie und da nicht allein eine kleine Flüchtigkeit der Arbeit im Drange des Augenblicks, sondern auch eine gewisse, von der gewaltigen Aufregung zurückgebliebene Schwäche verrathen möchte. Nicht allein ist das Stück reich an schönen und herrlichen Stellen, sondern manche Theile sind wahrhaft großartig, mit frischem Dichterschwunge ausgeführt, und die Komposition des Ganzen zeigt sich, einige Mängel abgerechnet, des Meisters würdig. Uns konnte es hier nur darum zu thun sein, die Bedeutung des „Epimenides" als politisches Festspiel darzulegen, daß der Dichter hier die unüberwindliche Macht der sittlichen Ideen, welche den Tyrannen gestürzt, und die hohe Bedeutung Preußens anerkennt, da er bis dahin an dem Erfolge beider mißmuthig gezweifelt hatte, gegen die Wirkung beider ungläubig verstimmt gewesen war. Hier gibt er Preußen,

Kampf hat glücklich enden lassen. Daß der Prolog unnöthig sei, hat Cramer nicht widerlegt, ja es stört uns, daß hier das Erringen der jetzt schon gewonnenen Freiheit als Inhalt der folgenden Darstellung, freilich auf nicht ganz zutreffende Weise, bezeichnet wird; ein solcher Prolog entspricht nicht der reinen dramatischen Form, wenn er auch bei einer allegorischen Darstellung eher zu entschuldigen ist. Mein Bedenken, daß das ganze Eintreten des Epimenides fremdartig erscheint, wie geschickt und glänzend es auch ausgeführt ist, hat Cramer nicht beseitigt. Als Idee des Ganzen bezeichnet er, daß nicht im Gewühl drängender, treibender Gewalten, sondern im ungetrübt ruhig beschaulichen Leben der Mensch sein Glück zu suchen habe. Allein diese könnte auch dann nicht darin liegen, wenn Epimenides wirklich den Mittelpunkt der Handlung bildete, da er doch vielmehr nur der umschließende Rahmen ist. Die Bestimmung des Menschen fand Goethe in der vollsten Entwicklung seiner Anlagen zu eigener Befriedigung und zum Besten anderer; dies war seine Lebensweisheit. Wenn der Dichter selbst gegen Zelter die Fesselung und Befreiung der Tugenden durch die Hoffnung als Achse bezeichnet, worauf sich sein Stück herumdrehe, und bemerkt, ohne diese furchtbaren Ketten wäre das Ganze eine Albernheit, so ist es ganz willkürlich, wenn Cramer meint, dieser verstehe unter dem Ganzen (auch unter dem Stücke?) den „gewissermaßen auch selbständigen Theil des Stückes" von den zerstörenden Gewalten, was in keiner Weise dem offenbaren Sinne des Dichters entspricht, besonders wenn man berücksichtigt, daß die Aeußerung durch Zelters Wort hervorgerufen worden, die Szene, wo die Hoffnung auftrete, sei der geheime Leib, woran alle Glieder festgesetzt seien. Daß das Einschlafen und das Erwachen des Epimenides nur der Rahmen sind, war Goethe wohl bewußt, und den darin liegenden Gedanken konnte er unmöglich zum Kern des Festspieles auf die Befreiung Deutschlands von fremdem Joche machen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das sich schon 1805 am Sarge Friedrichs des Großen mit Rußland verbunden hatte, freilich um zuerst von ihm verrathen zu werden, und den Freiheitsideen den verdienten Ehrenkranz, und er zeigt dem deutschen Volke, wie hoch er das Errungene schätzt, wie er mit ganzer treuer Seele zu dem befreiten Vaterlande steht.

Die Aufführung des durch äußern Glanz der Darstellung, reiche Beziehungen auf vaterländische Erinnerungen und eine märchenhafte Einkleidung auf das Volk berechneten Festspiels verzögerte sich durch die Schuld des Komponisten, so daß beim Einzuge des Königs, am 7. August, die Vorstellung nicht stattfinden konnte. Da erkrankte Iffland und starb (am 22. September).

In Weimar erwartete man im Juli, dann im August die Rückkehr des Herzogs, zu welcher Goethe eine Sammlung von Begrüßungsgedichten unter dem Titel „Willkommen" besorgte, wozu er selbst kein Gedicht beisteuerte, aber an den von andern gelieferten einiges änderte. Dabei bemühte er sich auf das emsigste um die Ausschmückung der Stadt. Aber Karl August kam nicht und die Kränze verwelkten; er selbst aber eilte zum Rhein und Main, jetzt ganz neugeboren. Der Herzog dankte ihm am 6. August für die durch Minister von Voigt ihm übersandte „Sammlung Tropfen aus der vaterländischen Hippokrene". Während Goethes Anwesenheit am Rhein war der Herzog am 1. September nach Weimar zurückgekehrt, wo das Theater seine Rückkunft durch einen Prolog von Riemer feierte. Ueber die leidige Verspätung der Aufführung des Festspiels klagte der Dichter in dem von Bitterkeit nicht freien Epigramm:

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen,
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober;
Ich habe den deutschen Juni gesungen,
Der hält nicht bis in Oktober.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Selbst zur Feier des Jahrestages des Sieges bei Leipzig, den ganz Deutschland mit kirchlichen und weltlichen Festen, Aufzügen, Reden, Gesängen, Freudenfeuern und Beleuchtungen beging, war Weber mit „Epimenides' Erwachen" nicht fertig geworden. Statt Goethes erschien am Jahrestag der Schlacht von Leipzig sein frivoler Gegner als Festdichter auf der Bühne von Preußens Hauptstadt. August von Kotzebue hatte zur Festfeier des 19. ein seiner würdiges Vorspiel geliefert: „Die hundertjährigen Eichen oder das Jahr 1914". Ein hundertjähriger Greis, dessen Vater, um dem napoleonischen Drucke zu entgehen, ausgewandert war, kommt an dem Tage zurück, wo man vor hundert Jahren einen Eichenhain gepflanzt, an welchem jener Festtag, nicht der des Siegesjahres, mit Sang und Tanz gefeiert wird. Ein Herold zu Pferde fordert zur Begehung des Festes auf. Im Festzuge, bei welchem dem vorüberziehenden Fürsten das „Heil Dir im Siegeskranz!" ertönt, erscheinen Gelehrte mit den Geschichtsbüchern der Jahre 1813 und 1814 und Künstler mit den Büsten des Königs Friedrich Wilhelm III. und der beiden mit ihm verbündeten Kaiser, die auf dem Altar des hundertjährigen Eichenhains aufgestellt werden. Weber hatte Zeit dafür gehabt, mehrere Gesänge in Musik zu setzen. Solche Platitüden wurden in Anwesenheit des Hofes mit der höchsten Begeisterung aufgenommen, wie ein Berichterstatter meldet, der „einzelne Unwahrscheinlichkeiten und Auswüchse einer zu exaltirten Romantik" sich dagegen gefallen läßt. Darauf folgten Kotzebues neues Lustspiel „Die Rückkehr der Freiwilligen oder das patriotische Gelübde", das „mit herzlichem Lachen über die vielen witzigen, nicht immer sittlich zarten Einfälle aufgenommen wurde", und das beliebte militärische Ballet „Die glückliche Rückkehr". Die Vorstellung wurde am 24. wiederholt. Freund Zelter berichtete Goethe, die Stückchen Kotzebues hätten total mißfallen; die Menge sei darüber unruhig geworden, und der König solle geäußert haben: „Wenn sie so viel Geld an solchen Plunder wegwerfen wollten, sollten sie doch lieber zu Hause bleiben." Aber blieb auch „Des Epimenides Erwachen" noch immer von der Bühne fern, ein Chor desselben sollte am 18. Oktober vor einer erlauchten Versammlung zu wirksamster Aufführung gelangen. Goethe hatte Zelter in Wiesbaden seinen „Epimenides" zu lesen gegeben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den Chor „Brüder, auf! die Welt zu befreien" besaß er in Goethes Abschrift, und dieser „krystallisirte und melodisirte sich in seinem Gehirne", wohl noch vor seiner am 29. September erfolgenden Rückkehr nach Berlin. Zelters Singakademie feierte, nach gleichzeitigem Berichte (vgl. das „Morgenblatt" vom 17. November), den 18. Oktober in Gegenwart des Hofes, des Fürsten Blücher und einer glänzenden Versammlung nach einem Choral von Fasch und dem „Gloria" von Haydn mit diesem „Vorwärts" überschriebenen, zwischen einzelne Stimmen vertheilten Chorgesang, von dem man glaubte, er sei eigens zu diesem Tage gedichtet. Zelter schrieb am 12. November an Goethe, er habe mit diesem Liede ihn überraschen, die weimarischen Choristen hätten es vor seiner Thüre singen sollen. „Nun geschahs, daß Fürst Blücher sich zum 11. Oktober zur Singakademie anmelden ließ, und ich wußte nichts Besseres zu thun als ihn mit diesem Liede zu bewirthen, das ihm Freude gemacht, da es so wahrhaftig und fein gegeben ist. Auch haben es 181 Stimmen so frisch und so energisch gesungen, daß dem Alten die Thränen entlaufen sind." Auffällt, daß hier einer Wiederholung am 18. gar nicht gedacht ist, aber dies verschuldet vielleicht die Redaktion des Briefwechsels, wenigstens ist es unwahrscheinlich, daß Zelter die Aufführung des Liedes am 11.. bei dem Besuche Blüchers rein ersonnen habe oder dies auf Trübung der Erinnerung beruhe; jedenfalls fällt die öffentliche Aufführung auf den 18. und Zelter hatte es ursprünglich wohl für diesen eingeübt.

Bei der Feier des 18. Oktobers ertönten in Deutschland zahlreiche neue Festlieder, die man in Karl Hoffmanns, von Arndt eingeleitetem dicken Bande „Des deutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel" (Offenbach 1815) gesammelt findet. Mehrfach gesungen ward Buris „Heil dir, o Völkerschlacht!" In Regensburg schrieb man Goethe das Lied „Was strahlt auf der Berge nächtlichen Höhn" zu; denn es erschien dort in besonderm Abdruck mit der Ueberschrift „Allgemeines Volkslied am 18. und 19. Oktober. Von Goethe. Regensburg 1814. Zu haben bei Heinrich Augustin."*) Hoffmann führt bei der regensburger Festfeier ein anderes Lied

*) Vgl. Schnorrs Archiv IV, 185. 213 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nebst einem ihm mitgetheilten Gedichte an. Das Lied wurde auch zu Düsseldorf gesungen. Hoffmann nennt S. 219 ff. dieses nebst „Heil Dir im Siegerkranz!", „Heil unserm Bunde, Heil!" und einem Liede „Zur Feier des 18. Oktobers 1814" unter den Gedichten, die „der hiesigen [düsseldorfer] Feier ihre Entstehung verdanken", gibt aber den drei ersten die Ueberschrift „Deutsche Volkslieder". In Gelnhausen ward es nicht gesungen, wie es in Schnorrs „Archiv" heißt (auch dort hatte man ein eigen gedichtetes Festlied), aber der Berichterstatter bei Hoffmann (S. 309) führt die letzte Strophe dieses Liedes eines „unbekannten Dichters" an, das man vielleicht nicht bloß in Regensburg dem großen deutschen Dichter zuschrieb.

Dem Nachfolger Ifflands, dem Goethe befreundeten Grafen Brühl, gelang es endlich, da Weber, den schon Zelters Aufführung des einen Chorgesanges aufgeregt hatte, vom Intendanten gedrängt wurde, das Festspiel am ersten Jahrestag der Einnahme von Paris, den 30. März 1815, zu bringen. Goethe hatte zwei Stellen eingeschoben, die bereits in der Anzeige des Stückes im „Morgenblatt" an demselben 30. März erschienen, aber bei der Aufführung nicht benutzt worden zu sein scheinen. Graf Brühl hatte die Einlegung dreier Verse des Epimenides der Zeitumstände wegen durch Prof. Konrad Levezow veranlaßt, was Goethe sehr verletzen mußte, weil man nicht einmal seine Erlaubniß dazu nachgesucht hatte. Solchen Aerger sollte ihm der aus patriotischer Seele geflossene, mit voller Hingabe rasch geförderte „Epimenides" machen. Seine eigenen Zusätze waren eine Strophe im Schlußgesang in Bezug auf die gerade vor einem Jahre erfolgte Einnahme von Paris und unmittelbar vor diesem Schlußgesange eine Rede des Epimenides, deren zwei letzte Verse die Priester in anderer Weise feierlich wiederholen. Beide deuten auf das Vorschauen in die Zukunft, das Epimenides nach dem ursprünglichen Plane in erhebender Weise verkünden sollte; aber der Dichter hatte, sonderbar genug, gerade diese Ahnung der drängenden Eile wegen unausgeführt gelassen, obgleich Epimenides die Gabe der Weissagung durch den zweiten Schlaf erhalten haben sollte, und eine solche ausgeführte Vorhersagung von Deutschlands neuer Herrlichkeit von großer Wirkung gewesen sein würde.

Aber es war, als ob eine höhere Hand ihn von jener Weissagung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer glänzenden, großen Zukunft Deutschlands abgehalten hätte, wenigstens hätte er sie bei der Aufführung sehr verändern müssen; denn — sonderbare Fügung des Schicksals! — ehe das Stück im berliner Opernhause zur Aufführung kam, war der Tyrann, den das Festspiel als eine Ausgeburt der Hölle, des „Abgrunds", die wieder dahin zurück müsse, behandelt hatte, von Elba zurückgekehrt und bereits am 20. März in das von den feigen Bourbonen verlassene Paris eingezogen. Von Goethes Mißstimmung über dieses unvorhergesehene Ereigniß und das Treiben des Kongresses zeugt seine Aeußerung an Voigt vom 22.: „Und das Neueste? Was soll man sagen? Ein paar diplomatischer Phrasen thuns freilich nicht ab. Ein unübersehbares Unglück scheint sich wieder zu entfalten, und von allen Seiten höre ich Chorus: Plectuntur Achivi. [Das Volk muß es büßen.]"

Unter allgemeinster Besorgniß und dem Unwillen über die Sorglosigkeit der Kabinette und den Hader der Fürsten, deren Eifersucht besonders gegen Preußen gerichtet war, kam das Festspiel, welches die Besiegung des Tyrannen und die Eintracht der Fürsten, die nie schwinden möge, feierte, in Berlin zur Aufführung. Wie war da irgend eine tiefere Wirkung möglich? Erschien ja das Ganze fast wie eine Parodie! Man hätte besser gethan, den „Epimenides", den man wirklich jetzt „zu spät, zu früh" erwachen ließ, diesmal ruhen zu lassen. Der Unglückliche! Iffland, der eine völlig entsprechende Vorstellung allein möglich gemacht hätte, war darüber gestorben, der Tyrann war wieder entstanden, und die schönen Erwartungen des opferwilligen Volkes, der nach fester Machtstellung, starker und zugleich freier Einigung sich sehnenden Deutschen, waren grausam getäuscht. Der König war nicht in Berlin, der Hof fehlte.

Freilich an Erfolg mangelte es trotzdem nicht. Graf Brühl konnte melden, daß er noch nie eine solche Aufführung in Berlin erlebt habe, bei welcher auch nicht der geringste Fehler vorgekommen sei, alles in schönster Harmonie gestanden habe, bei der alle Schauspieler sich ohne Ausnahme, wenn auch nur als Statisten, betheiligt hätten, alle der Güte des großen Meisters, der sie mit dem herrlichen Meisterwerke beschenkt habe, sich würdig gezeigt, daß Webers Musik, wenn auch nicht in allen Stellen neu, doch wirkend, überdacht und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kraftvoll sich erwiesen, daß das Publikum das Ganze mit Theilnahme, Wärme und Liebe aufgenommen habe, wie auch die später anwesenden königlichen Herrschaften, ja der Kronprinz wahrhaft entzückt darüber gewesen, und sich noch immer so äußere, derselbe nur durch das Erscheinen eines modernen Kriegsheeres zwischen den antiken Formen (die Preußen in ihrem neuesten Kavallerieanzuge hatte Goethe nicht zu verantworten) gestört worden sei, aber sich durch seine Bemerkung beruhigt habe, daß bei allegorischen Darstellungen dieser Art die Verschiedenheit der Kostüme den Reiz des Ganzen vermehre und das Bild viel farbiger und unterhaltender mache. Ein durchschlagender Erfolg war durch die Zeitereignisse unmöglich geworden, da die Dichtung statt begeisterter, hoffnungsvoller ernüchterte, ja ängstlich besorgte Zuschauer traf, denen die Nothwendigkeit eines neuen, mit weniger Begeisterung als Unmuth zu führenden Kampfes das Herz drückte. Das Festspiel, auf welches das schon erwähnte Ballet „Die glückliche Rückkehr" von Telle folgte, ward am nächsten Tage wiederholt. Auf Zelters Bericht über die Aufführung erwiderte Goethe, sie gebe ihm nach andern verständigen und ausführlichen Nachrichten darüber*) erst volle Klarheit, mache ihm die Schrift vollkommen lesbar. Vergegenwärtige man sich die Elemente aus welchen eine solche Vorstellung zusammengesetzt sei, so werde man an einer glücklichen Ausführung beinahe verzweifeln. Das aus so vielen Ständen und Kulturen zusammengesetzte Publikum komme, wenn auch mit gutem Willen, nur kalt und unvorbereitet heran, und man könne ihm gar nicht übel nehmen, wenn es im gegenwärtigen Falle mit Unglauben und der schlechtesten Stimmung von der Welt sich versammelt. Zur Feier der Rückkehr des Königs wurde das Stück am 1. Juni wiederholt. Zelter berichtete, daß jetzt manches besser gegangen, besonders die Musik sich immer glücklicher exponire, hob aber einzelne Mängel der Darstellung hervor. Goethe meinte darauf, aus seiner abermaligen Rezension scheine ihm hervorzugehen, es gebreche im ganzen an

*) Gemeint ist besonders der von Brühl veranlaßte Bericht Levezows. Dieser hatte auch zum Textbuch ein „Vorwort an die Zuschauer" geschrieben, das Goethe, der etwas der Art gewünscht (vgl. S. 382), wohl gelungen fand. Vgl. Ernst Elteſter „Goethe und Levezow", „Grenzboten" 1885 Heft 24. 25.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einbildungskraft und Gefühl, und da müsse denn bald Uebertreibung, bald Ermangelung eintreten. Auch dies werde sich bei öfterer Wiederholung geben; denn was die Menschen nicht erfinden könnten, entdeckten sie doch.*) Gelegentlich brächten sie wohl das Stück wieder, und vielleicht lasse sich ihm künftig eine selbstständige Form geben. Freilich war die nächste Zeit wenig geeignet, ihn an eine neue Ausführung des Festspiels denken zu lassen, in welchem er weder dem aufsprudelnden Deutschthum, noch dem tödtlichen Hasse gegen Frankreich, noch den mit dem Volke gespannten Fürsten genügen konnte. Rückert spottete gar, Goethe, stets vornehm und bequem, habe sich „bequemt auf vornehme Manier auch patriotisch zu sein".

Unterdessen hatte er für den Empfang seines als Großherzog zurückkehrenden Fürsten ein Finale zu Boieldieus „Johann von Paris" geschrieben, das am 13. Juni während seiner Abwesenheit (er war schon am 24. Mai nach dem Rhein gereist) zur Aufführung kam. Hier ward, mit glücklichster Benutzung der Personen der Oper und des Wahlspruchs Johanns: „Alles für Gott, Schönheit und Ruhm (im Kampfe für den König)!", als Streiter für Gott, für „der Seele höchstes Heil", der „Herr", der Fürst gefeiert, der jetzt „herrlich angeschritten komme"; aber auch des Volkes, der „Schaar der Millionen", war gedacht, die alle zu dem Streit gestürzt und nicht allein für den König, sondern auch für sich gestritten. Das Ganze schloß mit dem Preise Gottes, der sie erhört, dem Glückwunsche an den Fürsten, der sich und sie erhöht habe, und der freudigen Versicherung, daß „Freiheit auf ewig erstanden" sei. Und letzteres war wenigstens Karl Augusts innigster Wunsch und ehrliches Streben.

Zu Berlin gab man am 16. Juli ein rasch hingeworfenes Festspiel zur Feier des Sieges bei Belle-Alliance; es ward am folgenden Tage wiederholt. In diesem einaktigen Stücke: „Des Epimenides Urtheil" von Levezow, dem Vorredner des goetheschen Festspiels, erschienen

*) Cramer möchte (S. 8 f.) Goethes Wort auch auf das Publikum beziehen, was ich nicht billigen kann, da die Worte, wie auch Zelters Bericht, nur die Darstellung betreffen, nicht den Eindruck, wenn auch Goethe wohl merkte, daß dieser keineswegs packend gewesen sei. Freilich faßte Zelter, dem sein Brief nicht mehr vorlag, Goethes Aeußerung allgemeiner.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

außer Epimenides die beiden Genien, die drei Dämonen und vier Tugenden; die Beharrlichkeit fehlte. Der berliner Witz, der „Epimenides' Erwachen" „Eh, wie meenen Sie des?" taufte, sprach den Unterschied des levezowschen Versuches durch die Bezeichnung aus: „Eh, wie gemeen is des!"*) Goethes Festspiel wurde zur Feier der leipziger Schlacht am 19. Oktober und dann nochmal am 5. April 1816 wiederholt; beidemal folgte darauf Fr. Kind's „Heergesang" mit Chören und Tanz „Die deutschen Frauen". Auch in Weimar sollte am nächsten Geburtstage der Großherzogin das Stück zur Aufführung kommen, bei welcher Kapellmeister Weber selbst die Leitung der Musik übernommen hatte; aber die Vorstellung mußte auf den 7. Februar verschoben werden.**) Eine Wiederholung fand am 10. statt; auch zum 19. Oktober (der 18. war ein Freitag, kein Theatertag) wurde es noch einmal gegeben. Die auf die beiden Kaiser und den König bezüglichen Anreden waren hier mit Beziehung auf die Großherzogin und den Großherzog verändert.

Schillers edle Gattin, die schon beim Lesen des Stückes eine wahre Freude über die „wunderschönen, wundergroßen Gedanken" und die so schöne Fassung des „innern heiligen Gefühls" gehabt hatte, schrieb nach der Aufführung: „In dem Darstellen empfindet man erst recht die Größe und den Reichthum der Idee. Die Sprache ist wunderschön und Anklänge einer glücklichen Vergangenheit, der besten Zeiten, wo Goethe noch aller Wirksamkeit seines Geistes vertraute. Als Plan eines dramatischen Werkes ist manches, meinem Gefühl nach, nicht klar genug für die Darstellung, aber als ein Gedicht, mit Handlung begleitet und mit allen Bedingungen der Außenwelt einverstanden, wozu die Dekorationen und Verwandlungen gehören, die sehr gut ausgefallen, ist es eine interessante Erscheinung, und wer nicht befriedigt ist, zeigt sich selbst am meisten, daß er weder gerecht noch kunstliebend ist. Bei Gemüthern, die sich die Poesie erklären wollen, statt sie zu fühlen, ist ohnehin alles verloren, was ein reines, erhebendes Gefühl voraussetzt. Auch fühlt man

*) Vgl. indeß die Beurtheilung von Elkester a. a. O.

**) Es ist ein Irrthum, wenn in Goethes Werken, denen Cramer (S. 9) folgt, die erste Aufführung auf den 30. Januar gesetzt wird.

bei solchen Gelegenheiten immer, daß wir keine Nation, daß wir kein großes Volk sind." Der Rausch der Begeisterung war schon verflogen und die Eifersucht auf vaterländischen Ruhm, die Lessing vor fast fünfzig Jahren in der „Dramaturgie" den Deutschen nach dem Beispiel der Franzosen gewünscht hatte, war noch immer nicht vorhanden. Aber heute, wo wir zu einem mächtigen, einigen Volk und Vaterland uns vereinigt fühlen, wo wir, was Goethe schmerzlich ersehnt hatte, für uns allein in starkem Zusammenhalten den welschen Uebermuth gebändigt haben, sollten wir auch gegen die politische Stellung unseres großen, weltumfassenden, aber dabei echt deutsch gemüthlichen, das Bild seines Volkes tief im Herzen tragenden Dichters gerechter sein, und seine politischen Gedichte tiefer, freier und sinniger auffassen. Auch sein „Epimenides" ist seiner nicht unwürdig, und wir Deutschen würden uns selbst ehren, wenn wir versuchten, auch ihn in entsprechender, kunstgemäßer, glänzender Darstellung auf die Bühne zu bringen, für die er gedacht ist, auf der er allein seine volle, und, wir sind überzeugt, nicht allein auf ästhetisch gebildete, sondern auf alle rein empfängliche Gemüther eine erhebende Wirkung üben würde. Sollte sich für ihn kein ebenbürtiger Komponist und keine Bühne finden, die es als eine Ehrenschuld fühlte, ihn dem Volke, seiner und der neuerstandenen deutschen Herrlichkeit ganz würdig vorzuführen? Sollte das, was beim zweiten Theile des „Faust" möglich geworden, es bei „Epimenides' Erwachen" nicht sein, sollte er nicht zu einem ständigen Festspiel erhoben werden können? Man wolle nur recht und die Ausführung wird sich überraschend leicht machen. Freilich wird man dabei die ursprüngliche Fassung herstellen müssen, in welcher das Stück für Berlin gedruckt wurde. Im achten Bande der Werke legte Goethe die weimarische Aufführung zur Geburtstagsfeier der Großherzogin zu Grunde und gab dem Stücke mit Bezug darauf, daß ihm das karlsbader Gedicht von 1812 auf die Kaiserin von Frankreich unmittelbar voranging, zwei Stanzen zum Motto. Jenes Gedicht hatte geendet mit dem auf Napoleon bezogenen Verse: „Der alles wollen kann, will auch den Frieden." Daß er sich darin geirrt habe, vielmehr derjenige, der alles wollen kann, nicht ruht, bis er alles erreicht hat, und er dadurch ewigen Krieg hervorruft, deutet er in der unter den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Titel des Festspiels gesetzten Stanze an, wogegen die auf der Rückseite stehende sich auf die Kunst des Dichters und die theatralische Darstellung bezieht.

Mit „Epimenides' Erwachen" waren Goethes größere politische Dichtungen zu Ende. Die traurige Entwicklung der Dinge in Wien, die übermüthige Verhöhnung Napoleons, das Pochen auf die Deutschheit, das ungeschlachte Gebaren der Deuschthümler, das Drängen auf Preßfreiheit, das ungestüme Verlangen der von den Fürsten versprochenen Verfassungen veranlaßten freilich den Dichter auch zu manchen politischen, zuweilen einseitigen Spruch- und Spottversen. Wir erwähnten bereits das Epigramm auf seinen „Epimenides", der zu früh, zu spät (da er keine Wirkung mehr üben könne) erwachen werde. Im Tone desselben schrieb er auch die Verse:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath,
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht!

Diese nach Goethes Tod in den „Nachgelassenen Werken" unter der Ueberschrift „Epimenides' Erwachen letzte Strophe" erschienenen Verse wurden von Riemer in das Jahr 1814 gesetzt, wohl wegen jener Beziehung auf das Festspiel, sie dürften aber in eine Zeit fallen, wo man die Fürsten drängte, dem Volke die verheißene Freiheit zu geben und dadurch allgemeine Unzufriedenheit erregte. Nur von wenigen der politischen Sprüche kennen wir die Zeit der Entstehung. Den Vorschlag, eine Riesensäule zur Feier der Befreiung Deutchlands auf dem leipziger Schlachtfeld zu errichten, den der „Rheinische Merkur" am 23. Oktober 1814 und am 26. Januar 1815 besprach, bespottete Goethe. Dem kurz vor Napoleons Wiederkehr zu Wien zwischen den Mächten ausgebrochenen Streite galten die Verse „Die Engel stritten für uns Gerechte", die am 2. März 1815 gedichtet wurden. Auf den wiener Kongreß deuten auch die beiden zusammengehörenden Sprüche, welche jetzt die „Politika" be-

ginnen, wogegen die Verse „Am jüngsten Tag vor Gottes Thron“ wohl nach den zweiten Einzug in Paris fallen. Auf die Huldigungsfeier zu Weimar am 7. April 1816, bezieht sich der Spruch: „Sage mir, was das für Pracht ist!“ Am 6. September 1818 wurden die Verse: „O Freiheit süß der Presse!“ gedichtet. Aber von allen diesen Sprüchen wurde vorab keiner gedruckt. Erst im Jahre 1821 in der zweiten Abtheilung der „Zahmen Xenien“ (Kunst und Alterthum III, 2) liefen auch einige politische Sprüche mit unter; andere folgten in der vierten bis sechsten Sammlung derselben „Zahmen Xenien“ im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand, die bis dahin noch zurückgehaltenen 1833 in den „Nachgelassenen Werken“ und in der Quartausgabe. Die politische Spruchdichtung begleitete ihn bis zu seinem Ende. Noch sechzehn Tage vor seinem Tode schrieb er den Reimspruch (vgl. oben S. 362):

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier;
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rathe stohn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zusätze.

Zu I, 174. Prof. Nicolovius theilt mir mit: „Karl August äußerte einmal lachend im goetheschen Hause: ‚Ich begreife die Schopenhauer nicht. Aus Anlaß meines Jubiläums wünschte sie geadelt zu werden. Sie hat sich ja selbst zu einer Hofräthin gemacht. Warum nennt sie sich nicht Frau von Schopenhauer? Warum hat sie mich dazu nöthig?‘“ Die Schopenhauer war eine der vielen starken Antipathien des Herzogs, die er in schroffster Weise auszusprechen liebte. Ohne Zweifel hatte sie von einem der kleinen Höfe die Erlaubniß, diesen Titel zu führen, wenn sie auch in keinem Staatshandbuche als solche aufgeführt sein sollte. Völlig unglaublich scheint es, daß sie sich diesen Rang willkürlich beigelegt, sich ohne weiteres als „Hofräthin Schopenhauer“ unterzeichnet und die Freunde dies ohne weitere Nachfrage angenommen hätten. Wenn Karl August den Wunsch der in mancher Beziehung, besonders für das weimarische Gesellschaftsleben, bedeutend gewordenen Frau, die sich von hartem Unglück getroffen fühlte, aus Antipathie nicht erfüllte, so würde man ihm solchen unzarten Spott sehr verdenken, hätte dieser nicht in seiner Natur gelegen, so daß er gegen Frauen nicht bloß in früherer Zeit sich oft roh betrug, wie auch die Hofdame Amalie von Imhof schmerzlich erfahren sollte. Freilich stand die Schopenhauer selbst damals Goethe, in dessen Hause der Großherzog sich diesen Spott erlaubte, nicht mehr sehr nahe, aber dieser schätzte sie noch immer, nicht bloß aus Dankbarkeit, und mußte solche Herabwürdigung bitter empfinden, selbst wenn er in ihrem Verlangen eine Schwäche erkannt haben sollte.

Zu I, 184. Schon im Jahre 1809 zeichnete die Schopenhauer Knebels höchst bedeutenden Kopf, um ihn in Wachs zu bossiren. Goethe half ihr beim Bossiren ein, als er sie im April 1810 bei Knebel traf, und er lobte das von ihr eingesandte Relief sehr, das auch von Facius in Gips gegossen wurde, aber man vermißte darin

die volle Aehnlichkeit, und sie hatte es weder Knebel selbst, noch weniger seiner Schwester, am wenigsten der Prinzessin Karoline zu Danke gemacht. Besser gelang es Friedr. Tieck im Jahre 1820.

Zu I, 190. Anm. Vgl. jetzt A. Harpf „Schopenhauer und Goethe" (Sonderabdruck aus den „Philosophischen Monatsheften" VIII).

Zu I, 301 ff. Frau von Hohenhausen ersucht mich brieflich, mich etwas milder über ihr Buch auszusprechen, das herzerwärmender und doch auch lehrreicher als die meisten Schriften über Goethe, und deshalb für die Jugend und die Frauen eine ansprechende Gabe sei. Aber ich kann den Vorwurf nicht zurücknehmen, daß es durchaus unwahr und gegen Goethe ungerecht ist, dessen sittliches Gefühl es in sein Gegentheil verkehrt, indem es willkürlich, den feststehenden Thatsachen zum Trotz, sich die Dinge zurecht legt und, selbstbeliebig, gestützt auf die manchen Versehen, die in Goethes „Aus meinem Leben" sich unzweifelhaft finden, ohne zwingenden Grund, ja ohne schwerwiegende Bedenken dessen Bericht wesentlich ändert. Den Irrthum, daß ich ihre „Berühmten Liebespaare" zu „Unglücklichen" gemacht, gestehe ich gern ein, und bitte deshalb um Entschuldigung; es lag dabei kein Spott zu Grunde. Ueber die Verse „Unüberwindlich" (S. 303) bemerkt Frau von Hohenhausen, sie seien „augenscheinlich" auf Silvie von Ziegesar zu beziehen; dies werde auch bis heute in der Familie Ziegesar als beglaubigt angesehen, wie ihr ein in Berlin wohnendes Mitglied derselben versichere. Dies war mir freilich unbekannt. Es scheint aber eine ziemlich neue Erfindung, da noch vor ein paar Jahren, als der Brief Silviens, aus dem man sie gesogen, mit Genehmigung ihres Sohnes herausgegeben wurde, nichts davon verlautete. Wir haben darin nur eine der vielen falschen Dichtungen, mit denen man sich in Goethe nahe getretenen Familien trägt; sie ist der Gipfel der Abgeschmacktheit. Wenn Frau von Hohenhausen behauptet, sie habe sich bei der Geschichte Gretchens genau nach Goethes Erzählung gerichtet, so liegt das gerade Gegentheil vor. Wie leicht sie es eben nimmt, beweist mir ihre jetzige Aeußerung: „Das Wirthshaus, worin Goethe mit Gretchen zusammentraf, ist doch sehr wahrscheinlich; wo könnte sie sonst Wein bestellt haben?" Aber Goethe berichtet ja ausdrücklich: „Der Schenk-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirth wohnte nur über die Straße", und er habe den Gesellen darüber Vorwürfe gemacht, daß sie „das Kind in der Nacht allein ausschickten". Ich könnte noch manche andere Beispiele ihrer Mißachtung des Thatbestandes anführen. So wird ihre Behauptung, Schillers bekanntes, auffallend günstiges Urtheil über die „Dido" der Frau von Stein beziehe sich nicht auf diese Dichtung, für jeden, der zu urtheilen im Stande ist, durch die mit Schiller darüber gepflogenen Unterhandlungen, wie sie mein Lebensbild der Frau von Stein vollständig enthält, auf das bündigste als völlig haltlos erwiesen. Das erste Erforderniß ist Achtung vor der Wahrheit, die man nicht drehen und wenden darf, wie man will. Leider wird die Goetheforschung neuerdings durch allerlei Sophistereien so arg verworren, daß man nicht strenge genug gegen alle Verunstaltungen sein kann, vor allem wenn die Jugend und die Frauenwelt mit einem solchen Zerrbilde des Dichters gerührt werden sollen.

Zu II, 83 Z. 10 v. u. Am 20. Juli schrieb Goethe an den Großherzog (Goethes Briefe an Voigt S. 583): „Einer freundlichen Einladung des Herrn von Stein zufolge bereite ich mich in diesen Tagen, denselben zu besuchen." Auf welchem Wege er nach Nassau zu gehen gedachte, verschwieg er. Mit ihm Köln zu besuchen, kann er damals kaum beabsichtigt haben. In Karl Augusts Antwort, die uns vorliegt, bezieht sich kein Wort auf den Besuch von Stein, ebenso wenig findet sich darin oder in den sonst bekannten Briefen eine Aufforderung des Großherzogs, Köln zu besuchen. Nach der Reise sandte Goethe das Tagebuch derselben an den Großherzog. Darauf bezieht sich eine Aeußerung in dessen Antwort vom 14. August, die leider durch einen die Beziehung verdunkelnden Druckfehler, an denen die Ausgabe reich ist, entstellt worden. „Das Journal und Beilagen habe ich vor ein paar Tagen erhalten. Neugierig hat es mich gemacht, die Detailausführung der Annotationen [der Tagebuchangaben] zu genießen [mündlich zu vernehmen], besonders wie du dich mit Steiner [lies „Steinen" oder „Stein"] gepaart hast, dessen vortreffliche und widerwärtige Eigenschaften mir sehr bekannt sind. Es ist Schade, daß bei ihm die Ungeduld alle übrigen Eigenschaften überwiegt." Ein sehr anziehendes, bisher des argen Druckfehlers wegen nicht verstandenes Urtheil.

Personenverzeichniß.*)

Abel, Joh. II, 55.
Alembert, Jean le Ronde d' II 236 f.
Allesina v. Schweitzer, K. 36.
Arndt, Mor. II, 84—87. 93 f. 98 ff. 370.
Ast, Ge. Ant. Friedr. 177 f.
Bahrdt, K. Friedr. II, 180.
Bardua, Karol. 127—129. 132 f. 137—139. 141. 143. 145. 148 f. 160 f.
Basedow, Joh. Bernh. II, 10—14. 254. 257—273.
Bayern, Ludwig I, König v. 33 f.
Bentzler, Joh. Lor. (?) II, 12.
Bernhard, Nic. II, 336.
Bernstorff, C. E. Gräfin v. 17. 19.
Bertuch, Friedr. Justin 5. 116. 121 f. 129—136. 163. 166.
— K. 129. 132—136. 151. 163.
Björnstähl, Joh. Jak. II, 4. 13. 29.
Blücher, Gebh. Leber. Fürst v. II, 392.
Böcking, Kaufmann in Trarbach, und dessen Frau II, 47.
Böckmann, Joh. Lor. II, 244 f.
Bode, Joh. Joach. Christof 17.
Bogner, Erzieherin II, 305. 315.
Boie, Heinr. Christian 20.
Boisserée, Sulp., und dessen Bruder Melch. 200. 204 f. 229 f. 232. 255 f. II, 71—85. 90. 97. 108—113. 115—117. 119—123. 136—140.
Brandes, v., Geh. Kabinetsrath 95.
Brandt, Ferd. Wilh., und dessen Töchter Anna, Dorothea und Thekla 83—86. 91. 104.
Brentano, Bettine 171. 182. 185. 222. 229. 231. 260—268. 306—318. II, 73—81.
— Maximiliane 113. II, 320.
Brion, Friederike II, 327. 337. 339 f.
Brühl, K. Friedr. Mor. Paul Graf v. II, 393.
Buff, Sim. Heinr., Joh. Heinr. und Christof 67.
— Heinr. Adam und dessen Gattin Magdal. Ernest. geb. Feyler 68. 70. 74—77. 82 f.
— Charlotte, deren Tochter X. 68—74. 76. 85. 91—95. 98. 100—105. II, 8.
— Charlottens Geschwister: Karoline 68. 71. 77 f. 83. 87. Ernest. Elisab. Christiane 68 f. Helene 69. 79—81. 83. 88 f. Hans 69. 78. 81—84. 91 f. Wilhelm 69. 83 f. 86. 91. Sophie 69. 81. 83. 89. Sophie Karoline 69. Friedrich 69. 91. Dorothea Henriette 69. Georg 69. 83. 91 f. Amalie 69. 81. 83. 89—91. 97. 100 f. Albrecht 69. 83. Ernst 69. 84. 92. Ludwig 74. 77. 80. Julius 74.
Bunsen, Christian K. Josias 183.

*) Nur ganz nebensächlich genannte Namen und neuere Forscher, insofern sie nicht aus persönlicher Berührung berichten, sind übergangen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Buri, Ludw., Isenbnrg v. 36. II, 41.
Calderon, Don Pedro 155. 159. 182.
Carové, Friedr. Wilh. II, 104. 117.
Caspary, Konr. Adolf (?) II, 18.
Cella, Joh. Jak. 80. 88 f.
Cicero, Marc. Tull. 160.
Cilaix, Sänger 154.
Claudius, Matth. 6.
Collenbusch, Dr. II, 15. 18.
Conta, Karl Friedr., dessen Bruder und Schwestern 117. 121—124. 129. 131. 133—135. 138. 143. 145 f. 149.
Cotta, Joh. Friedr. v. 180. 183. 208. 210.
Coudenhoven, Ludw. v., und dessen Gattin II, 54.
Cramer, Ludw. Wilh. II, 84.
Crespel, Franz. Jakobea und Maria Kathar. 39.
Demer, Maler 153.
Demmer, Jos., und Frau II, 45.
Denier, commissaire des guerres 125.
De Noel, Matth. Jos. II, 134.
Dentzel, Ge. Ed. 125.
Derones (?) 43.
D'Ester, Familie in Vallendar II, 12 f.
Deutscher Kaiser, Franz I 42.
Dietz, Dr., Hofrath und Prokurator 78. 87.
— dessen Vater 78.
Dilschneider, Joh. Jak. II, 130 f.
Döring, Friedr. Wilh. 170. 173.
Dohm, Christ. Konr. Wilh., und Frau II, 54 f. 57.
Dolleschall, Laurenz II, 131.
Dorow, Wilh. II, 122.
Duguet und dessen Frau Sophie 121. 123 f. 126. 135.
Dumeiz (Dumeix), Damian Friedr. II, 8. 245.
Eberwein, Fr. K. 189.
Eckermann, Joh. Pet. 104 f. 204.
Egloffstein, Johanna Soph. v. 121. 137.
Egloffstein, Julie Gräfin v. 192.
Ehrmann, Christian II, 108.
Eichhorn, Joh. Albr. Friedr. II, 93. 108.
Einsiedel, Friedr. Hildebr. v. 140. 147. 153. 164. 183.
Emans, Matth. II, 94.
Emilie und Lucinde in Straßburg II, 319 f.
Ende, Friedr. v. II, 99. 125.
Engelhardt, Architekt 182.
Engels, Joh. Pet. 25.
Eschweiler, J. A., Postmeister in Köln II, 15.
Fahlmer, Johanna, zweite Gattin v. J. G. Schlosser, II, 6 f. 105. 147. 199. 293—299. 301. 304—308. 311 ff. 315. 317 ff. 321. 338. 340 f. deren Mutter II, 315 f.
Fahrenkrüger, Joh. Ant. 144.
Falk, Ernst Friedr. Hektor 79.
— Phil. Konr. 69.
Falck, Joh. Dan., und Frau 116 f. 121 f. 126. 128 f. 134. 177. 181. 209.
Fernow, K. Ludw. 117. 126. 129. 131 f. 136. 138 f. 143—148. 153. 155 f. 158 ff. 164 f. 167 ff. 170. 178. 180 f. 183. dessen Frau 146.
Fochem, Gerh. Kunib. II, 83. 96 ff. 103 f. 116.
Folz, v., in Wetzlar 83.
Fouqué, Friedr. Heinr. K. de la Motte II, 370.
Fritsch, Henriette v. 138.
Frommann, K. Friedr. Ernst, und Frau, Johanna Charl., geb. Wesselhöft 135. 144. 172. 181. 219. 225 f. 237. 243. 248. 271—275. 277—298.
— Joh. Friedr. 135. 268 ff. 283. 292. 298.
— Allwine 237. 250 ff. 268. 287 f. 294.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Froriep, Ludw. Friedr. v. 118. 145. 192.
Fuchs, Max Heinr. II, 81. 92 f. 106.
Galizin, Amalie Fürstin v. 24. 26 f. II, 55.
Gans, Jos. 186.
Gerock, Joh. Ge., und dessen Töchter 39. II, 321—326.
Gerstenbergk, genannt Müller, Ge. Friedr. Konr. Ludw. 186 ff. 191. 204.
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. II, 6. 178. 305.
Göchhausen, Luise v. 121. 123. 133. 141. 155 f. 158. II, 207.
Goedecke, Jak., Kaufmann in Köln II, 101. 103.
Goethe, Joh. Wolfg. Sein tiefes sittliches Gefühl II, 327. Kein gefährlicher Don Juan II, 326—328. Freie Benutzung äußerer Begegnisse und Erfahrungen II, 329. Seine Stimmung in der Zeit des Rheinbundes II, 366. Falsche Sagen über sein Leben 33. 402.

Seine Werke.

Lyrische und epische Gedichte. An den Oberstlieutenant v. Bock II, 371. An die Kaiserin von Frankreich II, 368 f. An die Kölner II, 130—132. An Frau Krafft II, 137 ff. An Fräulein Wilhelmine Herzlieb 235. 295. An Peucer II, 373. Der König von Thule 35 f. Der untreue Knabe 35 f. II, 319. Hermann und Dorothea II, 60. 347. 350. 363. Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt 160. Legende vom Faun II, 246. Lied „Herzlich und liebevoll" (1806) II, 340 f. Prometheus II, 300. 308. Räthsel (?) 145. Reineke II, 344. Schottische Balladen übersetzt? 161. Seefahrt 18. Sonette im Winter 1807/8 215—224. 234 f. 240. 245. 261. 275—286. 295. Sprüche, politische II, 399 f. Trost in Thränen 292. Unüberwindlich 203. 402. Urworte 232 f. Wirkung in die Ferne 240. Zigeunerlied 161.

Dramen, Vorspiele, Prologe, Epiloge und Maskenzüge. Die Aufgeregten II, 344. Belsazar 40. 47. Der Bürgergeneral II, 344 f. Claudine II, 308. 313. 338. Epilog von 1791 II, 343. zu Essex II, 370 f. Des Epimenides Erwachen 189. II, 374—399. (Entwurf II, 377—380. Rahmen II, 383—386. Schluß 387—389. Bedeutung 389 f. 398 f. Aufführungen 389—397.) Erwin und Elmire II, 36. 222 f. 324. 334—336. 338. 374. Der Falke II, 333. Faust 5. 13. 27. 52. 54. 113. 175—203. II, 3 f. 27 f. 283 f. 318. Götz 82 f. II, 41. 338. Finale zu Johann von Paris II, 396. Iphigenie 20 f. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern II, 2. 141—196. (Darin das Drama von Esther II, 145. Ein früherer Jahrmarkt II, 246 f.) Mahomet II, 270 f. Maskenzug von 1798 II, 347 f. von 1802 II, 348. von 1810 182. von 1818 191 f. Die Mitschuldigen 54—63. 150 f. Die natürliche Tochter 27. II, 349. Palaeophron und Neoterpe 192. 216. 224—227. 240 f. 340. 348. Pandora 216. 224 ff. 227. 241. Pater Brey II, 173. 195. 210. 218. 221. Prolog von 1794 II, 345. von 1807 II, 350 f. Prometheus 14. II, 308. Satyros II, 196—292. (Mißverstandene Stellen II, 238—240. Zum Texte II, 277 f. Neuester Humbug II, 285

bis 292.) Stella II, 293—342. Tasso 24. 153. II, 43. Das Unglück der Jacobis II, 245. Die Vögel 20. Vorspiel für Halle II, 374. zum 19. September 1807 170. II, 67 f. 349. 352—365. Zu „Wallensteins Lager" II, 372. Farze gegen Herders „Brutus" ihm fälschlich beigelegt II, 225 f.

Romane. Reisen der Söhne Megaprazons II, 54. 344 f. Die Wahlverwandtschaften 27 f. 33. 182. 226—232. 240—248. 252—257. 261. 293. II, 76. Werthers Leiden 107. 109—114. II, 223. 301 f. Wilhelm Meisters Lehrjahre 20. II, 57. 200 f. 325 f. 328 f. 331—333. Wanderjahre 226.

Andere prosaische Schriften. Brief des Pastors zu *** II, 154 f. Dichtung und Wahrheit 28 f. 34 f. II, 80. 150—153. 216—219. 240—243. 250—257. Reise am Rhein II, 108 f. 111—119. Farbenlehre 187 f. (Vgl. Schopenhauer, Arthur.) Volksbuch II, 366. Zwo biblische Fragen II, 154.

Goethe, Christiane Soph. geb. Vulpius 22. 24. 33. 100. 125 f. 145. 149. 175 f. 190. 225. 273. 295. II, 381. 431.

— Kornelia, Gattin von J. G. Schlosser II, 7. 174 f.

— Jul. August Walther 132. 182. 185 f. 190 f. 200—204. 226. 224. 273. 295. II, 44. 78. 372.

— Kath. Elisab., geb. Textor 96. 228. II, 2. 57.

Görres, Jak Jos. II, 83. 86. 103 f. 108.

Görtz, Joh. Eustach. Graf v. 6 f.

Gotha, Prinz August v. 150.

Gotter, Friedr. Wilh. 71.

— Pauline 239 f. 243. 247.

Götze, Paul II, 45. 47.

Gottfried, Joh. Ludw. (Abelin) II, 4.

Graff, Joh. Jak. II, 55 f.

Grashof, K. Friedr. Aug. II, 85.

Gregoire de Blésimaire 118 f.

Gretchen 32—65. 304. II, 402 f.

Gries, Joh. Dietr. 218.

Grimm, Jak. II, 118 f.

Groote, Eberh. v. II, 83. 90. 96. 102. 104. 117. ff.

— Jos. v. II, 96.

Günther, Joh. Christian 29.

— Joh. Jak. II, 105.

Hagbold, K. II, 95. 116.

Hagen, Friedr. Heinr. v. 117.

Hardenberg, K. Aug. Fürst v. II, 108 f.

Hardy, Bernh. Casp. II, 95. 116.

Hasenkamp, Joh. Ge. II, 10. 18 ff.

Haxthausen, Werner v. II, 124 f.

Hebel, Joh. Pet. 152.

Heimonskinder II, 2.

Heinse, Joh. Jak. Wilh. II, 7. 19. 21 ff. 28. 54. 209. 222—228.

Heiß, Joh. Friedr. II, 63.

Helldorf, Frau v. 186.

Hellvig, Amalie v. vgl. Imhoff.

Herder, Karoline v. II, 141—145. 172 f. 184 f. 211 f. 229 f. 276 f.

— Joh. Gottfr. v. 95. II, 20. 36. 167. 192 f. 202. 204—210. 214 f. 220—222. 232 ff. 253 f. 274—277. 280—282. 300. 304 f.

— Gottfr., Hofmedikus 117. dessen Gattin 174.

Herzlieb, Wilhelmine (Mina, Minchen, Minna) 212—305.

— deren Schwester 236. 239.

— deren Schwägerin 234 f. 298.

Hildesheim, Joh. v. II, 121 f.

Hofmann, Jos. II, 66. 68—71. 77.

Hohenlohe, Friedr. Ludw. Fürst v. 120. 271.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Holtei, K. v. 34. 135. 175. 201—204. 206.
Höpfner, Ludw. Jul. Friedr. II, 148 f. 181. 245.
Huber, Ludw. Ferd. 149.
J. (?), Geliebter von Minna Herzlieb 287.
Jabach, Everard, und dessen Sohn II, 25 f. 30 f. 33.
Jacobi, Friedr. Heinr. 28. II, 4. 6 ff. 9. 14 f. 18. 27. 38 ff. 52—56. 199—223. 232. 294 ff. 298—302. 304. 306—319. 338.
— Elisab. (Betti), dessen Gattin II, 6 f. 16. 20. 38. 147. 301. 305. 313 f. 319. 321.
— deren Kinder II, 16. Max II, 54. 325 f. Clara II, 54.
— Joh. Ge. II, 4. 6 ff. 16. 21—26. 29 f. 33 f. 36 f. 39. 176. 223. 305.
— Charlotte II, 16. 54. 157 f. 199.
— Helene II, 54. 105.
Jagemann, Karoline (Frau v. Heygendorff) 182. 202.
Iffland, Aug. Wilh. II, 374. 377. 380 ff.
Imhof, Pet. Jos. II, 105.
Imhoff, Amalie v. II, 78. 401.
Isenburg, Fürstin v. II, 13.
Jung Stilling II, 15. 17 ff.
Kalckreuth, Friedr. Adolf Graf v. 122 f.
Kämpf, Joh., und dessen Frau II, 10—12. 263.
Kaufmann, Christof II, 197 f. 209 f.
Kestner, Joh. Herm. 69.
— Joh. Christian, dessen Sohn 69. 72—76. 79 f. 83. 93—97. II, 8. vgl. Buff, Charlotte.
— Eleonore, Joh. Christians Schwester 69.
— Kinder von Joh. Christian: Georg 93. 103. 107 f. (dessen Kinder 83. 100. 102. 108.) Wilhelm 94. 108. Karl 94. 107 f. August 94. 99 f. 102 f. 105—107. II, 100. Theodor 94. 98 f. 104. 108. Eduard 95. Hermann 96. 104. 108. Charlotte 96. 100. 107. Luise 97. Clara 97 f. 108. Fritz 97. 108.
Kieser, Dietr. Ge. 186. II, 148.
Klinger, Friedr. Max. 2. II, 148—151.
— Dr. 218.
Klopstock, Friedr. Gottlieb 1 f. 6—18. 20. 26. 29. II, 9. 20.
Knebel, K. Ludw. v. 132 f. 135. 144. 217 f. 225 f. 237 f. 243. II, 204 ff. 279 f. 401 f.
— Luise v., geb. Rudorf 132 f. 144.
— K., deren Sohn 30.
Könneritz, Hans Heinr. v. 192.
Koppenfels, Joh. Friedr. v. 127.
Kotzebue, Amalie Dor. v. 117.
— Aug. Friedr. Ferd. v. II, 391.
Krafft, Luise II, 137 f.
Krahe, Joh. Lamb. II, 23. 33.
Kraus, Ge. Melch. 128. 130 f. 147.
Lannes, Gattin des Marschalls Jean L., Herzog v. Montebello 140.
Lange, Hofrath, Advokat und Prokurator in Wetzlar, nebst Frau und Töchtern (Goethes Nichten) 78 f.
Langer, Pet. Jos. v. II, 79.
Laroche, Soph. v. II, 6 f. 9 f. 13. 27. 48. 146 f. 168. 297 f. 300.
Lavater, Joh. Casp. 25. II, 9 ff. 14. 18—20.
Lebrun, Charl. II, 31.
Lehné, Professor in Mainz II, 110.
Lenz, Gymnasiallehrer in Gotha 170.
Le Sage, in Genf II, 6.
Lessing, Gotth. Ephr. II, 337. 398.
Leuchsenring, Fr. Mich. II, 141. 143 f. 186. 197. 219. 227.
Levezow, Jak. Andr. Konr. II, 393. 395 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Levezow, Ulrike v. 215.
Lichtenstein, Mart. Heinr. K. 226.
Lindheimer, Korn., Dr., Hofrath, Advokat und Prokurator 78.
— Anna Margaretha und Susanna 78.
Loder, Just. Christian, und Frau 118. 144.
Loeper, Gust. v. 233—237.
Loisgen? II, 324 f.
Ludecus, Joh. Christian und Joh. Aug. 117.
— Johanna Karol. Amal. 116 f. 124. 134 ff. 138. 140.
Luden, Heinr. II, 319. 371.
Lyversberg, Jak. II, 31, 94 f.
Maaß, Gastwirth in Koblenz II, 11.
Mannlich, Joh. Christian, Galerieinspektor II, 315.
Mayer, Friedr. I, 188.
Meixner, Charitas 39. 42.
Mellish, Tochter von Jos. Charles M. 214.
Memling, Hans II, 82 f. 140.
Merck, Joh. Heinr. II, 39. 141. 149 f. 204. 206. 209. 295.
Meyer, Heinr. 28. 126. 129 f. 131—141. 143. 145. 147 ff. 152—154. 156 f. 163 f. 216.
Moliere, Jean Bapt. Poquelin de II, 249 f.
Moors, Wilh. K. Ludw. 36 f.
Moritz, K. Phil. 21—24.
Müffling, Friedr. Ferd. K. v. II, 366.
Müller, Arn. II, 18.
— Friedr. v. 146. 176. 201. 207.
Münch, Anna Sibylle und Sus. Magd. II, 326 f.
Münchow, K. Dietr. v. 191. 194.
Napoleon, 368—373. II, 398.
Nees von Esenbeck, Christian Gottfr. 205. II, 125—138.
Nicolai, Christof Friedr. II, 148 f.
Nicolovius, Alfr. 224. 401.
— Fr. II, 120.
Niebuhr, Barth. Ge. II, 138.
Nöggerath, K. und Joh. Jak. II. 91.
Oesterreich, Maria Ludovica, Kaiserin v. 295.
— Karl, Erzherzog v. II, 85.
Oettingen, Domprobst zu Köln, Graf v. II, 102.
Oldenburg, Pet. Friedr. Ludw., Herzog v. 18.
Osann, Friedr. 199 f.
Passavant, Jak. Ludw. 35 f. II, 14.
Passow, Fr. 173 f.
Perthes, Friedr. Christof 28.
Peucer, Heinr. K. Friedr. II, 370 373.
Pfenninger, Heinr. II, 13.
Pfund, Professor 236 f. 288. 293. 299.
Pick, Fr. II, 106—108. 116.
Plautus, Maccius 153. 160. 164.
Pogwisch, Ottilie, Goethes Schwiegertochter 191. 194. 199 f. 202. 204. 206—210.
— Ulrike 204.
Polin, eine junge 214.
Portalis, Jos. Marie Comte de II, 76.
Preußen, Friedr. Wilh., König, und Luise, Königin v. 120 f. 123. II, 49. 390. 394 f. Friedr. Wilh., Kronprinz v. II, 90. 395. Louis, Prinz v. II, 121.
Purmann, Gymnasialdirektor II, 13.
Putbus, Mor. Ulr. Graf v. 6.
R. (?) in Bendorf II, 12.
Raab, Oberstrichter 48—51.
Raabe, Jos. (nicht zu verwechseln mit dem Breslauer Friedr. Raabe) II, 140.
Rauch, Gust. v. II, 105.
Rehfues, Phil. Jos. v. II, 107.

Reinbeck, Ge., und dessen Frau 158. 162.
Reinhard, K. Friedr. Graf v. II, 73—76. Sein Sohn 204.
Reinold, der Heilige II, 2 ff.
Reuter, Joh. Hartw., und Familie 86 f.
Rhodius, Rentmeister in Atzbach, und Familie 87.
Ridel, Korn. Jos. Rud., und Frau, geb. Amalie Buff 89 ff. 96. 103. 116 f. 121—123. 129. 133 f. 166.
Riemer, Friedr. Wilh. 125. 133. 137 f. 145. 171. 216—219. 226 f. 237. 240. 243. 274—281. II, 197 f. 381. 390.
Riese, Joh. Jak. 39. 41. II, 326 f.
Roques, in Neuwied II, 12 f.
Rousseau, Jean Jacques II, 234—236.
Rubens, Pet. Paul II, 30 f. 59 f. 89.
Runge, Phil. Otto 138 f. 154.
Runkel, Lisette II, 245.
Sachsen-Weimar, Anna Amalie, Herzogin v. 5 f. 11. 20. 121. 123 f. 127. 130. 133. 135. 141. 155. 162—165. II, 39. 44. 204 ff. 207. 209 f. 252. 351 f.
— Karl August, Herzog v. 4—9. 21. 127 f. 150. 179. 185 f. 202. 228. 272. II, 44 ff. 49. 83. 99. 113. 119 f. 208 f. 366. 390. 396. 401 f.
— Luise, Herzogin v. 5—8. 20. 125. 128. 131. 144. 147. 150. 171. 179. 184 f. 224. 226. 228 II, 347—351.
— Karl Friedrich, Erbprinz v., und dessen Bruder Bernhard 129. 179. 185. 202. 210. II, 351.
— Maria Paulowna, Erbprinzessin v. und Großfürstin von Rußland 122. 179. II, 351 ff.
— Karoline, Prinzessin v. 127. 171. 224. 226. 228. II, 351. 402.
Sachsen-Weimar, Konstantin, Bruder von Karl August 5.
Sack, Geh. Staatsrath 89.
Sartorius, Ge. II, 373.
Schardt, K. v. 19. 130.
— Sophie v., dessen Gattin 19. 30. 130.
— Ludw. 158. 160.
Schenk, Heinr. II, 54.
Schenkendorf, Max v. II, 104. 117.
Schiller, Joh. Christof Friedr. v. 21. 25 f. 155. 166. 205. II, 56. 61. 67. 71.
— Charlotte v. 101 f. 139 ff. 147. 184. 190 f. II, 397 f.
— Ernst II, 120.
Schlegel, Aug. Wilh. 218. II, 92.
— Friedr. 177 f. II, 71—74.
Schlosser, Joh. Ge. II, 56. 161 f. 176 f.
Schmettau, Wilh. Graf v. 157 f.
Schmitz, Rich. Benedikt II, 41.
Schmoll, Ge. Friedr., Zeichner II, 10 ff. 15. 19.
Schneider (?), Goethes Bekannter in Wetzlar 79.
Schönborn, Gottlob Friedr. Ernst II, 245.
Schönemann, Elisab. (Lili) II, 294. 301. 304. 308 f. 320. 326 f. 331. 339.
Schönkopf, Anna Kathar. 37. 40.
Schopenhauer (oder Schoppenhauer), Heinr. Floris 115 f. 147.
— Johanna 115—211. 237. 293. II, 136. 401 f.
— Arthur 116—119. 134. 142. 147. 154. 157. 160. 167 f. 170. 173 f. 182 f. 186. 190—193. 195 ff. 206. 402.
— Adele 116. 123 f. 129. 132. 141 ff. 145. 181. 186. 188 f. 191 f. 194—210. II, 136.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schröter, Corona II, 208. 210.
Schuckmann, Friedr. v. II, 115—116.
Schulz, Gymnasiallehrer in Gotha 173.
Schütze, Steph. 114. 133 f. 136—139. 145 f. 153. 157. 159. 170.
Schwab, Gust. II, 122.
Schweinitz, v., Geliebter der Herzlieb 288. 299.
Sebastiani, Horace Franç. de la Porta, Comte II, 79.
— Theaterunternehmer 42.
Seckendorf, Karoline v. 240.
Seckendorff, Karl Sigm. v. 7.
Seebeck, Thom. Joh. 217. 225 f.
Seidler, Luise 257. 269 f. 287 f. 293.
Selner, Clem. Aug. II, 88 f.
Smets, Wilh. II, 132—134. 139.
Solms, Laubach Graf v., II, 111. 120. 123.
Spaur, Graf v., 83.
Stark, der jüngere, Hofrath, Prof. u. Geburtshelfer in Jena 191. 294.
Steffens, Henrik, und Frau 181. 294.
Stein, Charlotte v. 11. 156. 164 f. 224. 228. 244 f. II, 42 f. 403.
— Fritz v. 239.
— Sophie v. 141.
— Heinr. Friedr. K. vom und zum Stein II, 83—110. 113. 370. 403.
Stolberg, die Brüder Christian und Fritz Leop. Reichsgrafen v. XIII f. 1—30. Ihre Gattinnen Agnes und Luise 19—22. Ihre Schwestern: Henriette 5 ff. Katharina 4. 6. 19. 30. Auguste 4. 10 f. 16 ff. 19. 28. 31. II, 293 ff. 297 f. 300 f. 320. 337.
Strohmeyer, Heinr. 149.
Süvern, Wilh. II, 110. 113.
Système de la nature (von Holbach) II, 243 f.
Terentius, Publius 153.
Textor, Joh. Wolfg., Goethes Großvater 78.
Tieck, Ludw. 148. 203.
Tischbein, Joh. Heinr. Wilh. 118. 121. 154. 166.
Thibaut, Ant. Friedr. Just. II, 87.
Trapp, Augustin 39 f.
Das Trauerspielmädchen 40—43.
Varnhagen, K. Aug. v. Ense 224. 306 f. 318.
Vogel, K. 204. 207.
Voß, Heinr. II, 45.
Voigt, Christian Gottlob v. II, 109. 390. 394.
— Friedr. Sigism. 226.
Voltaire, Franç. Marie Arouet de 156. II, 207.
Voß, Heinr. 151.
— Joh. Heinr. 17 f. 27. 30 f. 135.
W. (?) 37 ff. 63 f.
Wagner, Joh. Adolf 48—52.
Walch, Appellationsrath 237 f. 298 ff.
Wallraf, Ferd. Fr. II, 59. 64—67. 71 f. 80 f. 83. 90 ff. 94—97. 102 ff. 110. 114 f. 117—120. 122 f.
Weber, Bernh. Ans. II, 382. 390 f. 397.
Weenix, Joh. Bapt. II, 24.
Wenck, Helfried Bernh. II, 181.
Werner, Zachar. 137. 156. 171 f. 175. 187. 216 ff. 224 f.
— Musiklehrer 129. 132. 149.
Werthes, Aug. Clem. II, 25. 222.
Weyland, Friedr. Leop. II, 340.
— Phil. Christian, und Frau II, 129. 134 f. 138. 152.
Wieland, Christof Mart. 5. 117. 121. 129. 133. 137 f. 141. 155 f. 158. 160. 183 ff. II, 68. 190 ff. 212 f. 224. 247—250. 252 f. 279. 282. 300.
Willemer, Marianne v. 189. 197—200. II, 111.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Willmann, Benedikt II, 129.
Wolf, Fr. Aug. 292.
— Osk. Ludw. Bernh. 209. 223.
Wolzogen, Karol. v. 139 f. 147. II, 120.
Wyttenbach, Joh. Hugo II, 46.
Zanoli, Emanuel II, 126. 129.
Zelter K. Friedr. II, 81 f. 125. 391 f. 395 f.
Ziegesar, Silvie v. 213 f. 240. 247. 33. II, 402.
Zumbach, K., Oberrichter in Köln II, 67.

Druckfehler.

I. Vorwort. S. VI, 1 lies „kein"; X, 7 streiche man „die"; S. XI 3 v. u. lies „Geliebten erregt hat", XII, 4 „welcher". S. 39 Z. 17 und 3 v. u. lies „Meixner", 50, 6 „sich" statt „sie", 51, 13 v. u. „Untersuchung", 71 Anm. Z. 6 „Gotter", 91, 4 „Schwester" statt „Tochter", 93, 5 „dem" statt „den", 99, 13 „Sein Auftreten", 158 Anm. Z. 3 „Reinbeck", 192, 6 „und die Ueberredung".

II. S. 4, 6 v. u. ist „man" vor „in" ausgefallen; 45, 6 lies „Demmer", 91, 5 „Professor"; 110, 6 streiche man „von"; 152, 17 lies „Brüggemann", 225, 7 v. u. „Alceste".

Kleinere offenbare Versehen möge man gütigst entschuldigen.

Druck: Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BUCHBINDEREI
JUL. HAGER
LEIPZIG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf